H. misc. 109 — 3/4

Missall. — Encyclop.

Historisch = kritische

Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten

und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglied.

Dritter Theil.

Preßburg,

bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Theils.

Lit. F.

Fägerhierta. S. 3
Fai=tson. 5
Faktion. 6
Favorit. 9
Febyre, la. 12
Fegfeuer. 13
Feigheit. 29
Feizi. 33
Ferdinand. II. 36
Ferdinand v. Kastilien. 38
Fernay. 39
Feuer, ewiges. 42
Flibustier. 44
Foote. 54
Franz d. Heilige. 63
Franzosen. 79
Frauenzimmer. 83
Freidenker. 92
Freimaurer. 95
Freude. 106
Freunde. 109
Freundschaft. 112
Fronde, la. 122
Fuchs. 128

G.

Gabrini, Nikolaus. 130
Gaibia. 133
Galanterie. 137
Galeki. S. 141
Galiläi. 143
Galimathias. 144
Garrik. 146
Gaßner. 153
Gedanken u. Einfälle. 157
Gegenw. d. Geistes. 162
Geiz. 165
Geld. 170
Gelehrsamkeit, Gelehrte. 172
Genie. 175
Gerechtigkeit. 178
Gesandter. 183
Geschichtsstudium. 183
Geschmack. 186
Gesellschaft. 188
Gesetze. 189
Gesundheit. 196
Getränke, hitzige. 203
Gevatterstehen. 207
Gewissen. 211
Gibraltar. 217
Gleichgewicht. 221
Glük, Glükseligkeit. 226
Gold. 227

Gold=

Inhalt.

Goldsmith. 230
Gomarus. S. 233
Gonzaga. 234
Gott. 236
Gottheiten, heidnis. 240
Gottsched, Frau. 243
Graham, Doktor. 245
Graham, Lady. 252
Gratuliren. 256
Gray, Johanna. 257
Großmuth. 264
Guinea. 271
Guise, Herzoge v. 277
Gustav Adolph. 280
Guth, höchstes. 286
Gutes und Böses. 289

H.

Haare, Haarputz. 291
Habeas Korpus. 298
Hacho. 299
Hambrok. 304
Hanau, Gräfin v. 306
Haller, Albrecht v. 309
Haller, d. Jüngere. 315
Handkuß 316
Harcourt, Gräfinn v. 321
Haro. 322
Harrison. 325
Hedlinger. S. 326
Heerfort u. Klärchen. 328
Heiduken. 331
Heinrich III. 334
Heinrich VIII. 335
Heinrich, Prinz von Preussen. 340
Held, Mathias. 346
Helden. 348
Heloise. 354
Helvetius. 364
Heraklius. 374
Herr. 380
Herz. 382
Heumann, Doktor. 382
Heucheley. 383
Heyrathen. 385
Hobbes, Thomas. 387
Hof. Hofmann. 388
Hofkabalen. 394
Hoffarth muß Zwang leiden. 398
Holland. 399
Hudson. 401
Hume. 402
Hupazoli. 404
Hurerey. 406
Hußiten 412

F.

Fägerhierta.

In Kriegsoperazionen eine Feigheit blicken lassen, bleibt selten unbestraft.

Fägerhierta, ein Kapitän bey dem Elfsburgischen Regimente, wurde von Karln XII. nebst dem Lieutnante vom Skaraburgischen Regimente, Namens Eggers, mit 300 Mann Infanterie ausgeschickt, um sich des Passes bey der Brücke von Pihlgaard zu bemächtigen, allein, als es zum Treffen kam, hielt sich Fägerhierta zurück, so daß der Feind beynahe die Oberhand behalten hätte.

Eggers aber rief als ein hitziger Jüngling! „Was nun vor = =! wollt ihr zurückweichen? Bursche! Geht darauf zu! frisch darauf zu! — Hiedurch ermunterte er seine Leute, und bemächtigte sich des Passes. Der König befand sich in der Nähe, und hatte alles mit angesehen; so daß niemand etwas davon wußte; und ritte so wieder zum Lager. —

Am Morgen kam Eggers zum Könige, und berichtete: der Paß sey eingenommen. Dabey hielt er um mehr Mannschaft zur Bedeckung an. — Der König fragte: „Gieng es gut? — Eggers antwortete darauf: „Euer Majestät! es gieng gut genug. — Wenn aber der H. . der Kapitän mich nicht verhindert hätte; so sollte kein Kerl dabey geblieben seyn.“

Eine Stunde hernach kam der Hauptmann, und ließ sich anmelden. Er ward hereingelassen. Indem er aber anfieng, den Verlauf der Sache zu erzählen, fiel ihm der König in die Rede, und sagte: „Wir wissen alles schon voraus. Ihr könnt zum Eggers gehen, und euren Ehrentitel von ihm vernehmen.“ — Hierauf mußte Fägerhierta ohne Abschied vom Regimente. —

Noch schärfer wurde im Jahre 1693 der Kommendant in Heidelberg bestraft, denn man beschuldigte, daß er der französischen Armee

nicht allen möglichen Widerstand gethan habe. — Der Prinz von Baaden ließ ihn in Verhaft nehmen, und der Kriegsrath mußte über ihn das Urtheil sprechen.

Es fiel dahinaus, daß er seinen Adel, und den deutschen Ritterorden, den er trug, verlieren sollte; daß ihn der Jüngste dieser Ritter mit Füßen aus dem Hause dieses Ordens zu Heilbron hinaus stoßen; daß er auf einem Karren, mit dem Scharfrichter an der Seite, durch die kaiserliche Armee geführt werden, und ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte. — Man schenkte ihm indeß noch das Leben. Der Scharfrichter nahm ihm aber auf dem Gerüste den Degen ab, brach ihn in Stücken, und schlug ihn damit verschiedenemal ins Gesicht.

Fai-tson.

Fai-tson war ein vortreflicher, immer siegreicher Kaiser der Chinesen, der viele abgerissene Staaten mit dem Reiche wieder vereinigte. Einst hörte er von einem Weltweisen, Onang-Thao-son, einem siebzig jährigen Greise, der in der Einsamkeit lebte. — Er ließ ihn zu sich kommen, und fragte ihn: „Was man thun müsse, um gut zu regieren, und seine Gesundheit zu erhalten? —

— „Das Volk lieben, und sich viel versagen“ antwortete der Greis. Der Kaiser lobte seine Antwort, und ließ sie aufschreiben. Seine Hofleute fragten ihn eines Tages, als sie ihn sehr niedergeschlagen und tiefsinnig erblickten, um die Ursache. „Glaubt ihr, sagte er zu ihnen, daß es etwas so leichtes für einen Regenten sey, seine Pflichten gut zu erfüllen? Alles, was er thut, hat Folgen. Diesen Morgen fiel mir ein, daß ich eine Sache schlecht entschieden habe, und das raubt mir alle meine Freude.“

Fakzionen.

Sagt Hume, kehren die Staaten um, verstummen die Gesetze, erregen die grausamsten Leidenschaften unter Mitbürgern, die sich gegenseitige Hülfe und Schutz schuldig sind. Noch verhaßter müssen die Urheber der Fakzionen dadurch werden, daß die Schwierigkeit, sie auszurotten, so sehr groß ist, wenn sie einmal Wurzel geschlagen haben. Man findet sie in verschiedenen Jahrhunderten, und sie nehmen nur mit den Staaten ein Ende, in welche sie sich eingeschlichen haben.

Obgleich despotische Regierungsformen nicht ganz von Fakzionen frey sind, so muß man doch

gestehen, daß sie leichter entstehen, und sich in den Ländern der Freyheit leichter ausbreiten; und eben da sind die Folgen desto trauriger. Da sie allemal das System der Gesetzgebung angreifen, so vernichten sie gleich anfangs die Macht der Belohnung und Bestrafung, so daß kein Mittel übrig blieb, sie auszurotten.

Fakzionen entstehen am öftern in kleinen Republiken. Dort wird jeder häusliche Zwist eine Staatssache. Alle Leidenschaften zertheilen das Publikum; die Liebe, die Eitelkeit, die Beeiferung, so gut wie das heiße Gefühl des Ehrgeizes.

Wenn ein ganzer Staat sich in zwey gleiche Fakzionen theilt, so darf man sich über ihre Dauer nicht wundern. Wohlthaten und Injurien, Sympathien und Antipathien geben ihnen täglich neue Nahrung.

Ein Gesetzgeber, der das Geheimniß entdecken würde, dergleichen Fakzionen zuvor zu kommen, würde in der That ein sehr geschickter Mann seyn, und nach dem Urtheile der meisten Philosophen sind dies Entwürfe, welche wie das große Elixir und das Perpetuum mobile in der Theorie sehr angenehm seyn kann; allein man muß keine Ausführung erwarten wollen.

Könnte man die Partheyen, die eine Nazion trennen, auf eine solche Art gegen einan-

der stimmen, daß sie nichts von der Liebe zum Vaterland verlöhren; und niemand gehindert würde, seine wichtigsten Pflichten zu erfüllen, und für das Wohl des Landes zu arbeiten; so glaube ich, würde dies die rechtmäßigste und schicklichste Mittelstraße seyn.

Haben sich die Menschen einmal zu einer Fakzion geschlagen, so fühlen sie weder Schande noch Gewissensbisse, sie treten alle Pflichten und Gesetze der Ehre unter die Füße. Kommt es darauf an, ihrer Parthey einen Dienst zu leisten, so sind sie zu allem fähig. — Eine der traurigsten Wirkungen aller Fakzionen, die England zertheilt haben, und aller Revoluzionen vor Karln II. war diese, daß sie die Gemüther verdarb, und alles Gefühl der Ehre und des Wohlstandes erstickte, welches sich in ihrer ganzen Aufführung äusserte.

In keinen Fakzionen findet man so eingewurzelte Wuth und Blutgierige Maximen, als bey Religionspartheyen, wo sehr oft die schwärmerischen Priester zugleich Ankläger, Richter und Henker waren.

In allen politischen Körpern entstehen oft Fakzionen und Mißvergnügungen, die den Krankheiten ähnlich sind. Bey diesen Unordnungen kann bloß die heilsame Ausübung der ver-

vernünftigen Gewalt Empörungen und bürgerlichen Kriegen zuvor kommen.

Favorit.

Der Liebling, oder Favorit eines Fürsten hat die schwerste Rolle von der Welt zu spielen. — Es ist leicht, in die Gunst eines großen Herrn zu gelangen, aber schwerer ists, sich darinn zu erhalten. — Um dazu zu gelangen, darf man nur einmal gefallen haben; aber sich darinn zu erhalten, muß man wissen allezeit zu gefallen. — Bisweilen setzt man sich durch eine Kleinigkeit in Gnaden; es wird aber List oder Tugend erfordert, darinne zu bleiben.

Der Favorit des Fürsten wird von hundert Augen umringt, wie viel Klugheit muß er nicht anwenden, um sich unter so vielen ausgelernten Hofleuten zu behaupten, die alle von aussen seine Freunde, und im Herzen seine Feinde sind; Freunde in Ansehung ihres Interesses, und Feinde, weil ihre Eifersucht ihnen einen andern zeigt, der die Stelle einnimmt, die sie allein zu verdienen glauben. Und wie viel Geschicklichkeit wird nicht erfordert, die Erbitterung des Neides zu mäßigen, das Vertrauen des Fürsten zu erhalten, und sich seines

Herzens gänzlich zu bemeistern, welches, so zu sagen, vom ganzen Hofe belagert wird?

Der Favorit ist von einer Menge großer Herren umgeben, die gewohnt sind, von einem andern übel zu denken, weil sie nie von sich selbst gut denken können. Die Gelindigkeit und Höflichkeit, welche so viel über den Pöbel vermögen, sind bey ihnen unwirksam. Sie richten ihre Blicke nur auf Unvollkommenheiten. Er hat alles von der Strenge einer solchen Untersuchung zu fürchten. Er ist zu erhaben, um nicht gesehen zu werden, und zu sehr ein Mensch, um nicht Fehler zu begehen, und also allezeit ungewiß, was für eine Wendung man seinen Handlungen geben werde. Besitzt er gute Eigenschaften, so erkennet man sie nicht, und wenn man sie einräumen muß, so setzet man ihnen schlimme entgegen, man verkleinert seine Tugenden und vergrößert seine Fehler.

Der Stand des Favoriten ist das gefährlichste Grab für die Tugend. Und wie schwer ist es nicht, seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit zu erhalten! Der Favorit soll seinem Herrn die Wahrheit sagen. Allein er hat selten den Muth dazu. Er findet seine Rechnung besser dabey, wenn er sich mit den Leidenschaften seines Fürsten verbindet, seine Schwachheiten ausspühret, sie unterstützet, und ihm den Weg des Lasters bahnet. Das Schicksal des ganzen

Volks ist beynahe in seinen Händen. Er ist der Kanal, durch welchen die Gnadenbezeigungen des Hofes erlangt werden. Ein goldener Schlüssel öfnet oft diesen Kanal, und wenn man zu oft versucht wird, so ist es nicht leicht, der Versuchung zu widerstehen. Ein Favorit als ein redlicher Mann ist ein Phönix, und ein König ohne Favoriten ein Held.

Das Glück kann den Favoriten lehren, gegen dasselbe mißtrauisch zu seyn. Er ist zwar der Nächste am Throne, aber zwischen dem Throne und ihm ist ein Abgrund, vor welchem er sich nicht ohne ein Wunder in Acht nehmen kann. Die Geschichte ist voll von unglücklich gewordenen Favoriten. Leicht ists, die Gunst der Fürsten zu erhalten, aber noch viel leichter, sie wieder zu verlieren. Der Graf **Essex** verliert den Kopf, weil er von seiner Königinn geliebt wurde. — **Menzikof**, der mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit aus einem Pastetenbeckerjungen ein Fürst und Feldmarschall wurde, hätte gewiß nicht in Siberien von einem Rubel täglich leben müssen, wenn er nicht der Liebling **Peters des Großen** gewesen wäre. —

Allein das unglückliche Ende der meisten Favoriten macht keinen Eindruck auf die Hofleute. Ihr Ehrgeiz wird dadurch nicht erkaltet. Sie laufen nach der Gunst der Fürsten,

als nach dem kostbarsten Kleinod. Sie bilden sich ein, es sey eine Art des Ruhmes, von einer solchen Höhe zu fallen. Ihre Leidenschaft läßt ihnen sogar in einer beklagenswürdigen Größe noch Reize finden. Es ist aber nicht glaublich, daß ein verbannter Favorit in dem Andenken an seine vergangene Größe ein Hilfsmittel findet, welches ihn wegen des verlornen Ranges schadlos stellet. Es ist vielmehr ein Zuwachs des Unglücks, wenn man sich des genossenen Glücks errinnert. Der Fürst, der seinen Unterthanen seine Freundschaft entzieht, der müßte auch das Andenken davon nehmen können.

La Febvre (d'Etaples).

War ein sehr geschickter Theolog und Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts. Man führt von ihm folgenden interessanten Zug an:

Die Königinn von Navarra, eine Beschützerinn der Talente, wollte einsmals bey diesem guten Alten von 101 Jahren speisen. Zu Ende der Tafel sah der alte Mann die Königinn an, und sagte: „Madame! ich setze sie zu meiner Erbinn ein; meine Bücher vermache ich dem Hrn. Gerard le Roux (Prediger der Königinn), was ich besitze, nebst meinen Klei-

dern, vermache ich den Armen, das übrige empfehle ich Gott."

„Was wird mir also von der Erbschaft übrig bleiben? versetzte die Königinn." „Die Sorge, meine Verlassenschaft unter die Armen zu theilen." — „Das will ich thun, antwortete die Königinn, und ich schwöre euch, daß es mich mehr freuet, als wenn mich der König, mein Bruder zur Erbinn eingesetzt hätte."

Fegfeuer.

„Alle Menschen (sagt einer unserer neuen „Schriftsteller) haben, oder suchen von je her *allerley* Erfindungen, wie sie Geld zusammen bringen mögen. Nach Unterschied der Stände und Professionen sind auch die Wege unterschieden, diesen Endzweck zu erreichen.

Die weltlichen Obrigkeiten können durch die in Händen habende Macht dazu den bedürfenden Nachdruck geben, und die Unterthanen zu Abtragung der ihnen aufgelegten Schatzungen zwingen. Diejenigen Menschen aber, denen dieser Zwang mangelt, ersinnen andere, theils rechtmäßige und zugelassene, theils unrechtmäßige und verbotene Mittel, um Geld zu erlangen.

Die Geistlichen sind von der Liebe zum Gelde nicht befreyet, vielmehr davon noch stärker, als andere Leute eingenommen. Es ist ihnen aber als Geistlichen, solches zu erlangen, eigentlich keine andere Art anständig und zulässig, als was ihnen zu ihrem Unterhalte von der weltlichen Obrigkeit, von Kirchen und Gemeinden freywillig gereicht wird.

Da nun bey Ausbreitung des Christenthums sehr viele Menschen sich in den geistlichen, sonderlich Mönchsstand begaben, indem ihnen die guten faulen Tage sehr wohl behagten, die gemeldten ordentlichen Wege aber nicht zureichten, daß davon eine so große Menge Müßiggänger hätten bequem leben können, so ersann man zu diesem Ende allerley Mittel, worunter vor allen andern das **Fegfeuer** entsprach. —

Die eine Absicht zur Erfindung und Errichtung desselben hatte man, um durch diesen von einigen Kirchenvätern selbst so benamten frommen oder heiligen Betrug (pias fraudes) die Menschen gleich als durch einen Knecht Ruprecht oder Popanz noch mehr fürchten zu machen, wobey die andere vornehmste Absicht hinzu kam, da man den Leuten allerhand Mittel an die Hand gab, mittelst welchen sie bald aus dem Fegfeuer gelangen könnten, die aber keiner

umsonst erhielt, sondern alle mit klingender Münze erkauft werden mußten.

Pabst Gregorius Magnus erdachte 600 Jahr nach unsers Heylandes Geburt die Invenzion, daß durch die Seelmessen den Verstorbenen aus dem Fegfeuer könne geholfen werden.

Mit dem für Geld feilhabenden Ablaß gieng man so weit, und dermaßen unverschämt zu Werke, daß endlich klugen Leuten darüber die Augen aufgiengen, und dadurch die weltbekannte Reformation veranlaßt wurde.

Bey den Kranken und auf dem Sterbebette liegenden, sonderlich Wohlbemittelten, bemühten sich schon vor Zeiten sowohl, als auch noch heut zu Tage unsere Geistliche ungemein, nicht sowohl sie zum Tode behörig zuzubereiten, sondern vielmehr ihnen das Fegfeuer recht heiß zu machen und fürchterlich abzumalen, wodurch sie denn sonderlich in den vorigen blindeifrigen Zeiten von den ohnehin kleinmüthigen Sterbenden alles erhielten, was sie nur wollten. — Wiewohl es heut zu Tage ihnen nicht mehr so glücken will, indem die Leute nicht mehr so gar leichtgläubig sind, auch die weltlichen Obrigkeiten durch kluge und kräftige Gesetze alle Vermächtnisse der Sterbenden an Klöster untersagt und für nichtig erklärt haben.

Der

Der Jesuit P. Rau, seligen Andenkens, giebt uns von den Quaalen der armen Seelen im Fegfeuer eine sehr genaue Nachricht, indem er uns in seinem Buche: Herold aus der andern Welt sogar einen Soldaten aufstellt, der mit Leib und Seel im Fegfeuer gewesen, und Wunderdinge davon erzählt haben soll. Jedoch wir wollen ihn selbst hören:

„Als der heil. Bischof Patrizius den Irrländern das heil. Evangelium predigte, und sie weder durch Wunderwerk, noch durch Drohung künftiger Strafen, noch auch durch Versprechung der himmlischen Freuden zum christlichen Glauben bekehren konnte, dieweil sie immerdar sagten, sie wolten solche Ding, so er ihnen von der künftigen Welt predigte, durchaus nicht glauben, es seye dann Sach, daß einer aus ihnen dergleichen Peynen und Freuden mit Augen sehen, und ihnen wahrhaftiglich verkünde. Da suchte der heil. Bischof Hilf bey Gott, und erwarbe durch sein eyfriges Gebett, daß er ihm ein gruben zeügte, durch welche man in das Fegfeuer gehen kunte. Das zeigte der heil. Mann dem Volk an, und vermöchte durch sein eyfriges zusprechen so viel, daß sich einige beherzte Leuth hinein begaben, und etliche von denselben zuruck kommen, und was sie gesehen und erfahren hatten, glaubwürdig erzehlt hatten. Durch wel-

welches große Mirakul das Volk den Irrthum verlassen, und den Glauben Christi angenommen hat. Nachgehends hat der heil. Patritius diese Gruben mit einer Mauer umgeben, und eine Abtey gebauet, in welcher die Religiosen Gott dieneten, die Schlüsseln zu dieser Grube hatten, und diejenige, welche aus Bußfertigkeit hinein gehen wollten, wohl unterwiesen, und durch die Beicht und Communion darzu bereiteten.

„Wann sich etwan einer hinein zu gehen anmeldete, sprachen die Ordensgeistliche zu ihm: Du wirst diese Nacht sehr schröckliche Peynen und Anlauf der Teufeln sehen und erfahren, sie werden dich aber nicht verletzen können, wofern du den Namen Jesu allezeit in dem Mund haben, und mit dem Herzen anruffen wirst. Wann du aber durch ihr Schmeichlen oder Bedrohungen dich wirst lassen abwendig machen, und den Nahmen Jesu nicht anruffen, so wirst du gewißlich zu Grund gehen, und nicht mehr heraus kommen. Darnach setzten die gemelde Geistliche demselben Menschen gegen den Abend auf die Gruben, verschlossen die Thür derselbigen wohl zu, und liessen ihn die ganze Nacht darinnen. Des Morgen pflegten sie wieder zu kommen, und den Menschen wieder heraus zu nehmen, fanden sie ihn dann nicht, so warteten sie auch nicht auf ihn, wohl wissend, daß er

gestorben wäre. Diese Grub hat eine geraume Zeit gewähret, und seynd vielle hineingegangen, und wieder herauskommen; demnach aber der christliche Glaub genugsam bewährt ware, ist von dem Pischoff befohlen worden, hinfüro niemand mehr hinein zu lassen.

„Unter anderen, welche hinein gangen, und wider heraus kommen seynd, war ein Soldat, Namens Oenus, welcher nach empfangener Beicht und Communion sich hinein gewaget, und durch herzliche Anruffung des süssen Nahmens Jesu von aller Gefahr errettet worden. Als er wieder heraus kommen, erzelte er, wie daß, als er durch die tiefe Gruben weit hinein gangen, seye er erstlich auf ein grosses Feld kommen, in welchen ein schöner Pallast stunde, und aus welchem vierhundert und fünfzehen heillige Männer zu ihme kommen, die ihm vorgesagt, was ihm begegnen würde, und wie er sich standhaft halten sollte. Nachdem diese Heiligen verschwunden, da erschienen ihm vielle Teufeln in erschröcklicher Gestalt, welche zu ihm sprachen, kehr wieder um, du Verwegener, sonst wird es dir übel ergehen. Er sprach, ich achte eure Drohwort nicht, sondern verlasse mich auf die Hilf des allmächtigen Gottes. Auf diese Wort ergriesen ihn die Teufel, binden ihn Händ und Füß zusammen, und warffen ihn in ein grosses Feuer. Er aber rufte mit

Mund

Mund und Herzen den süssen Nahmen Jesu an, und durch die Kraft desselben wurde das Feuer ausgelöscht.

„Alsdann nahmen ihn die Teufel bey den Armben, führten ihn in ein weites und dunkles Feld, zeigten ihm die Peynen der armen Seelen, welche allda gepeiniget werden. Erstlich sahe er da viel, welche nach der Länge auf dem Boden auf ihren Angesichtern lagen, mit vielen feurigen eisenen Nägeln an den Boden angenaglet waren, auf diesen hüpften die Teufel herum, und zerfleischten sie erbärmlich mit feurigen eisenen Ruthen, da sprachen die Teufel zu ihm: Dieses alles must du leiden, wenn du nicht wieder zuruck kehrest. Als aber er sagte: Ich gehe nicht zuruck, sondern verlasse mich auf die Hilf meines Gottes; da warffen ihn die Teufel zu Boden, und wolten ihn mit feurigen Nägeln annageln; als er aber schrye: O Jesu! komm mir zu Hilf, flohen die Teufel von ihm.

„Von dannen gieng er fort, und kam an einen andern Orth voller Schmerzen und Armseligkeit, in welchen unzahlbare Männer und Weiber, Alte und Kinder nackend auf den Rukken lagen, und mit Nägeln an den Boden angehäft waren. Ueber etliche von diesen sassen feurige Drachen, welche die Armsellige zerbissen und zerfrassen. Auf den andern lagen ungeheure Schlangen, welche ihre Häls und

Aermb in den ganzen Leib umringten, mit ihren Mäuleren und Zähnen deren Brust zerbissen, mit denen Stachlen ihrer Zungen derer Herzen durchstachen. Auf anderen sassen ungeheure grosse feurige Krotten, welche ihre Köpf in der Seelen Mäuler steckten, und deren Zungen zernagten.

„Es wolte doch ein jeder diese grausamme unmenschliche Peynen zu Herzen führen, und sich darbey erinnern, wie gewaltig streng die göttliche Gerechtigkeit seye. Ach was muß das für ein Peyn seyn, wann einer mit feurigen eisenen Nägeln durch Händ und Füß, durch Armb und Bein, durch Rücken und Bauch an die Erd soll angenaglet seyn. Ach was muß das für ein Graußen seyn, wann feurige Drachen, giftige Schlangen, und abscheulige Krotten einen auf den Leib sitzen, die Brust zerbeissen, das Herz zerfressen, und die Zungen vergiften solten. Kein Tyran auf Erden thut seinen ärgsten Feinden solche Marter an, welche der liebreiche Gott seinen lieben Freunden, so ihm etwas schuldig seynd, anzuthun pfleget, es wolle sich doch ein jeder nach Möglichkeit für Sünden hütten, und die schon begangene bey seinem Leben abbüssen, damit er nicht in jener Welt in die Hand Gottes falle, und mit obbemelter Marter gepeyniget werde.

„Nach

„Nach diesen führten die Teufel den Soldaten auf das dritte Feld, welches ebenmäßig mit unzählichen Seelen der Männer und Weibern, Jungen und Alten erfült ware. Diese alle waren von der Scheidel des Haupts bis auf die Sohlen der Füssen, sogar mit Nägel durchschlagen, daß in ihren ganzen Leibern kein einziger Orth ohne Nagel ware. Sie konnten vor Größe des Schmerzens nicht reden noch Athem schöpfen, sondern waren so kraftlos und voller Peynen, als einer der hart mit den Tod ringet. Gleichwohl war dis nicht genug, sondern sie wurden darneben mit einen gar kalten durchschneidenden Wind gepeyniget, und von den Teufeln mit feurigen Ruthen zergeißlet. Ach Gott! wie streng und erschröcklich ist deine Rach, daß du die arme Seelen so grausamlich magst peynigen und zermarteren. Um desjenigen willen, welcher über 3 Stunden lang an dem Creuz mit Nägeln angeheft gehangen, erlöse doch solche arme Seelen von ihren erschröcklichen Quaalen, welche anjetzo im Fegfeur so grausamlich durchnaglet seynd.

„Fehrners führten die Teufel den Soldaten auf ein anderes Feld, welches voller Feuer war, und in ersten Augenblick ihm einen unsäglichen Schröcken einjagte. Alda sahe er wieder eine unsägliche Menge der Menschen, unter welchen er auch sehr viele erkennte, und sie mit mit-

leidigen Herzen ansahe. Dieser Orth ware ganz besetzt mit Galgen und Rädern, an welchen etliche an feurigen eisenen Ketten an den Füssen, etliche mit den Händen, etliche mit den Armen, etliche mit den Lenden hiengen. Aller derer Häupter hiengen unter sich, und waren in schweffelächtigen Flammen eingedunckt.

„Andere hiengen über die Flammen an eisenen Hacken, welche Hacken etlichen durch die Augen, etlichen durch die Ohren, etlichen durch den Mund, etlichen durch die Brust, und etlichen durch die Geburtsglieder giengen. O Gott, was für ein Greul! O Gott was für eine Peyn! Weiter sahe er etliche, welche in schweffelächtigen feurigen Bachöfen verbrand, etliche in eisenen Bratpfannen zerschmelzt, und etliche an glüenden Bradspiessen gebratten wurden. Andere wurden mit zerschmolzenem Erz übergossen, andere mit heissem Gift und Gall getrankt, und andere mit allerhand unerdenklichen Peynen tormentiret. Das Heulen und Schreyen aller und jeder ware so groß und erschröcklich, daß es keine menschliche Zung aussprechen, und noch ein menschlicher Verstand begreifen kann. O wer mag dieses ohne Graußen anhören: Wer mags ohne Herzensdaur betrachten. Wann einer solchen Peynen solte nachdenken, so wäre es kein Wunder, daß er von Sinnen und Verstand käme. Aber noch viel ein grösseres Wun-

der

der ist es, daß ein Mensch, wer dis weiß, und glaubt, noch weiter mag sündigen, und sich vermessener Weiß solcher grausammen Straffen unterwerfen.

„Endlich kamen sie in ein grosses, und grausamlich rauchendes Haus, der Boden ware voll mit zerschmolzenen Metall erfüllten Gruben. In dieser siedenden Gruben sassen eine grosse Menge allerhand Menschen, deren etliche bis an den Nabel, etliche bis an die Armen, etliche bis an den Hals, und etliche bis an den Mund darein versänkt waren. Was für Schmerzen aber diese Armselige in diesen feurigen Bädern und zerschmolzenen Ertz leiden mußten, ist leichtlich zu erachten; dieweil auf Erden keine grössre Hitz zu erdenken ist, als zerschmolzenes Bley, Eisen und Ertz. Darnach sahe er ein Rad mit feurichen Spalchen und Schinnen, welches die Teufel schnell umtrieben, und die arme Seelen welche unter dem Rad lagen grausamlich zerknirschten und zerfetzten. Als er nun diesen Tormenten mit grossen Schröcken eine gute Weil zusahe, da wurde er von einem starken Wind in einen reissenden, stinkenden und eißkalten Fluß getrieben: die göttliche Gnad aber hatte ihn durch die Anruffung des Nahmens Jesu an das andere gestatt getragen. Nachdem er hinüber kommen, sahe er einen feurigen Brunnen, aus welchen ganz feurige Menschen aufstigen, doch allzeit wieder hinunter gestürzt wurden.

„Endlich wurde er zu einem andern Fluß geschleift, darüber eine hohe und schlipfferige Bruck geschlagen ware, über welche er durch Antrieb der Teufeln paßiren mußte. Er machte das heil. Creuzzeichen vor sich, rufte den Nahmen Jesu an, und gienge beherzt durch die Bruck, wiewohl die Teufel sich bemüheten ihn hinunter zu stürzen. Als er hinüber kame, erhebten die Teufel ein so erschröckliches Geschrey, daß es ihme unerträglicher fürkame, als alle vorige erlittene Peynen.

„Nach diesen verließen ihme die Teufel, er aber gienge eine Weil fort, und sahe vor sich eine große und hohe Mauer, von solcher Schönheit und kunstreichen Gebäu, daß alle Meister der Erden keine solche machen könnten. In dieser Mauer war eine kostbarliche Porten von Gold und Edelgestein gemacht; aus welcher ihm ein große Prozeßion mit Kreuz und Fahnen, und mit vergulden Palm-Zweigen entgegen kame. Diese empfingen den Soldaten mit großen Ehren, und führten ihn mit süßen Gesang durch die Porten in den herrlichen Orth. Alsdann sagten zwey Erzbischoff zu ihm: diese Landschaft ist das irrdische Paradeyß, aus welchem Adam wegen seiner Sünd ist verstossen worden. Wir alle seynd durch diesen peynliche Orth, so du gesehen hast, zu dieser Ruhe hinüber gegangen, zu welcher auch alle, welche du

in

in denen Peynen des Fegfeyers gesehen hast, nach ihrer Reinigung kommen werden. Keiner von uns weißt, wie lang er hier verbleiben müsse, sondern verlangen mit großer Begierd nach denen himmlischen Freuden. Und ob schon wir von aller Schuld befreyet seynd, so seynd wir dannoch nicht würdig zu den Freuden der Heiligen hinauf zu steigen. Unsere Gesellschaft nimmt täglich zu und ab; dieweil täglich etliche aus dem Fegfeuer zu uns, und von uns in den Himmel hinauf fahren. Weilen du dann mit Augen gesehen hast, wie streng der gerechte Gott die Sünder straffe, deswegen führe hinführo ein frömmeres Leben, wofern du nicht wilst die Peynen, so du gesehen hast, erfahren; so gehe dann nun wieder hin, wo du herkommen bist, und erzähle alles, was du gesehen und erfahren hast.

„Nach diesem gienge der Soldat zurück, und fande einen richtigen Weg zum Ausgang der Gruben. Des Morgens frühe wurde er von den Religiösen daselbst gefunden, und hinaus geführet. Alsdann erzählte er alle Sachen, so er gesehen und erfahren hatte, und jagte allen seinen Zuhörern einen großen Schröcken ein. Er finge hernach ein anderes Leben an, reisete nach Jerusalem, und in das heil. Land; wurde nach seiner Rückkunft ein Ordensgeistlicher in

Irrland, führte ein heiliges Leben, und starbe seeliglich in dem Herrn.“ —

Nun müssen wir auch noch von unserm guten Pater Rau hören: „Wie hoch, nütz- und verdienstlich es sey, den armen Seelen zu Hülf zu kommen; und was sie den Menschen für Gutes erwirken können.“

„Andächtige liebe Seel, (hebt er an) du hast gelesen, wie grausam und erschröcklich die Peynen des Fegfeuers seyen, und wie die leidige Teufel, aus Verordnung Gottes die arme Seelen so unbarmherzig peynigen und mortifiziren. Dies allein soll dir ja genug seyn, mit den hochbeträngten armen Seelen ein herzliches Mitleiden zu tragen, und ihnen durch dein Gebett und andere gute Werke in ihrer größten Noth beyzuspringen. — Denn diese Seelen sind wahre Freunde Gottes und ihr könnt euch sodann auf die reichlichste Belohnung Hofnung machen. —

„Daß aber die armen Seelen im Fegfeuer aufgehalten werden, das geschieht nit deswegen, als wären sie Feind Gottes, oder als wäre Gott über sie erzürnet; Nein, durchaus nicht, sondern das geschieht derentwegen, die weil sie noch einige Schulden zu bezahlen, oder noch einige Maklen an sich haben, und deswegen noch nicht würdig seynd, vor die Augen Gottes

zu kommen; sondern müssen zuvor in der scharfen Laugen des Fegfeuers ganz sauber abgewaschen, oder wann die Makel gar tief in der Haut steckt, mit der Hitze des Feuers angebrennt werden. Dies leyden sie gern und mit höchster Geduld, klagen nit wider Gott, noch seine strenge Gerechtigkeit, sondern seynd mit seinem gerechten Urtheil von Herzen zufrieden.

„Dieweil dann die gebenedeyte Seelen des Fegfeuers wahre Freund Gottes seynd, darum können sie bey Gott alles erhalten, was nit wider seine göttliche Gerechtigkeit ist. Wiewohl sie noch im Fegfeuer seynd, so können sie dannoch für uns bitten. Ja sie bitten täglich für diejenige, welche sie zu Hilf kommen, und ihnen ihre Peynen linderen. Dann sie wissen gar genau, wer für sie bittet, und ihr Hilf anrufet, dieweil ihre liebe Schutzengel, welche stündlich, ja öfter sie besuchen, ihnen dis ausführlich erzehlen. Das Gebett, welches die gebenedeyte Seelen für ihre Gutthäter verrichten, erhört Gott gar gern, und wird ihnen durchaus keine billige Bitt versagen. Dann dieweil der gütige Gott so sehr nach ihrer Erlösung verlanget, darum ist es ihm der gröste Dienst, wann einer die Seelen zu erlösen suchet. Und wann die Seelen für einen solchen ihren Freund bitten, so ist er über allemaßen geneigt, dis ihr Gebett zu erhören, und dem Gutthäter der Seelen Gutes zu thun.

„Aus

„Aus diesem vernimmest du nun, daß du eben" sowohl die Seelen im Fegfeuer als die Heilige in dem Himmel zu Fürbitte anrufen kannst: und daß diese eben sowohl als jene, die zeitliche als geistliche Gnaden erwerben können. Dieses hat erfahren mancher betrübter und nothleydender Mensch, welcher, wann er in großes Unheyl gerathen, und kein Mittel gewußt, daraus erlößt zu werden, alsdann seine verwirrte Sach den lieben Seelen im Fegfeuer befohlen, und ihnen ein heilige Meß, oder ein Allmosen, oder Gebett versprochen hat, so hat er alsbald Hilf und Trost von ihnen empfangen. Wem ist unbewust, was für große Wohlthaten fast täglich erfahren diejenige, welche, nachdem sie etwas verlohren, und solches durch keinen menschlichen Fleiß finden können, nur alsbald den armen Seelen zu gutem ein gottseliges Werk verrichten, so haben sie hierdurch oft das Ihrige wieder bekommen. Es ist weltkündig, daß diejenige, welche den armen Seelen im Fegfeuer wohl gewogen seynd, niemal in einer Trübsal seynd verlassen worden, dessen ich allhier viel Exempel könnte beybringen, welche ich Kürze halber auslasse.

„Ja es sagen etliche, daß sie jeweilen bälder seynd erhört worden, wann sie die liebe Seelen im Fegfeuer angerufen, als wann sie die Heilige im Himmel ersucht haben. Die heil. Ca-

tha-

tharina von Bononien, wie in ihrem Leben zu lesen ist, pflegte rund und frey zu bekennen, daß sie durch das Gebett dieser Heiligen in dem Himmel nicht hätte können zuwege bringen. Dessen nach meiner Meynung die Ursach seyn möchte, dieweil derjenige, so den Seelen zu Hilf kommet, dem lieben Gott einen größern Gefallen thut, als welcher die Heilige verehrt. Dann die Heilige haben unsers Lobs nit nötig, wie St. Bernardus bezeugt, die arme Seelen aber haben unsere Hilf hoch vonnöthen; dieweil sie ohne unsere Mitwürkung vor der bestimmten Zeit nicht können aus der Quaal erlöset werden." (Soweit unser Herr Pater Rau.)

Eine ganz nagelneue Erlösung einer armen Seele aus dem Fegfeuer, welche zu Dorndorf, einem Dorfe im Ulmischen in der Benediktiner Herrschaft Wiblingen belegen, durch eine 16jährige Konvertitin geschehen seyn soll, ist zu lesen im 7ten Hefte des deutschen Zuschauers von P. A. Winkop. Seite 104.

Feigheit.

Zwischen dieser und der Poltronnerie pflegt man den Unterschied zu machen, daß diese, der Furcht ungeachtet, sich der Gefahr aussetzen, indeß daß die Feigheit vor der Gefahr fliehen mache.

mache. Die Poltronnerie ist eine Schwachheit; die Feigheit aber ein Laster.

Die Griechen und Römer bestraften indeß keinen feigen Menschen mit dem Tode. — Bey erstern wurde der, der sich hatte feig finden lassen, und vor einer unvermutheten Gefahr geflohen war, blos verurtheilt, drey Tage lang in Weibskleidern auf öffentlichem Markte zu sitzen. — „Denkt lieber darauf, sagt Tertullian, dem Menschen das Blut ins Gesicht zu treiben, als es ihm aus den Adern zu ziehen.“

In den Essais historiques sur Paris findet man, daß der Kapitain Frauget, Gouverneur von Fontarabien, als er im Jahr 1523 diesen Platz auf eine schändliche Weise an die Spanier übergeben hatte, verurtheilt wurde, seine Würde und seinen Adel zu verlieren. Man bewafnete ihn vom Fuße bis zum Kopfe; man führte ihn auf ein Gerüste, auf welchem zwölf Priester in Chorröcken eine Todtenmesse zu singen anfiengen, nachdem man ihm das Urtheil verlesen hatte, das ihn für einen Verräther, Uebertreter der Gesetze, Niederträchtigen und Meineydigen erklärte. Am Ende eines jeden Psalms machten sie eine Pause, während welcher ein Waffenherold ihm von der Rüstung ein Stück nach dem andern abnahm, und mit lauter Stimme dazu rief: „Das ist der Helm

des

des Niederträchtigen; das ist der Schild u. s. w.“ Als der letzte Psalm geendigt war, goß man ihm ein Becken warmes Wasser über den Kopf, man ließ ihn hierauf mit einem Seile von dem Gerüste hinab; man legte ihn auf eine Todtenbahre, bedeckte ihn mit einem Leichentuche, und trug ihn in eine Kirche, wo sich die Priester um ihn herum stellten, und den Psalm sangen: Gott, mein Lob schweige nicht ꝛc. in welchem verschiedene Verwünschungen wider Verräther enthalten sind. Hierauf ließ man ihn gehen, und seine Schande überleben.

Puysegur erzählt in seinen Memoiren: Deschapelles, Obrister des Regiments aus der Pikardie habe im Jahr 1636 dem Herzoge von Lothringen Circle, bey Thionville, ohne Vertheidigung übergeben. — Ludwig XIII. schickte an den Kriegsrath einen Befehl, daß man diesem Offiziere sein Urtheil sprechen solle. Der Befehl war in diesen Worten verfaßt: „Ich schicke euch den Deschapelles nach Mezieres, wo meine Armee durchmarschiren wird, um den Weg nach Flandern zu nehmen. Da es nöthig ist, seine Handlung, nach welcher er Circle übergeben hat, ohne dazu gezwungen zu seyn, zum Beyspiele zu machen, so schicke ich ihn euch, damit ihr ihm auf der Brücke der Stadt den Kopf abschlagen lasset, und die ganze Armee, indem sie

vor-

vorbeymarschirt, seinen Körper auf der Bühne sehen kann, und wie man an ihm das Recht vollzogen habe."

Der Kriegsrath versammelte sich; als man aber die Klagen gegen den Offizier gelesen hatte, in welchen er der Furcht und Feigheit überführt wurde, machte der Kriegsrath Schwierigkeiten ihn zum Tode zu verdammen, indem er sagte: daß man einen Menschen der Feigheit wegen, die durch Furcht verursacht würde, nicht zum Tode verdammte; sondern daß man ihn insgemein degradirte, und ihm alle mögliche Beschimpfung anthäte; und so sprachen sie auch das Urtheil.

Der Marschall de Breze aber sagte: „Der Brief des Königs enthält ausdrücklich, daß man ihm den Kopf abschlagen soll; warum verurtheilt ihr ihn nicht nach den Buchstaben?"

Der Kriegsrath antwortete: „Mein Herr! wir sprechen nach unserm Gewissen. Der Brief des Königs besagt: man soll ihm lassen den Kopf abschlagen auf der Brücke zu Mezieres: Ihr Herren Generale könnt diesen Befehl des Königs vollziehen lassen; wir haben dem Scharfrichter auch schon befohlen, daß er die Hand dazu bieten soll." Auf diese Weise wurde der Befehl des Königs ausgeführt. —

Welche Strafen indessen dem Verbrechen der Feigheit angemessener ist — Tod oder Schande, läßt man erfahrnen Politikern und tief in die menschliche Natur sehenden Richtern über. —

Feizi*).

Mahmud Akbar, Kaiser von Indostan, hatte den Einfall, die Grundsätze aller in seinen weitläuftigen Ländern ausgebreiteten Religionen kennen zu lernen. Er war frey von dem Aberglauben, womit ihn seine mahometanische Erziehung eingenommen hatte, und wollte mit eignen Augen urtheilen. Es war ihm was sehr leichtes, alle Religionen kennen zu lernen, welche alle nichts wünschen, als Anhänger zu bekommen; aber sein Vorhaben mislang ihm, da er es mit den Indianern zu thun hatte, denn sie wollen niemand an ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen.

Alle

*) Diese Nachricht ist aus dem Alexander Dow genommen. Man ist aber doch noch ungewiß, ob man ihr Glauben beymessen soll. — Uebrigens ist dieser Feizi, der ein Bruder des Abul Fazil, Staatssekretärs des Akbars war, in Indien sehr berühmt.

Alle Macht und alle Versprechungen Akbars konnten die Braminen nicht dazu bewegen, ihm die Lehrsätze ihrer Religion zu entdecken. Daher nahm dieser Fürst seine Zuflucht zur List. Das Mittel, das er ersann, bestand darin, diesen Priestern ein junges Kind, mit Namen Feizi, als einen armen Waisen aus dem priesterlichen Stamm zu senden. (Denn dieser kann allein zu den heiligen Geheimnissen des Gottesdienstes zugelassen werden.)

Feizi, den man zu der Rolle, die er spielen sollte, wohl abgerichtet hatte, wurde heimlich nach Benares, dem Sitz der Wissenschaften in Indostan geschickt. Da nahm ihn ein gelehrter Bramine auf, und erzog ihn mit so vieler Zärtlichkeit, als ob es sein Sohn gewesen wäre. Nach einem zehnjährigen Unterricht wollte Akbar den Jüngling wieder zurück kommen lassen, aber dieser war von den Reizen der Tochter seines Lehrers eingenommen.

Die Frauenspersonen aus dem priesterlichen Geschlecht sollen die schönsten in Indostan seyn. — Der alte Bramine widersetzte sich nicht dem Fortgang der Leidenschaft beyder Verliebten. — Er war dem Feizi gewogen, — der durch sein Betragen und durch seine Gelehrigkeit sein ganzes Herz gewonnen hatte, und bot ihm seine Tochter zur Ehe an.

Nun konnte der junge Mensch, zwischen Liebe und Dankbarkeit getheilt, den Betrug nicht länger fortspielen. Er wirft sich dem Braminen zu Füßen, entdeckt ihm die List, und bittet ihn, ihm sein Verbrechen zu vergeben. Der Priester, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, ergreift den Dolch, den er an seinem Gurt trug, und er hätte sich damit das Herz durchstoßen, wenn Feizi ihm den Arm nicht zurück gehalten hätte. Dieser Jüngling versuchte alles, um ihn zu beruhigen, und betheuerte, er wäre bereit, alles zu thun, um seinen Betrug wieder gut zu machen.

Der in Thränen schwimmende Bramine versprach, ihm zu vergeben, wenn er schwören wollte, die Bedas, oder heiligen Bücher niemals zu übersetzen, noch das Glaubensbekenntniß der Braminen jemals jemanden zu offenbaren *). Feizi versprach alles, und hielt wahrscheinlich Wort.

---

*) Von unfürdenklichen Zeiten her waren die Braminen die einzigen Bewahrer der Büchern Kenntnisse und der bürgerlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen, und sie hielten solche so geheim, daß der Anblick des Todes mitten unter den Martern ihnen solches nicht abgenöthigt hatte. Jeder Art von

Schrek-

Ferdinand II.

Einer der berühmtesten Kaiser des Habsburgischen Stammes, hatte nicht die Aussicht das zu werden, was er geworden ist, denn er war nur Herzog in Crain, Kärnthen und Steyermark. Allein die bayerische, hauptsächlich aber

Schrecken oder Verführung widerstanden sie; bis vor wenig Jahren Hr. Hastings, der Generalgouverneur der englischen Besitzungen in Bengalen, und der aufgeklärteste unter den nach Indien gekommenen Europäern das Gesetzbuch der Indianer bekommen hat. Er bestach einige Braminen; andern zeigte er das Lächerliche und Unschickliche ihrer geheimnißvollen Verbergung. Die Alten, welche ihre Erfahrung und Studien über die Vorurtheile ihrer Caste erhoben hatte, ergaben sich seinen Absichten in der Hofnung, eine freyere Ausübung ihrer Religion und Gesetze dadurch zu erlangen. Es waren ihrer zwölf, davon der Aelteste 80, der Jüngste aber nicht weniger als 35 Jahr alt war. Sie brachten 18 samskretische Originalschriftsteller zusammen; und die Sammlung der Gedanken, die sie daraus zogen, wurde unter der Aufsicht der Braminen ins Persische, und dieses von Hrn. Halhed ins Englische übersetzt. Um dem Werk Genauigkeit und Glaubwürdigkeit zu verschaffen, befragte man aus verschiedenen Gegenden von Bengalen die Geschicktesten unter den Punditen, oder rechtsgelehrten Braminen.

aber die spanische Partey, an die er sich fest anschloß, gaben sich, weil sie bey ihm die zu ihren Absichten nöthige Eigenschaften fanden, alle mögliche Mühe, ihn zu heben, und bereideten den Kaiser Mathias, daß er, zum Nachtheil näherer Anverwandten, Ferdinanden zu seinem Erben in den Königreichen Böhmen und Hungarn, auch dem Erzherzogthume Oesterreich annahm, worauf die Kaiserwürde folgte. Die Haupttriebfeder waren die Jesuiten, durch die alles geführt wurde, und die denn natürlicherweise alles zur Unterdrückung des Protestantismus anwandten.

Anfangs waren die Aussichten zur Erreichung dieser Absichten nicht günstig. Weder Böhmen noch Hungarn wollten sich unterwerfen. Der niedersächsische Kreis und der König von Dänemark vereinigten sich gegen Ferdinand; auch machte ihm Frankreich in Italien zu thun. Allein das spanische Geld und Fußvolk, die guten Generale Waldstein, Bucquoi und Tilly, — die beglückte Einschläferung der Kurfürsten in Sachsen und Brandenburg, und die wenige Einigkeit der protestantischen Stände selbst erhoben endlich Ferdinanden auf eine solche Höhe, daß er im Jahr 1629 es glaubte wagen zu dürfen, mit dem berühmten Restitutionsedikte hervorzutreten, Kraft dessen die Protestanten alle geistliche Güter her-

ausgeben sollten, die sie nach dem Passauer Vertrag (1552) in Besitz genommen hätten, wobey denn die Jesuiten nicht zu kurz kamen.

Allein jetzt wurden selbst die katholischen Stände Teutschlands gegen seine Obermacht, die Waldstein in Teutschland in seinem Namen zu behaupten wußte, mißtrauisch. — Der König von Schweden erschien, die Schlachten bey Leipzig, am Lech und Lützen erfolgten, und Ferdinand, der erst kürzlich eine Flotte in der Ostsee errichten wollte, sahe den Feind an der Donau. — Er starb gedemüthigt, aber doch nicht ganz trostlos, den 2ten Hornung 1637, denn er hatte noch die Schlacht bey Nördlingen *), wo die Schweden Schläge bekamen, erlebt.

Ferdinand (von Kastilien),

Zwar nicht so groß als Ferdinand II. wegen seiner Edelmüthigkeit aber nicht minder, als jener würdig, bey der Nachwelt in Andenken, und zwar in rühmlichem Andenken zu stehen.

Er war der Oheim Johannis II. der nur 22 Monate alt war, als der Scepter in seine Hände

*) Den 27ten August 1634.

Hände fiel, und wurde von den Großen des Reichs ersuchet, den Thron selbst zu besteigen.

„Wenn man mich für fähig hält, — sagte Ferdinand — den Staat zu beherrschen, so muß man auch glauben, daß der Name König meine Fähigkeit nicht vermehren, und ich unter dem Titel eines Regenten das Reich eben so gut, als unter dem Titel eines Königs verwalten werde. Man muß sich an die Gesetze halten, und dem Testamente meines Bruders genau nachleben. Uebrigens habe ich nicht so viel Stolz, daß ich ein Reich durch eine Ungerechtigkeit an mich bringen sollte.“

Die Großen wollten ungeachtet dessen nicht davon abstehen; und als die Stände versammelt waren, fragte der Konnetable Ferdinanden trotzig: „Wen sollen wir zum König ausrufen?“ — „Wen sonst, war die Antwort, als den Sohn des Königs, meines Bruders?“ Hierauf rief die ganze Versammlung: „Kastilien für den König Johann den Zweyten!“

Fernay.

Wer kennt nicht diesen berühmten Wohnsitz des größten schönen Geistes unsers Jahrhunderts, den er von Grund aus hatte bauen, und mit Gär-

ten von einer sehr angenehmen Simplizität auszieren lassen! —

Zur Zeit der Uneinigkeit zu Genf, zwischen den Jahren 1763 bis 1770, suchten viele Familien von Künstlern daselbst eine Freystadt, und fanden dieselbe auch. Hr. von Voltaire nahm einige davon auf sein Schloß, und in wenig Jahren ließ er 50 Häuser von gehauenen Steinen für die andern bauen. Auf diese Art wurde das Guth Fernay, welches damals, als er es erlangte, nichts anders als ein elendes Dorf war, wo 49 arme Bauren, welche die Armuth und die Kröpfe, oder die Oberpächter auszehrten, in kurzer Zeit ein Aufenthalt des Vergnügens, der mit 1200 Personen bevölkert war, die alle nach ihrer Art zufrieden lebten, und sowohl für sich, als für den Staat mit dem glücklichsten Fortgange arbeiteten.

Der Herzog von Choiseul beschützte diese aufkeimende Kolonie aus allen Kräften, welche keinen geringen Handel errichtete. — Eine Sache, die hiebey Aufmerksamkeit verdient, ist: daß diese Kolonie aus Katholiken und Protestanten vermischt war. Man würde es unmöglich haben voraus sehen können, daß es noch dereinst zu Fernay zwo verschiedene Religionen geben sollte. — Man hat Frauenzimmer von der Schweizer und Genfer Kolonie mit ihren Händen drey Reposoirs zur Prozes-

sion

sion des Fronleichnamsfestes zubereiten sehen, welche dieser feyerlichen Handlung mit einer tiefen Ehrfurcht beywohnten. Hr. Hugonet, der neue Pfarrer zu Fernay, ein eben so toleranter als edelgesinnter Mann, dankte ihnen dafür in seiner Verkündigung von der Kanzel öffentlich. — War eine Katholikin krank, so giengen die protestantischen Frauenzimmer hin, sie zu warten, und erhielten alsdann, wenn die Reihe an sie kam, den nemlichen Beystand. — Was der Philosoph in seinem Werke sur la Tolerance gelehrt hatte, das wurde hier aufs pünktlichste in Ausübung gebracht. — „Seht einmal, sprach er zuweilen zu den Reisenden, welche ihn besuchten, seht einmal diese Aufschrift über der Kirche, die ich habe erbauen lassen.“

— DEO EREXIT.

„Ja, diesem Gott, dem allgemeinen Vater aller Menschen zu Ehren habe ich sie errichten lassen.“ Vielleicht war dieses auch in der That die einzige Kirche in ganz Frankreich (man kann hinzusetzen, auch Teutschland, Spanien, Portugall, Italien, und vielleicht ganz Europa), welche Gott allein gewidmet war; wenigstens sind in dem katholischen Europa schon von uralten Zeiten her *) die Kirchen immer

*) Diejenigen Kirchen ausgenommen, die der heil. Dreyfaltigkeit gewidmet sind.

U. L. Frauen oder den Heiligen gewidmet worden. Die Protestanten, die nicht so viel Kirchen, als die erstern erbauet, haben sich mehrentheils an die Namen der Apostel, Engel und Erzengel gehalten.

Feuer (ewiges).

Ohngefähr 3 Meilen von Baku, ohnweit dem kaspischen Meere, ist das sogenannte ewige Feuer, eine Merkwürdigkeit, die sonst nirgends in der Welt gefunden wird, zu sehen. Nahe bey demselben ist vor etliche 50 Jahren ein steinernes Haus gebauet worden. Es hatte 6 Kammern, worinn 12 Guebern, oder alte persische Feueranbeter wohnten. Zween derselben lasen beständig in Büchern, oder beteten. — Ein 88jähriger Greis unter ihnen gab Herrn D. Jakob Lerch von diesem Feuer folgende Nachricht:

„Vor vielen tausend Jahren habe der Teufel die Menschen so sehr geplagt, daß Gott sich endlich erbitten ließ, ihn hier in die Grube oder Hölle zu werfen, und über ihn ein Feuer angezündet habe, welches von dem Felle des sehr großen und dicken Teufels beständig fortbrenne; damit er aber durch seine List sich nicht wieder heraus helfe, sey ihnen anbefohlen, hier Wache

zu

zu halten, und Tag und Nacht bey diesem Feuer zu beten. — Nach ihren Büchern habe dies Feuer schon vor 100,000 Millionen Jahren angefangen zu brennen.“ —

Die Indianer, deren viele in Persien sind, besuchen dieses Feuer häufig aus Andacht. Das Feuer brennt in einer ungleich länglichen Grube, die 20 Klafter lang, und 1½ Klafter tief ist. Der Grund ist mehr Fels als Erde. Die ganze Gegend brennt nicht überall gleich, und an einigen Stellen gar nicht. Die größten Flammen sind 3 Klafter hoch. Die Grube ist von dem beständigen Feuer nicht tiefer, und die Grundsteine sind nicht mürbe geworden; da es doch die Kalksteine über der Erde, wenn man sie damit anzündet, bald locker macht, daß sie zerfallen.

Eine halbe Stunde von diesem ewigen Feuer sind 5 weiße Naphtabrunnen, die einzigen in diesen Gegenden, so ihre Nahrung vermuthlich von der Naphta haben. Aber dies ist wunderbar, daß sowohl der weiße als schwarze einen dicken schwarzen Rauch und starken Geruch, das ewige Feuer hingegen weder Rauch noch Geruch giebt.

Die Guebern haben keine Götzenbilder. Die Kühe waren bey ihnen heilige Thiere. Der alte Gueber sagte obenbenanntem Hrn. D.

Lerch:

Lerch: „Es ist nur ein Gott, aber es sind viele Religionen oder Wege zu Gott zu kommen; einer näher als der andere; aber manche führten so weit herum, daß die meisten sich darauf verirren.“

Schade bey so viel Erkenntniß von Gott, daß die Religion dieser Guebern, oder Abstämmlinge der alten Parsen (bey denen die Anbetung des Feuers oder der Sonne *) der Grundstein ihrer Religion ist) dennoch mit so viel Abgeschmacktheiten vermischt ist!

Flibustier (Freybeuter).

Merkwürdig ist die Geschichte der unter dem Namen der Flibustiers oder Freybeuter berühmten Seeräuber, welche die amerikanischen Meere so unsicher machten. — Sie bestanden aus Engländern und Franzosen, und verfolgten die Spanier, wo sie sie auffinden konnten, um die neue Welt an ihnen wegen der Grausamkeiten zu rächen, die diese Leute darinnen ausgeübt hat-

*) Wiewohl einige behaupten wollen, daß sie, indem sie in ihrem Gebet sich zur aufgehenden Sonne wandten, in derselben den Urheber dieses großen Tagslichts, und diesem ersten Elemente des Lebens angebetet und angerufen haben.

hatten. Ihren Ursprung, ihre Sitten, ihre Thaten ꝛc. erzählt man folgendergestalt:

Die Freybeuter verjagten die Spanier aus der kleinen Insel Tortue, die zwey Meilen von St. Domingo liegt, befestigten sich allda, und fielen mit der ausserordentlichsten Verwegenheit den gemeinschaftlichen Feind an. Sie errichteten unter ihnen kleine Gesellschaften von 50, 100, 150 Personen. In einer kleinen Barke bestand ihre ganze Kriegsrüstung. Darauf waren sie Tag und Nacht allen Ungewittern ausgesetzt, und kaum blieb ihnen Platz zum liegen genug übrig.

Da die Unabhängigkeit, das größte Gut derjenigen, die keine liegenden Gründe haben, sie zu Feinden dieses freywilligen Zwangs macht, den sich jede Gesellschaft zum gemeinen Besten auflegt, so sangen die einen, wenn die andern schlafen wollten.

Da das Ansehen, welches sie ihrem Kapitän beylegten, sich dahin einschränkte, bey einer Seeschlacht zu kommandiren, so war ausserdem alles in der äussersten Verwirrung. Gleich den Wilden, ohne Furcht an etwas Mangel zu leiden, ohne Sorge, etwas aufzubehalten, waten sie immer dem grausamsten Hunger und Durst ausgesetzet.

Indem sie aber aus ihrer Noth einen unglaublichen Muth schöpften, so erhitzte der Anblick eines Schiffes ihr Blut übermäßig. Sie berathschlagten sich nie wegen des Angrifs. Ihre Methode war, ihre Barke, sobald als möglich, an das feindliche Schif anzuhängen. Ihre kleinen Barken, und die Kunst, sie zu regieren, entzog sie der Artillerie des Schiffes; und da sie ihm den mit Musketen beladenen Vordertheil entgegen stellten, womit sie aus den Schießlöchern mit einer ihnen eignen Geschicklichkeit feuerten, so setzten sie die besten Konstabler in Verlegenheit. Sobald sie den Anker geworfen hatten, so entgieng ihnen kaum das größte Schif.

In der äussersten Noth fielen sie alle Nazionen an, die Spanier aber zu allen Zeiten. Sie gründeten den unversöhnlichen Haß, welchen sie ihnen geschworen, auf die Grausamkeiten, die dieses Volk gegen die Einwohner der neuen Welt ausgeübt hatte. Zu diesem Haß kam noch der Schmerz, sich der Jagd und Fischerey verlustig zu sehen, worauf sie doch vermöge des natürlichen Rechtes, einen Anspruch zu haben glaubten. Die Grundsätze ihrer Billigkeit und Religion waren so beschaffen, daß sie sich niemals einschiften, ohne dem Himmel den Fortgang ihrer Unternehmung anempfohlen

zu

zu haben, und nie vom Rauben zurück kamen, ohne Gott für ihren Sieg zu danken

Die Schiffe, welche von Europa nach Amerika segelten, reizten ihre Raubbegierde selten. Sie hätten da nur Waaren gefunden, deren Verkauf in diesen ersten Zeiten weder leicht noch vortheilhaft war. Sie warteten auf die Rückkunft, weil sie alsdann gewiß waren, Gold, Silber, Edelgesteine und andere Reichthümer der neuen Welt zu erbeuten. Wann sie ein Schif allein antrafen, so griffen sie es gewiß an. Die Spanier, welche bey ihrer Annäherung zitterten, und sie Teufel nannten, konnten ihnen keinen Widerstand leisten. Diese schenkten ihnen das Leben, wenn die Beute reich war; wenn sie es aber nicht war, so warf man die Ueberwundenen ins Meer.

Peter Legrand von Dieppe hatte auf seinem Raubschif nur 4 Kanonen und 28 Personen. Dieses verhinderte ihn nicht, den Viceadmiral der großen spanischen Kriegsschiffe anzugreifen. Er brachte die Spanier durch seine Verwegenheit in ein solches Erstaunen, daß man ihm nicht den geringsten Widerstand leistete. Er suchte den Kapitän, der in seiner Kammer spielte, selbst auf, setzte ihm die Pistole an die Gurgel, und zwang ihn, sich zu ergeben. Man schifte diesen Kommendanten, und seine Leute an dem nächsten Vorgebürge als

eine

eine unnütze Last desjenigen Schiffes aus, das sie so schlecht vertheidiget hatten, und behielt nur die Ruderknechte.

Basque, Jonque und Lorenz Graff kreuzten vor Karthagena mit 3 kleinen Schiffen. Zwey Kriegsschiffe wurden beordert, sie lebendig oder todt zu liefern. Kaum sahen die Räuber diese Kriegsschiffe, als sie sie angriffen und eroberten. Was nicht im Gefechte blieb, wurde an das Ufer mit einem Schreiben zurückgeschickt, worinn man der Regierung dankte, daß sie ihnen diese zwey guten Schiffe zugeschickt habe, und sie zugleich warnte, daß, wenn sie noch einige zu viel hätte, man sie längstens in 14 Tagen erwartete; wenn sie aber kein Geld mitbrächten, so würde kein Mann mit dem Leben davon kommen.

Die Kapitäne Michel und Brouage wurden benachrichtiget, daß man, um ihre Wachsamkeit zu hintergehen, unter einer fremden Flagge beträchtliche Reichthümer eingeschiffet habe. Sie greifen die zween holländischen Schiffe an, worinn diese Schätze verborgen waren, und rauben sie aus. Die Holländer, aufgebracht, daß sie von Fahrzeugen überwunden wurden, welche den ihrigen bey weitem nicht gleich kamen, wagten es, dem Michel ins Gesicht zu sagen: daß, wenn er allein gewesen wäre, es ihm nicht so gut von Statten gegan-

gen

gen seyn würde. „Fangen wir den Kampf noch einmal an, versetzte Michel mit einer trotzigen Miene, und Brouage soll nur zusehen. Ueberwinde ich, so soll nicht nur das Geld, sondern auch eure beyden Schiffe mein seyn.“ Die Holländer, statt diese Aussoderung anzunehmen, zogen sich eilends zurück, aus Furcht, daß man, wenn sie sich erst lange berathschlagten, ihnen keine Wahl mehr übrig ließe.

Der Kapitän Lorenz wurde von 2 spanischen Schiffen überfallen, jedes von 60 Kanonen und 1500 Mann. — „Ihr habt zu viel Erfahrung, sagte er zu seinen Kameraden, als daß ihr die Gefahr nicht einsehen solltet, der wir ausgesetzt sind; und seyd zu tapfer, um sie zu fürchten. Hier muß man alles schonen, und alles wagen, sich zugleich vertheidigen und angreifen. Die Tapferkeit, die List, die Verwegenheit, selbst die Verzweiflung, alles muß bey dieser Gelegenheit angewendet werden. Laßt uns nichts als die Schande, und die Barbarey unserer Feinde fürchten, und streiten, um ihnen zu entkommen.“

Nach dieser mit allgemeinem Zuruf aufgenommenen Rede rief er dem unerschrockensten aus seinen Leuten, und befahl ihm im Angesichte aller andern, auf das erste Zeichen, wel-

ches er ihm geben würde, das Pulver anzuzünden, wodurch er ihnen zu verstehen gab, daß man entweder sterben, oder überwinden müsse. Hierauf vertheilte er seine Leute auf beyde Seiten seines Schiffes, alsdann rief er mit lauter Stimme, um von jedermann gehört zu werden, indem er zugleich mit der Hand auf die Feinde zeigte: Zwischen ihre Schiffe muß man dringen, und links und rechts schiessen." Dies geschah mit einer ausserordentlichen Eilfertigkeit, und mit einem heldenmüthigen Entschluß. Man eroberte zwar die Schiffe nicht, allein man läuterte ihre Mannschaft so sehr, daß sie den Kampf gegen eine Hand voll unerschrockener Männer, die selbst im Rückzug noch die Ehre des Siegs davon trugen, nicht mehr fortsetzen konnten, oder nicht wollten. Der spanische Kommendant mußte die Schande mit seinem Kopfe bezahlen, welche seine Unwissenheit und Feigheit der Nazion zugezogen hatten.

Wenn sie ihre Beute nach der strengsten Billigkeit vertheilet hatten, so gieng die Verschwendung von allen Arten an. Die Wuth des Spiels, des Weins, der Weiber, aller Ausgelassenheiten wurde bis zu einer solchen Ausschweifung getrieben, die nur mit dem Ueberfluß ein Ende nahm. Das Meer sah diejenigen zu Grunde gerichtet, ohne Kleider,

ohne

ohne Lebensmittel wieder, die es mit vielen Millionen bereichert hatte. Eroberten sie aufs neue Reichthümer, so verschwendeten sie sie auf die nemliche Art. Wenn man sie fragte, was sie für Vergnügen daran fänden, dasjenige so eilfertig zu verschwenden, was sie mit so vieler Gefahr erobert hatten, so antworteten sie ganz aufrichtig: „Da wir einer unendlichen Menge von Gefahren ausgesetzt sind, so ist unser Leben von dem Leben der übrigen Menschen sehr verschieden. Heute lebendig, morgen tod, was liegt uns daran, große Summen zu häufen? wir rechnen nur den Tag, den wir gelebt haben, niemals denjenigen, den wir noch zu leben haben. Wir trachten vielmehr das Leben zu verschwenden, als es zu erhalten.“ — Die Engländer und Holländer, mit den Spaniern vereint, rotteten sie endlich aus. —

Die Triebfeder dieser ausserordentlichen und romanhaften Leute ist nicht leicht zu entdecken. Man kann nicht sagen, daß es Bedürfniß war, sie verheerten ein Land, das ihnen unermeßliche Reichthümer darbot, welche vor ihren Augen von Leuten gesammelt wurden, die ihnen an Geschicklichkeit gar nicht gleichten. — War es Geiz? so hätten sie nicht in einem Tage die Beute eines ganzen Feldzuges verschwendet. Da sie eigentlich kein Vaterland hatten, so weihten sie sich ihm auch zu seiner Vertheidi-

gung, seiner Aufnahme, und seiner Rache nicht. Hätten sie die Liebe zum Ruhme gekannt, sie hätte sie vor einer Menge Grausamkeiten und Verbrechen verwahrt, welche den Glanz ihrer größten Thaten verdunkelten. Die Hofnung einer Ruhe stürzte die Menschen niemals in unaufhörliche Arbeiten und unaussprechliche Gefahren.

Dieses Land, wo die Natur alle stürmischen Leidenschaften zu einem ewigen Schweigen verurtheilt zu haben schien; wo die Menschen, um sich von einer angewohnten Schlafsucht aufzumuntern, zur Trunkenheit und Unmäßigkeit ihre Zuflucht nehmen mußten; wo sie mit ihrer Ruhe und Langenweile zufrieden lebten; dieses Land wird auf einmal von einem feurigen und ungestümen Volke bewohnet, welches mit der Luft eines brennenden Dunstkreises das übermäßige aller Empfindungen, und die Raserey aller Leidenschaften einzuathmen scheint. Während daß ein feuriger Himmelsstrich die alten Eroberer der neuen Welt entnervet; daß die in ihrem Vaterlande damals so unruhigen Spanier mit den überwundenen Amerikanern die Faulheit und Unthätigkeit theilten; kamen Leute aus dem mäßigsten Himmelsstrich von Europa unter die Linie, diese der Natur unbekannten Kräfte zu schöpfen.

Will man bis zu den Quellen dieser Veränderung hinaufsteigen, so wird man sehen, daß diese Freybeuter unter den Ketten europäischer Regierungen geschmachtet hatten. Die Schnellkraft der Freyheit, welche in diesen Seelen seit Jahrhunderten zusammen gepresset war, hatte eine unglaubliche Wirksamkeit, und erzeugte die wichtigsten Erscheinungen, welche in der Moral jemals zu sehen waren. — Unruhige und schwärmerische Leute von allen Nazionen gesellten sich zu diesen Landstreichern bey dem ersten Ruf von ihrem glücklichen Fortgange. — Der Reiz der Neuheit, der Begriff, den man sich von entfernten Dingen gemacht hatte, und das Verlangen darnach; — das Bedürfniß, seine Lage zu ändern; die Hofnung eines bessern Glücks; der Instinkt, welcher die Einbildungskraft zu großen Unternehmungen anfeuret; die Bewunderung, die augenblicklich zur Nachahmung verleitet; die Nothwendigkeit, Hindernisse zu übersteigen, worein die Unbesonnenheit gestürzet hat; die Aufmunterung des Beyspiels; die Gleichheit der Güter und des Verlustes unter freyen Gesellschaften; mit einem Worte, die vorübergehende Gährung, welche der Himmel, das Meer, die Erde, die Natur und das Glück bey Leuten erzeuget hatten, die bald mit Gold, bald mit Lumpen, bald in Blute, bald in der Wollust versenkt waren, machte aus den Freybeutern ein unver-

gleichbares Volk, ein Volk von einem Tage *), das nur wenige Augenblicke glänzet.

Indessen ist man gewohnt, diese Räuber mit einer Art von Greuel zu betrachten. Es ist auch billig, weil die Treue, die Redlichkeit, die Uneigennützigkeit, und die Großmuth selbst, die unter ihnen ausgeübt wurden, das Unrecht nicht entschuldigten, welches sie der Menschlichkeit alle Tage zufügten. Allein wie soll man nicht mitten unter diesen Schandthaten eine Menge Heldenthaten bewundern, welche den tugendhaftesten Völkern Ehre gemacht hätten? —

Foote.

Samuel Foote, ein berühmter englischer Schauspieler, geboren 1719 in Kornwallis, stammte aus einem alten guten Geschlecht. Sein Vater hatte für Tiverton die Stelle eines Parlamentsgliedes bekleidet, und seine Mutter ließ ihm

*) Man nennt in den Seestädten die Schifsmatrosen gewöhnlich nur die Herren von vierzehn Tagen oder drey Wochen. — Weil sie gewöhnlich in dieser Zwischenzeit der Ausladung des Schiffes ihren auf dem Meere erworbenen Verdienst auf die üppigste und zügelloseste Art herdurchbringen, und sichs in diesen zwey bis drey Wochen recht wohl seyn lassen.

ihm gegen 4000 Pfund Sterling, oder 24000 Thaler an jährlichen Einkünften nach.

Er legte sich Anfangs auf die Rechtswissenschaft, ward aber bald ihrer Trockenheit müde. Hierauf heyrathete er eine junge Person aus einer angesehenen Familie, und wurde durch die Verbindung nicht glücklich, weil ihre Neigungen nicht zusammen stimmten. — Nun überließ er sich ohne Mäßigung seinem Hange zum Vergnügen, glänzte in der brausenden Makaronigesellschaft, ward im Spiele geplündert, und in wenig Jahren so bis zum Philosophen entkleidet, daß er für einen Trunk Wasser keinen andern Becher übrig behielt, als die hohle Hand.

In dieser Noth gieng er aufs Theater, da er sich aber als Schauspieler, nie über die Mittelmäßigkeit erhub, und folglich seine Einnahme gering war, Genügsamkeit auch seine Gabe nicht war, so lebte er auf einer beständigen Flucht, denn überall paßten ihm Schergen und Gläubiger auf, und er verschwand, und erschien in verschiedenen Ecken der Stadt, um ihren Fallstricken zu entgehen.

In diese Zeit gehört eine drollige Geschichte. Sir Francis D — l, ein munterer wiziger Jüngling, hatte mit ihm, in dem nemlichen Zirkel, der Jugend genossen, und seine

Güter verschwendet. Nun fügte sichs, daß eine reiche abergläubige Dame, deren ganzes Zutrauen Foote besaß, sich fest in ihrem Herzen entschloß, in den ehrbaren Stand der Ehe zu treten; aber jeder Vorschlag schien ihr bedenklich. Sie glaubte an Ahndungen und Zeichendeuterey, und wünschte durch einen übernatürlichen Wind in ihrer Wahl geleitet zu werden.

Foote gab ihr den Rath, einen Wahrsager in der Old-Baylay zu fragen, von dem die ganze Stadt Wunder erzählte. Einer von Footes Bekannten stellte den Wahrsager vor, der, umringt von Spiegeln und nekromantischen Kreisen der Dame feyerlichst prophezeihte, wo, an welchem Tag, und zu welcher Stunde, sie dem Mann begegnen würde, der bestimmt wäre, glücklich mit ihr zu seyn. Er schilderte, ohne jemand zu nennen, den Sir Francis D — l in Lebensgröße; er beschrieb sein Kleid, seine Geberden, und sagte sogar die Worte seiner Anrede voraus.

Alles das traf abgeredetermaßen ein, und wirkte so heftig auf die erstaunte Dame, daß sie dem Herrn in wenig Tagen mit ihrer Hand ihr ganzes Vermögen übergab, und Foote wurde für die Erfindung, wie man sagt, mit einer Leibrente beschenkt, die ihn aus seiner dringenden Verlegenheit riß.

Um

Um das Jahr 1747 eröfnete er auf dem Haymarket eine kleine Bühne, und erschien als Autor und Schauspieler zugleich. Sein erster Versuch ist unter dem Namen der Morgenbelustigung bekannt. Es war kein eigentliches Drama, sondern eine Darstellung seltsamer Menschen aus dem wirklichen Leben, deren Gestalt und Anstand, Ton und Sprache er so täuschend nachzuäffen wußte, daß niemand die Originale verkannte. Der berüchtigte Taylor, — L — ein andrer hudibrastischer Arzt, Sir Thomas de Veil, ein Friedensrichter, der Verganther Cok, der Redner Henley, fast alle Schauspieler dieser Zeit, wurden vorgeführt und Preis gegeben.

Anfangs setzte sich die Polizey dagegen, allein die Protekzion der Großen machte, daß er nie aufhörte sich durch seine satirischen Vorstellungen Geld und Ruhm zu erwerben.

Im Jahr 1766 that er auf der Jagd mit dem Herzog von York einen so gefährlichen Fall, daß man ihm ein Bein abnehmen mußte; aber das Unglück schlug zu seinem Vortheile aus, denn der Herzog glaubte verpflichtet zu seyn, den Invaliden zu versorgen, und bewirkte ihm auf Lebenszeit eine königliche Vergünstigung, jährlich vom 15ten May bis 15ten September auf dem Haymarket öffentliche Schauspiele zu geben.

Jetzt nahm sein Ansehn täglich zu. Er war fruchtbar an neuen launigten Stücken, und die Art, wie er selbst darinn auftrat, zog beständig ein Gedräng von Zuschauern hin. Nach der Größe des Raums hat nie ein Theater seinem Eigenthümer mehr Verdienst eingebracht, denn man rechnet, daß er manches Jahr 4500 Pfund Sterling nach Abzug aller Unkosten einnahm.

In den letzten Jahren seines Lebens ward er durch mancherley Verdruß heimgesucht. Der Gram darüber erschütterte seine Gesundheit, denn er fieng an, schwach und kränklich zu werden, und überließ sein Theater an Colmann gegen eine jährliche Einkunft von 1600 Pfund Sterling, oder 9600 Thaler, wobey er sich noch überdies eine Beisteuung für jeden Auftritt als Schauspieler bedung.

Er hatte nur wenige Rollen gespielt, als ihn auf dem Theater ein paralytischer Zufall traf, und seitdem war er für die Bühne verlohren. Auf den Gebrauch der Bäder zu Brighthelmstone ließ es sich mit ihm zur Besserung an; er kehrte nach London zurück. Daselbst riethen ihm die Aerzte, seine Genesung im südlichen Frankreich zu vollenden, aber er kam nur bis Dover, wo ein neuer Anfall seinem Leben ein plötzliches Ende machte.

Foote war beym ersten Anblick schon eine drolligte burleske Figur, kurz und untersetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geistvollen Augen, und er wackelte auf seinem hölzernen Bein mit einer seltsamen Beweglichkeit fort.

Als Schauspieler war seine Gattung einzig von ihm erfunden und gebildet, und sie ist mit seinem Tod erloschen. Niemand wird seine Rollen spielen, wie er. — Zwar fiel es auf, daß er übertrieb, man wurde betäubt durch ein schwindelndes Geschrey, das epidemisch in der Gesellschaft herrschte; seine Geberden waren zu heftig, nicht Karrikatur in Hogarths Styl, sondern die Manier gränzte mehr an Ghezzis Masken; es war nicht sowohl reiner Charakter, als Parodie über Charaktere. Aber dennoch drang die scharfgezeichnete Linie der Natur immer kennbar durch; das durchsichtige groteske Kleid verhüllte sie nicht; es war athmendes Leben, nur komisch erhöht, ein getroffenes, redendes, grimaßirtes Bild mit zarten Strichen und blendenden Farben, damit es auf die Menge wirkte.

In dem nemlichen Ton sind seine Stücke geschrieben. Es sind Labsale für die Kunstrichterey; alles wimmelt von Beyspielen, wie jede Regel verletzt werden muß. Er kehrt sich weder an Einheit noch Zeit, oft nicht an die Dichteri-

terische Wahrscheinlichkeit; er leitet nicht ein, und schneidet nicht zu; an der Verwickelung ist ihm wenig gelegen; wenn ein Knoten sich zufällig schürzt, so mag er sitzen, oder sich lösen; alles das bekümmert ihn nicht. Der Stoff ist zuweilen eine wirkliche Begebenheit, oft eine launige kleine Erfindung, und hiezu wird ein Trupp Originale, wie auf ihren Posten kommandirt. Diese sind zu schwach in den Gang des Dramas eingeflochten, einer nach dem andern macht seine Künste dem Zuschauer vor: unterdessen steht die Handlung stille; man verliert die Fabel aus dem Gesichte, und spaziert in einer Gallerie von poßierlichen Gestalten herum.

Aber bey diesen unläugbaren Fehlern hat niemand unter den Neuern Laster und Thorheit treuer, wärmer gemalt. Er hascht die Sitten lebendig, und weiß seinen Spiegel so richtig zu stellen, daß Lächerlichkeit sich, wie in einem Brennpunkte, sammelt.

Sein Dialog ist leicht und witzig, zwar voller Sprachnachläßigkeiten, aber äusserst korrekt nach der Grammatik jedes Thoren. Alle Schnizer sind aus ihrem Munde wiederholt.

In heiterm Muthe geißelt er rechts und links, und jeder Streich entblößt die Nerven. Footes Einfälle sind Sprüchwörter geworden,

und

und sitzen auf einem Elenden fest, wie unvertilgbare Brandmale. Nur ist es Schade, daß für Fremde der größte Theil unverständlich ist. Er spielt allzu örtlich auf einzele Sitten, und oft auf kleine Vorfälle an; man muß nicht allein die Verfassung des Landes, sondern auch die Einrichtung seiner Distrikte, und die Anekdoten des Tages kennen, wenn man ihn recht genießen und würdigen will. Wenig Stücke sind daher in andere Sprachen übersetzbar.

Foote ist durch einen allgemeinen Zuruf zum brittischen Aristophanes erklärt; aber er hat nicht, wie der Grieche, Tugend, sondern Laster und Thorheit verspottet.

Er war immer heiteren frölichen Sinnes; er gab sich für keinen Weisen aus, aber er war ein Temperamentsphilosoph, der es mit den Stoikern aufnehmen konnte; denn auch selbst im körperlichen Schmerz verließ ihn seine Munterkeit nicht. Als ihm Pott sein Bein ablößte, rief er einmal ungeduldig: "ob er noch nicht fertig sey?" — Pott, ein saurtöpfiger Mann, gab ihm mürrisch zur Antwort: daß man hier nichts übereilen könne. — „Nun, — sagte Foote halb ohnmächtig — zürnen Sie nicht, lieber Pott, es ist das erstemal; wenn die Sache wieder vorkommt, will ich mich schon besser finden."

Die

Dieser Verlust schlug ihn so wenig nieder, daß er gerade darüber am häufigsten scherzte. In dem Stück: der lahme Liebhaber, einer seiner Lieblingsrollen, ist er über dieses hölzerne Bein unerschöflich an Einfällen.

Im Umgange war Foote noch angenehmer und glänzender, als auf der Bühne. Ein launiger Einfall jagte den andern. Er war die Seele jeder Gesellschaft. Man drängte sich um ihn. Große buhlten um seine Gunst; er hingegen beugte sich nicht vor Rang und Titel, und wieß den Hochmuth bitter zurück. — Einst nahm sich ein ungesitteter Lord heraus, ihn verächtlich: Herr Komödiant zu nennen; — „Das bin ich, — gab ihm Foote zur Antwort, mit einem auf ihn gehefteten Blick — und studiere jetzt eben einen Kaliban.“ (Das grobe Unthier im Schakespeare.)

Er war wohlthätig, freundlich, gefällig, unermüdet, seinen Freunden zu dienen; jedes Talent war ihm werth; jede Szene des Elends weckte sein Mitleid; seine Kasse war immer der Dürftigkeit offen. Seine Fehler rührten mehr aus Leichtsinn, als aus einem verdorbenen Herzen her; weil er nie einen Einfall verschluckte, so hat er selbst seine Freunde nicht immer geschont, und man wirft ihm noch andere Schwachheiten vor. Aber wer mag schadenfroh den

Schleyer

Schleyer wegziehen, dessen jeder Sterblicher bedarf? Friede mit seiner Asche! —

Es giebt eine ehrbare Menschengattung, die es äusserst abgeschmackt findet, daß ein Schauspieler, ein Histrion, wie man das Wort unter vornehmen Leuten übersetzt, höher als mancher Kavalier geschätzt wird. Aber, Freunde, es ist kein verächtliches Talent, vernünftige Leute Lachen zu machen. — Unvermischtes Vergnügen dürfte wohl in diesem Erdenleben allein in den Augenblicken gedeihen, wenn wir im Rausche der Frölichkeit nur wenig Spannen um uns sehen. Ernsthafte Weise haben uns klüger, aber darum nicht glücklicher gemacht. Wer uns belustigt, zaubert eine Feeninsel um uns her, in der wir uns vortreflich gefallen. Darum ehren wir die Schöpfer der Freuden, als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Daß wir aber unter diesen nicht jene Altags-Schauspieler, die einen eher zum Gähnen als zum Lachen bringen können, verstehen, wird man sich leicht vorstellen.

Franz, (d. Heilige.)

Es ist der Mühe werth, die Geschichte dieses seraphischen Vaters in Walchs Pragmatischer Geschichte der vornehmsten Mönchsorden

orden zu lesen. — Solche weitläuftig auszuführen, gestattet uns hier der Raum nicht, doch wollen wir einige Züge hersetzen, die ihn und seine Nachfolger charakterisiren:

Man kann dem heil. Franz weder politische, noch ehrgeizige Absichten bey Stiftung seines Ordens Schuld geben, aber von schwärmerischen Gedanken kann man ihn nicht ganz frey sprechen. Er hatte aber dabey den glücklichen Hang, von seinem Vermögen seinen Nebenmenschen Gutes zu thun, und verrichtete schon in seiner Jugend viele Liebeswerke. — Das Verderben seiner Zeit, und die Einbildung, daß er in derselben sein Heil unmöglich befördern könnte, brachte ihn zu dem Entschlusse, sich sein übriges Leben hindurch den strengsten Bußübungen zu widmen. Damals ließ er sich wohl noch nicht in Sinn kommen, ein neuer Ordensstifter zu werden — allein er eröfnete seinen Vorsatz, der Welt abzusterben, seinem Vetter, der alles anwendete, ihn davon abzuhalten, aber er blieb bey seinem Vorsatze.

Einmal lief er in einem ganz zerrissenen Kleide, halbnackend, mit bloßen Füßen durch die Gaßen von Aßisi, seinem Geburtsort, um, wie er sagte, sich anzugewöhnen, den Spott, und das Gelächter der Weltkinder, ohne Rührung zu ertragen. Sein Vater, ein reicher Kaufmann in dieser Stadt, welcher glaubte,

er

er fienge an, vom Verstande zu kommen *), wollte ihn in seinem Hause verschließen, er fand aber Mittel zu entkommen, und begab sich zum Bischof von Aßisi.

Als er diesem sein Anliegen eröfnet hatte, ließ dieser seinen Vater holen; Franz achtete dessen Vorstellungen nicht, beharrte darauf, daß er dem Heilande durch Kreuz und Leiden nachfolgen wolle, zog seine noch anhabende zerrissene Kleider aus, warf sie seinem Vater vor die Füße, und sagte: „Ich hatte noch dieses Kleid von euch; ich gebe es euch hiemit zurück. Jetzt ist keine Gemeinschaft mehr zwischen uns. Bisher habe ich euch meinen Vater auf Erden geheißen, von nun an werde ich sagen: Vater unser, der du bist im Himmel.“

Der Bischof gab ihm seinen eigenen Mantel, sich damit zu bedecken, und von seiner Begeisterung eingenommen, ermahnte er ihn, in seinen Gesinnungen zu beharren. Franz verließ sogleich die Stadt, gieng in die Wälder, betete und sang.

Er setzte seinen Weg fort, kam vor ein Kloster, forderte ein Allmosen, und man gab es

*) So ganz unrecht mochte er wohl nicht haben, wenigstens hatte sein Verstand eine schiefe Richtung bekommen.

es ihm mit Unwillen. Er kam nach Egubio, und wurde daselbst von einem seiner ehemaligen Freunde mit einem schlechten Rocke versehen. Hierauf, sagt die Legende, fieng er an, die Aussätzigen zu pflegen *). Seine Nebenbeschäftigung bestand in der Ausbesserung dreyer vor der Stadt gelegenen Kirchen **). Seine Unternehmungen wurden mit Allmosen unterstützt, welche er sich auch nicht schämte, von denen zu fordern, welche ihn vorher als reich gekannt hatten ***). Er trug selbst Steine zu, und diese Arbeit nebst seinem beständigen Fasten, und seiner übrigen strengen Lebensart, schwächten seinen Körper sehr ****).

Als

*) Heutiges Tages übergiebt man solche lieber den Aerzten zur Heilung; und da zur Kur derselben keine große Kunst oder Wartung nöthig ist, so muß man sich sehr über die Unwissenheit damaliger Zeiten wundern, und sie zugleich beseufzen.

**) Nach damaliger schiefen Einbildung, als ob man den Himmel am sichersten durch Errichtung vieler Kirchen und Klöster verdienen könne. Hiebey fand also ziemlich der Eigennutz statt.

***) In der That kein großes Verdienst; — schämt sich ja jetzt kein Graf oder Gräfin, für die Armuth, oder zur Ehre Gottes, Kollekten zu machen.

****) Ganz natürlich mußte dadurch sein Gehirn noch mehr verstimmt werden, denn zum gesund denken werden gesunde Organen erfordert, die aber gewöhnlich bey fanatischen Köpfen überspannt sind.

Als er einsmals die Worte des Evangeliums lesen hörte: Traget kein Geld in euren Taschen ꝛc. rief er laut aus: „Das ist es, was ich suche, das ist es, was ich von Herzen wünsche.“ Sogleich zog er seine Schuhe aus, ließ seinen Stab liegen, warf seinen Sack von sich, nahm kein Geld mehr *), und warf sogar seinen ledernen Gürtel weg, und gürtete sich mit einem Stricke.

Jetzt zeigte er sich dem Volke, und fieng an Buße zu predigen; und nun bekam er auch den Bernard von Quintevalle, von Aßisi, und noch zween andere, zu Nachfolgern, die er in seine Einsamkeit aufnahm. Sie zerstreuten sich durch ganz Romagna, predigten und ermahnten zur Buße. Von einigen wurden sie verehret, von den meisten verlachet; sie ließen sich aber nicht irre mache. Im Jahre 1209 hatte Franz schon 11 Mitbrüder, denn

*) Damals dachte der heil. Franz wohl nicht, daß im 18ten Sekulum seine Söhne so aus der Art sollten geschlagen seyn, daß ihre Klöster hübsche runde Kapitalien von etlichen hunderttausend Gulden sollten anliegen haben, wie man deren viele kennet; besonders Minoriten. — Die Kapuziner hingegen lassen sich lieber auf einige 100 Messen von den Sterbenden vermachen, und für eine Mahlzeit im Kloster statt Geld — 100 Pfund Fleisch und 1 Eymer Wein ins Kloster schicken.

der Reiz der Neuheit macht oft sehr schnell Proselyten.

Ein gewisser Priester, der unter diesen war, Namens Sylvester, der aber unter dem Namen Helias der erste General des Ordens wurde, schlug damals dem heil. Franz vor: Eine neue Ordensregel abzufassen, um allen Unbequemlichkeiten, welche sich bey Vermehrung ihrer Brüderschaft ereignen könnten, vorzubeugen. Franz willigte darein *). Man setzte eine Ordensregel von 12 Kapiteln auf; und er begab sich mit seinen Gefährten nach Rom, um sie dem Pabst Innozenz dem Dritten im Jahr 1210 zu übergeben, und von ihm bestätigen zu lassen.

Innozenz las die Regel, und warf sie Franzen vor die Füße, indem er sagte: „Das ist eine Regel für Schweine, und nicht für Menschen.“ — Franz gieng weg, und wälzte sich wie eine Sau in den Pfützen, kam darauf in dieser lieblichen Gestalt wieder zum Pabste, und fragte ihn: ob er jetzt seine Regel bestätigen wolle, weil sie doch nun für ihn und seine Schüler passen würde? „Das sind Mönche für dich, dachte der Pabst, die man zu allen brauchen kann,“

*) Man sieht wohl, daß Franz schwach genug war, sich von schlauern Köpfen dahin lenken zu lassen, wo es ihr Ehrgeiz haben wollte.

kann," und gab dem heil. Franz die Bestätigung seiner Regel.

Franz begab sich mit seiner Gesellschaft nach erhaltener päbstlichen Bewilligung wieder nach Aßisi. Sein Hauptgegenstand blieb immer: die äusserste Armuth *). Sie hatten kein Haus, wo sie herbergen konnten. In der Nachbarschaft fanden sie eine verlassene Hütte; in dieser fanden sie sich ein. Keine Bücher hatten sie nicht, aus welchen sie die beym Gottesdienste üblichen Gebete lesen konnten. Sie richteten ein hölzernes Kreuz auf, versammelten sich bey demselben, und beteten. Aus dieser Hütte giengen sie wechselsweise, und predigten in den benachbarten Dörfern und Flecken Buße.

Die Hütte wurde indessen für die Gesellschaft des heil. Franzen bald zu klein. Er begehrte von den Benediktinern die Kirche der heil. Maria Portiuncula, welche er hatte ausbessern helfen. Sie wurde ihm gegeben, und er ließ sich daselbst mit seinen Brüdern nieder.

Dies war das erste Haus seines Ordens. Aus Demuth wollte er, daß man ihn den Or-

*) Ohne zu bedenken, daß man durch diese und durch nichts anders als Beten und Chorhalten andern arbeitsamen Nebenmenschen zur Last falle.

den der mindern Brüder nennen sollte, weil sie die Geringsten unter allen im Hause des Herrn seyn. — Allein um das Jahr 1211 hatten sich die Brüder schon so sehr vermehrt, daß er im Stande war, an verschiedenen andern Orten Klöster anzulegen. — Schon hatte man eine so große Ehrfurcht für ihn, daß man die Glocken läutete, wenn er in eine Stadt kam. Die Geistlichkeit und das Volk empfiengen ihn mit geistlichen Gesängen, und trugen Zweige in der Hand.

Zu Assisi bekehrte er die heil. Klara, welche einen Orden von Weibspersonen nach seiner Regel stiftete, ohne zu bedenken, daß das, was bey Mannspersonen möglich ist, bey Weibspersonen unter gleichen Verhältnissen nicht angeht. Bisher war er noch unentschlossen, ob er aus seinen Brüdern Einsiedler, oder Predigermönche machen sollte. Er gieng mit der heil. Klara, und dem Priester Sylvester zu Rathe, und beyde riethen ihm zum letztern.

Im Jahr 1216 war die Zahl der Brüder des heil. Franz schon so groß, daß er nach Spanien, Frankreich, Teutschland, und in alle Theile Italiens ansehnliche Kolonien schikken konnte. — Die Kunst, Brod zu verdienen, ohne Hand anlegen zu dürfen, und von der Sorge auf den morgenden Tag befreyet zu seyn, lockte viele Leute an. Drey und dreyßig

wur-

wurden zum erstenmale allein nach Teutschland geschickt. Der erste Versuch war nicht allzuglücklich, man verlachte sie wegen ihrer Lebensart und ihrem sonderbaren Habit, und verjagte sie. Allein unter dem Schutze der päbstlichen Bullen kamen sie bald wieder, und ihre Zahl wuchs so stark an, daß Franz für jede dieser Provinzen einen besondern Vorsteher ernennen mußte.

Bey alledem hatte der heil. Franz doch die beste Absicht bey Errichtung seines Ordens. Er gab den Brüdern, die er aussendete zu predigen, folgende Vorschrift: „Im Namen Gottes, sagte er, gehet zween und zween mit Bescheidenheit, und beobachtet ein genaues Stillschweigen, von Morgen an, bis auf die Stunde des Gebets. — Ihr müsset auch auf dem Wege eurer Andacht eben sowohl nachhängen, als in eurer Zelle. Unser Leib, den wir mit uns umher tragen, ist unsre Zelle, und unser Geist ist der Einsiedler. Die äusserliche Zelle dient zu nichts, wenn der Geist unruhig ist. — Verkündiget jedermann den Frieden *), habt ihn aber mehr im Herzen als im Munde. Wir

*) Unsre heutigen Franziskaner, die sich gern in Familiensachen mischen, bringen eher Zwiespalt als Frieden in die Häuser, wo sie Zutritt haben.

sind berufen, die Kranken zu pflegen *), und die Irrenden zurecht zu weisen **). Ihr werdet viele dem Anschein nach für Glieder des Teufels halten, welche einst Jünger Jesu Christi seyn werden."

Der Kardinal Hugonino, welcher für den heil. Franz und Dominik, der zu dieser Zeit ebenfalls seinen Orden errichtete, eine sehr große Hochachtung hatte, wollte ihnen höhere Stellen verschaffen, aber sie schlugen es Beyde aus. — Ihre Abkömmlinge waren in der Folge nicht so ekel; man sah nicht nur Kardinäle, sondern sogar Päbste aus ihrem Mittel.

St. Dominik, welcher sah, was für Vortheile Franz von seiner Regel zog, schlug ihm vor, beyde Orden miteinander zu vereinigen. Dieser aber schlug es aus. Es würde viel vortheilhafter für die Gläubigen seyn, sagte er, wenn diejenigen, welche sich an seine Strenge nicht gewöhnen möchten, einen andern Orden wäh-

*) Dies Geschäft war nicht nach ihrem Geschmack, sie haben es also längst aufgegeben.

**) Statt sie zurecht zu weisen, wurden sie durch Lukas-Zetteln, Porziunkula-Ablaß, Amuletten, Hexenpantoffeln, Fieberzetteln, Blasiikerzen, und dergleichen Sächelchen noch mehr in die Irre geführt.

wählen könnten, wo mehrere Gelindigkeit herrschte.

Der heil. Franz wich nie von seinen Grundsätzen: der völligen Entäusserung aller irrdischen Dinge, der Demuth, und der strengsten Lebensart ab. Um solches völlig zu beweisen, ließ er sich, als er fühlte, daß sein Ende herannahete, in der Kirche nackend auf die Erde legen, und erwartete in dieser Stellung heldenmüthig seinen Tod.

Er wurde, nach dem Zeugniß aller seiner Biographen, ebenfalls zu Aßisi in der Kirche des dortigen großen Franziskanerklosters unter dem Hauptaltar in einem Gewölbe beygesetzt, wo er, nach der Versicherung der Franziskaner aufrecht steht, ohne von irgend etwas gehalten oder gestützt zu werden. Allein dieses ist eine Reliquie, die niemand besichtigen darf. —

Die Franziskaner haben sogar ausgesprengt, daß derjenige, der die Verwegenheit haben würde, in dieses Gewölbe hinein zu gehen, um den heiligen Leichnam zu betrachten, in demselben Jahre sterben müsse. Dies giebt einen sehr gegründeten Verdacht, daß unter dieser übertriebenen Geheimhaltung des Körpers des heil. Franz irgend ein Geheimniß verborgen seyn müsse *).

*) Der Bischof von Bellai, Johann Peter Camus, stellt in seiner Apokalypse ꝛc. folgende Betrachtung dar-

Nichts aber ist ärgerlicher, als die Vergötterung und vollkommene Gleichstellung des heil.

darüber an: „Ich weiß nicht, aus welcher menschlichen oder göttlichen Ursach man den Engeln und Menschen dieses andächtige Schauspiel versagt; denn es ist gewiß, daß dieses allein im Stande wäre, alle vernünftige Leute zur Bewunderung hinzureißen, die größten Sünder zu bekehren, und die mehresten Ketzer unserer Zeit in den Schooß der Kirche zurückzuführen. — Ich kann mir nicht einbilden, daß dieses andächtige und fromme Verlangen sich durch das Anschauen dieses Wunderwerks zu beglückseligen, den Gläubigen durch irgend eine Bulle verboten seyn sollte. Es ist auch nicht zu glauben, daß diejenigen, die dieses heilige Grabmal im Geiste der Demuth, der Frömmigkeit, der Liebe und des Eifers öfnen mögten, zum Lohn für ihre Andacht und freudige Begierde, den heil. Franziskus zu verehren, den Tod davon tragen sollten. — Wer kann sich einbilden, daß derjenige, der in den Tagen seiner irrdischen Wallfahrt einen so lieblichen Geruch des Lebens um sich verbreitet hat, jetzt, da er in der Herrlichkeit und in der vollkommensten Liebe wandelt, aus seinem Körper einen tödtlichen Geruch ausdusten werde, der seinen Verehrern den Tod bringt?

Geht man nicht alle Tage in das Grab Christi hinein? Und wenn man in das Grab des heil. Franziskus hineingienge, um Gott in seinen Heiligen zu ehren, wäre denn diese Frömmigkeit so strafbar?

Zu

heil. Franz mit dem Weltheilande, so seine Nachfolger demselben beylegen. — Ein Franzis.

Zu Rom zeigt man täglich das Heilige mit seinem eigenen Blute benetzte Gesicht unsers Erlösers: desgleichen zu Turin, zu Besanßon und anderer Orten die heiligen Schweißtücher, worin er begraben worden. — Sollten wohl einige unter den katholischen Christen so übel unterrichtet seyn, daß sie sich unterstünden, das Gewölbe des heil. Franziskus mit dem Grabe des Heilandes, oder mit den andern Reliquien, die (wenigstens nach der Volks-Tradizion, die freylich keinen Grund hat) mit seinem theuren Blute benetzt sind, zu vergleichen.

Zeigt man nun diese den Gläubigen, — fährt unser gelehrte Prälat fort — warum sollen sie der Erquickung entbehren, die seraphischen Ueberbleibsel des heil. Franziskus zu sehn und zu küssen? Lieber Gott! wenn dieser Vorhang weggezogen, dieses Grabmal geöfnet, dieser Schatz aufgedeckt würde, welch ein Trost, welche Erbauung für die Gläubigen! wieviel zweifelhafte und wankende Gewissen würden erleuchtet und befestiget, wieviel Zweifel würden gelöset werden! welche Schatten würde diese Offenbarung zerstreuen! In einem Augenblick würde jene langwierige und wichtige Streitigkeit über die wahre Kleidung des heil. Franziskus entschieden seyn! man würde erfahren, woraus jene Nägel, (der Wundenzeichen, nemlich des heil. Franziskus) bestanden, welche die Legenden so verschieden beschreiben; denn einige behaupten, sie wären aus dem aus

den

ziskaner sagte einst auf eine ärgerlich Weise in einer Predigt: „Gott der Vater werde man-

nig-

den Wunden hervorgewachsenen Fleisch entstanden; andere setzen sie aus geronnenem Blute zusammen; nach andern sind es Nerven, die sich in Gestalt der Nägel geformt haben; und wieder andere glauben, sie seyen von Horn gewesen.

Gesetzt auch, daß bey Eröfnung dieses Grabmals durch irgend einen Zufall, oder eine wunderbare und ausserordentliche Begebenheit dieser heil. Leichnam nicht vorgefunden würde, so ist es zwar möglich, daß dieses nicht so fühlbare Tröstungen würken, vielleicht auch weniger Zulauf zu der Kirche dieser Ordensbrüder, wo diese heilige Beylage verwahrt wird, verursachen würde; allein man darf nicht denken, daß sich dadurch der Glaube daran vermindern würde; denn warum sollte man nicht glauben, daß die Welt eines so herrlichen Unterpfandes unwürdig sey, und daß es die Engel deshalb anderswohin getragen hätten?“ — (Soweit der Bischof Bellay.)

Noch mehr, wenn der Körper des heil. Franz sich nicht in seinem Gewölbe finden, oder etwann in Asche zerfallen sollte, könnte man ihm nicht von irgend einer andern Materie (z. E. von Wachs, wie man den Körper der heil. Katharina von Siena gefunden haben will) einen neuen machen? Man glaubt ja ohne dies, daß es sich mit vielen andern angeblichen heiligen Leibern, besonders in Italien, eben so verhält. —

nigmal in der Person seiner zween Söhne irre, da sie sich wegen der Wunden so ähnlich sähen, und einander am Range ganz gleich seyen." Hat sich jemals jemand einfallen lassen, so etwas zu sagen?

Der Pater Bartholomäus von Pisa, hat zwölf Aehnlichkeiten dieses Patriarchen mit Jesu Christo in seinem über diesen Gegenstand geschriebenen ersten Buche, zwölf in seinem zweyten, und noch ein Dutzend in seinem dritten Buche der Welt vor Augen gelegt, und dadurch beweisen wollen, daß St. Franz eben so herrliche Thaten, als Jesus Christus verrichtet habe.

Er hat würklich in die Welt geschrieben, daß er zwölf Jünger gehabt, wie Jesus Christus, und einen davon, Namens Johann Capella, wie Christus den Judas, verworfen habe. — Er behauptet, St. Franz sey ein Patriarch, ein Prophet, ein Apostel, ein Märtyrer, ein Doktor, ein Beichtiger, eine Jungfer, ein Engel, und Jesu Christo viel ähnlicher gewesen, als alle andere Heiligen. Er geht in seinen Lobsprüchen noch weiter, denn er sagt mit dürren Worten: St. Franz sey Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum *). — Jesus we-

*) Der P. le Franc, Guardian des Minoriten Klosters zu Rheims, ließ, um sich bey der Nachwelt ei-

wegen der Aehnlichkeit seines Lebens mit dem Leben des Erlösers; — von Nazareth, weil er in der reinsten Jungferschaft gelebt. — Könignig, wegen der regelmäßigen und strengen Herrschaft über seine äussere und innere Sinne. — Der Juden, weil er durch seine Fröhlichkeit und Zufriedenheit alle Kreaturen zum Lobe Gottes aufgemuntert. Um seine Unverschämtheit vollständig zu machen, vergleicht er die Thaten des heil. Franz mit den Thaten Jesu Christi, und hat die Stirn, zu versichern, daß St. Franz vielmehr gelitten habe als Christus. —

„Christus, sagt er, hat sich nur einmal verklärt; St. Franz zwanzigmal. — Christus hat nur einmal Wasser in Wein verwandelt, St. Franz dreymal. — Christus hat die Schmerzen seiner Wunden nur eine kurze Zeit gefühlt, St. Franz hat die Seinige zwey volle Jahre ausgehalten. — Was die Wunderwerke betrift, Blinde sehend zu machen, Lahme

einen großen Namen, und bey seinem Orden in Kredit und Gunst zu setzen, in dem Fronton des Portals auf eine Marmortafel mit goldenen Buchstaben die Worte setzen: Deo Homini et B. Francisco, utrique crucifixo. Es wurde ihm aber von dem Kaplan des Erzbischofs angedeutet, diese ärgerliche Inschrift augenblicklich abnehmen zu lassen.

Lahme zu heilen, die Teufel aus den Leibern der Besessenen zu treiben, die Todten zu erwecken, so hat Christus nichts gethan, wenn man es mit den Thaten des heil. Franz und seiner Brüder vergleicht; denn St. Franz und seine Brüder haben mehr als 1000 Blinde sehend gemacht, mehr als 1000 Lahme, Menschen und Vieh geheilt, mehr als 1000 Teufel aus mehr als 1000 Besessenen vertrieben, und mehr als 1000 Todte ins Leben zurückgerufen."

Man könnte eine Menge ähnlicher Beweise beybringen, wenn man nicht fürchten müßte, die Zeit und Geduld unsrer Leser zu mißbrauchen. Man wird genug aus diesen sehen, wie abgeschmackt und absurd ein Franziskaner reden kann, wenn er von seinem seraphischen Vater zu reden anfängt.

Franzosen.

Deren Charakter läßt sich am besten aus einer Anekdote bestimmen, die uns Sturz in dem 2ten Theile seiner Schriften erzählt, und zwar auf folgende Art:

„Montesquieu und Lord Chesterfield waren zu einer Zeit in Venedig, und stritten oft über den Vorzug ihrer Nazion, indem jener

die

die Munterkeit der seinigen, dieser die kalte Vernunft der Engländer erhob. — Eines Tages trat ein Fremder in Montesquieus Stube, welcher damals schon Beobachtungen zu seinem unsterblichen Werke sammelte. „Ich bin, sprach der Fremde, ein Freund Ihrer Landsleute, weil ich lange in Frankreich gelebt habe, und man ist mir daselbst sowohl begegnet, daß ich gern einem jeden Franzosen dienen mögte. Dies ist auch die Absicht meines Besuchs. — Sie sind, fuhr er fort, mit einer gefährlichen Neugierde behaftet, die man nirgends weniger, als in Venedig verzeiht. Sie fragen nach allem, was vorgeht. Sie wollen Geheimnisse ausforschen — und ich weiß, daß Sie vieles aufgeschrieben haben, — vielleicht zum Gebrauch irgend eines fremden Hofes: denn so beurtheilt das geheime Inquisitionsgericht Ihr Betragen, welches darum heute früh beschlossen hat, Sie erster Tags aufheben zu lassen. Denken Sie auf Ihre Sicherheit.“

Der Fremde gieng weg. — Montesquieu, ganz bestürzt, warf alle seine Papiere ohne Zeitverlust ins Feuer, und lief zu Chesterfield, um ihn den Vorfall zu erzählen. — „Ich glaube, sagte dieser nach einigem Nachdenken, daß die Begebenheit wohl unsern Streit entscheiden dürfte, denn ein gelassener Engländer hätte die Sache genauer untersucht.“

Mont. „Und sich muthwillig einer großen Gefahr ausgesetzt?“

Chest. “Die mir aber nicht so dringend vorkömmt. Denn, bedenken Sie doch, ob es wahrscheinlich sey, daß ein Vertrauter der Staatsinquisition einem Fremden ihre Entschließung verrathen, daß er aus Dankbarkeit für die französische Urbanität in Italien seinen Kopf wagen würde?“

Mont. „Was aber konnte des Menschen Absicht seyn?“

Chest. „Sie zu betrügen, vermuthlich. Vielleicht war es ein Glücksritter, der Bekanntschaft, der Gelegenheiten suchte, der Sie bestehlen wollte.“ —

Mont. „Das ist ihm also nicht gelungen.“

Chest. „Aber doch haben Sie Ihre Papiere verbrannt. Das war allzuübereilt. Mit ein wenig englischer Kälte hätten sie lieber den ganzen Aufzug für einen Scherz gehalten.“ —

Mont. „Für einen Scherz?“ —

Chest. „Allerdings, lieber Baron; denn mich kostet der Spaß zwey Zechinen. Es war mein Schneider, und er hat seine Rolle nur allzugut gespielt.“ — —

Der Geist der Galanterie, der in allen Sachen herrscht, macht immer den Hauptzug

des Franzosen aus; — Sie bringen ihn aller Orten hin; doch sagt man, daß ihn die jungen Leute heut zu Tage weniger haben sollen, als ehedem ihre Väter. Das Frauenzimmer klagt, insonderheit darüber, daß sie in diesem Punkt so ziemlich nachlassen. Doch, es scheint nicht, daß dieser Vorwurf gegründet sey. Sind nicht die mehresten jungen Leute jederzeit gewesen, was sie noch sind? d. i. unbedachtsam und übel erzogen? —

Ein junger Stutzer von der letztern Gattung hatte, um sich einigermaßen aus seiner übeln Lage herauszuhelfen, als ein anderer Glücksritter, eine alte Frau von großem Vermögen geheyrathet. Er wurde einmal von ihr selbst in einer großen Gesellschaft öffentlich beschuldiget, daß er ihr Gift beygebracht habe. Er antwortete aber ganz gleichgültig darauf; „Bey Gott nicht wahr! man lasse den Wundarzt kommen, und sie öffnen, so wird man gleich sehen, daß sie gelogen hat.“

Die Franzosen, gedrückt von mancherley Plagen in ihrem Vaterlande; ohne Aussicht, das Leben bequem hindurch zu bringen, verlassen gern ihren Geburtsort, und zerstreuen sich in alle Theile Europens — besonders halten sie sich gern in Teutschland auf, und suchen da ihr Glück bey denen redlich, nicht mistrauisch denkenden Teutschen zu machen. Sie lassen sich

das kernhafte Essen und Trinken der gastfreyen und wohlmeynenden teutschen Bürger recht gut behagen, und nehmen mit doppelten Porzionen vorlieb, und denken nicht mehr an ihre zu Hause genossenen steifen Brodsuppen. — Wenns ihnen aber auch noch so gut geht, so rühmen sie doch in allen Gesellschaften ihr Vaterland über die maßen. — „In Frankreich, heißt es da, lebe sichs besser und angenehmer — dies und jenes ist dort viel schöner — dies ist gegen Teutschland ein Paradieß u. d. g.

Selten aber sieht man sie doch wieder dahin wandern, wo es, ihrem Großsprechen nach, so gut, und so viel besser, als in Teutschland ist. In diesem Falle ist doch der Italiener aufrichtiger und weniger Windbeutel. Er sammelt sich bey den treuherzigen Teutschen durch seine Industrie Geld, lobet sie, auch dann noch, wenn er mit ihren Reichthümern beladen, sich wieder in sein anmuthsvolles Vaterland zurück begiebt. — —

Frauenzimmer.

Haben selten was Großes in ihrem Gesichte, allein was Schönes, was Liebenswürdiges; ein gewisses Wohlwollen, eine gütige Theilnehmung, Gefälligkeit, Anstand. —

Bey einem Frauenzimmer darf nur der Verstand gewonnen seyn, um Eingang in ihr Herz zu finden — und von einem eitlen Frauenzimmer kann man alles erhalten, nachdem man diesem Abgott mehr oder weniger schmeichelt. —

Belesene Frauenzimmer reden wie die Bücher. Jede Antwort, die sie geben, ist entweder geborgt oder gestohlen. Nicht einmal ihrem Gesichte darf man sicher trauen, denn wer weiß, aus welchem Romane sie die oder jene Miene geborgt haben? —

Alte Frauenzimmer, welche die Sucht haben, noch jung scheinen zu wollen, sind die rachgierigsten unter allen Geschöpfen, wenn man sie vernachläßiget. —

Ein unfreundliches Frauenzimmer ist wie eine trübe Quelle, sumpficht und häßlich, dick, ohne alle Schönheit, und so lange sie so ist, wird keiner, wäre er auch noch so durstig, nur einen Tropfen davon zu trinken oder anzunehmen würdigen.

Die mehresten Frauenzimmer schränken ihr ganzes Leben hindurch leider ihre Gedanken bloß auf ihre Schönheit ein, die sie doch nicht vermehren können, und denken nie an die Verbesserung ihres Verstandes — eines sehr tragbaren Bodens — den sie ganz ungebaut liegen las-

lassen. — Möchten sie sich doch tief ins Herz die Wahrheit prägen: daß ihre Schönheit nur im Verhältnisse, als Tugend und Wissenschaft sie begleiten, unser Opfer verdient! —

Der Zustand der Frauenzimmer ist bey den Aerzten oft der Gegenstand des Mitleidens gewesen, weil ihr Körper, wie sie sagen, so beschaffen ist, daß eine jede Lebensart auch ihre besonderen und eigenen Krankheiten mit sich bringet. Sie scheinen daher keine andere Wahl, als zwischen gleich fürchterlichen Gefahren zu haben; und sie mögen den Ehestand erwählen, oder sich entschließen, unverheyrathet zu bleiben, so sind sie doch bey einer solchen Wahl den Krankheiten, der Noth und dem Tode stets ausgesetzt.

Das Frauenzimmer sollte sich stets erinnern, daß das Genie so gut für sie, als für die Mannspersonen sey, damit es den unbedeutenden Beschäftigungen entsagen möge, auf welche es seine ganze Aufmerksamkeit gewendet zu haben scheint. —

Die aller unentbehrlichste Tugend der Frauenzimmer, und die ihnen den größesten Einfluß über uns verschaft, ist Bescheidenheit. Diese liebenswürdige Eigenschaft hat einen solchen Einfluß auf ihren Verstand, ihre Mienen und Reize, kurz, auf ihren ganzen Charakter, daß

uns alles anstößig ist, wo diese fehlet. In derselben besteht eben so sehr die Ehre des Frauenzimmers, als die Ehre der Männer in Stärke der Seele und körperlichen Muth. — Der Mangel dieser Tugend schließt gleichsam alle übrigen aus, die deren unzertrennliche Gefährtinnen sind, und bloß in Rücksicht auf diese, kann man eigentlich sagen, daß das Frauenzimmer besser oder schlimmer sey, als die Mannspersonen. —

Zum Glück giebt es wenig Schönen, die dieser Bescheidenheit entsagen, welche ihnen scheint angeboren zu seyn. Nur nach wiederholten Vergehen wird dieser angeborne Schatz gänzlich Preis gegeben. — Diejenigen, die dahin gekommen sind, daß sie diesen traurigen Schritt gethan haben, dürfen nicht länger unter das schöne Geschlecht gerechnet werden, sie haben alle Tugend abgeschworen, und wetteifern mit den verruchtesten Männern in der Unverschämtheit.

Nehmen wir diesen verdorbenen Theil der Gesellschaft aus, der mehr ein Gegenstand der Verachtuug, als der Erwägung ist, so bleibt es gewiß, daß die Frauenzimmer im Grunde bessere Herzen haben, und zärtlicher und gefälliger sind, als die Männer.

Der starke Antheil an Empfindsamkeit, womit das Frauenzimmer begabt ist, ist für

sie selbst, und auch für uns, eine fruchtbare Quelle der angenehmsten Vergnügen, und bisweilen der bittersten Beunruhigungen. In allen Stücken leitet sie die Empfindniß, sie ist mit ihnen geboren, sie lebt und stirbt mit ihnen; und erzeugt in allen Altern jene liebenswürdige Tugenden, wodurch sie uns so werth werden; aber auch leider jene besondern Fehltritte, um welcher willen wir sie tadeln. Je größer die Empfindlichkeit des Herzens, destomehr ist es auch der Eifersucht, des Ekels, und bey Beleidigungen der Rache empfänglich. Die Wunden des Herzens heilen sehr schwer, und ein Frauenzimmer von sehr zarter Empfindung fühlt solche Wunden, so lange sie lebt.

Was wir aber auch dem Frauenzimmer für eine Mischung von Gutem und Bösem Schuld geben, so müssen wir doch dem ohngeachtet gestehen, daß sie mehr Achtung für die Ehre, mehr Treue und Anfrichtigkeit besitzen, und ein ordentlicheres Leben führen, als die mehresten Männer.

Was für Arten Verdienste giebt es, worinn sich das Frauenzimmer nicht hervorgethan hat? — Sehr viele, deren Namen der Unsterblichkeit übergeben sind, haben in den schönen Wissenschaften geglänzt, und es wird allezeit gedacht werden, daß der erste akademische

Kranz in Frankreich der Madame Scudery ertheilt worden.

Das schöne Geschlecht ist noch nicht ausgeartet. Es lebte noch vor wenigen Jahren eine Gottschedinn, eine Markise von Chatelet. Es lebt noch in Teutschland eine Unzerinn, in Dännemark eine Biehlinn, in England eine Miß Carter, eine Macanley, diese große Geschichtschreiberin, und andere mehr in jedem Lande. Und wer kann ohne Ehrfurcht an die Nordische Gesetzgeberin auf dem Throne, an eine Kathrina II. gedenken, die eine Teutsche ist? u. d. g.

Damit wir aber auch Beyspiele anführen, die zwar an sich nicht größer sind, aber nach dem Urtheil der Menge dafür gehalten werden; so dürfen wir nur erwägen, was Frauenzimmer für erhabne Würden mit Ruhm bekleidet haben! Pulcheria, Sophia, Athenais, Irene, Margaretha Valdamas, die obgenannte nordische Semiramis, eine Maria Theresia, und viele andere Prinzessinnen, waren in hohem Grade Meisterinnen der Regierungskunst. —

Wir dürfen nur ein wenig die Geschichte durchblättern, so treffen wir eine Menge Beyspiele des Muths an, dessen die Frauenzimmer bisweilen fähig sind. Zu Rom sehen wir Clelien

lien mitten unter einem Pfeilregen unerschrocken über die Tyber schwimmen. — Zu der Zeit, als alles vor der Tyranney der Triumvire wich, trotzte des Hortensius Tochter ihrer Grausamkeit, und erkühnte sich allein, alle Macht ihrer Beredsamkeit zur Vertheidigung der römischen Damen anzuwenden. Während der Verweisung ins Elend, die wie eine Pest wüthete, munterte Arria ihren Gemahl auf, dem Tode Troz zu bieten, reichte ihm den Dolch, der von ihrem eigenen Blute rauchte, und versicherte ihn ruhiglich, daß die Wunde, die sie sich gemacht, nicht schmerze.

Sogar hat man manchmal eine kriegerische Hitze an dem Frauenzimmer wahrgenommen. Der berühmten Johanna d'Ark nicht zu gedenken, dürfen wir uns nur der Johanna Hatcherte erinnern, die an der Spitze eines Weibesheeres Beauvais entsetzte, das von dem Herzoge von Burgund schon aufs äusserste gebracht war. Und zu eben der Zeit war es, da in England Margaretha von Anjou, Gemalin Heinrichs VI. in Person ein Treffen gewann, Heinrichen aus dem Gefängniß frey machte, und ihn auf den Thron setzte.

Britannien hat Ursache, sich der tapfern Gräfin von Montfort zu erinnern, die mitten in der Hitze des Gefechts ihren Sohn von einem Gliede des Heeres zum andern führte,

und die Soldaten aufmunterte, für ein Königreich zu fechten, das sie zu regieren so sehr würdig war; und in Frankreich vertheidigte die Herzogin von Rohan, unter der sehr wohllüstigen Regierung Ludwigs XIII. die Stadt Rochelle gegen die ganze Macht des Königs und die Erfahrenheit seiner Minister. —

Die Geschichte aller Völker liefert uns Beyspiele dieser Art, und beweiset, daß das Frauenzimmer eben die Unerschrockenheit des Geistes besitzet, die wir, mit Ausschluß des schönen Geschlechts, für unser Antheil allein halten. —

Das Frauenzimmer entdeckt oft eine Stärke des Geistes, und zeigt, daß es das Leben nicht so liebt, als viele sich einbilden. Viele darunter haben es verachtet, wenn sie es mit ihrer Ehre erkaufen sollten. — Renata von Frankreich bewies, daß ihr ihre Ehre lieber war, als das Leben, und gab ein Beyspiel von Tugend, das mehr bewundert zu werden verdient, als das der Lukrezia aus der römischen Welt. — Sie hatte nach ihres Gemals Tode die kleine Stadt Bassano vertheidigt, war itzt gefangen genommen, und sollte nun eben die letzte Gewaltthätigkeit vom Acciolin dulden, als sie sich muthig aus dem Fenster stürzte: sie ward aber doch zu diesem Barbaren zurückgebracht, von dem sie endlich Erlaubniß erhielt, ihrem

verstorbenen Gemal die letzten Pflichten zu erweisen. Als sie aber ins Grab kam, that sie ihr äusserstes, sich den Grabstein auf den Leib zu ziehen, und so begrub sie sich zugleich mit dem kostbaren Ueberbleibsel eines Gemals, dem sie unverletzlich treu erstarb.

Betrachten wir das Frauenzimmer von der sanftern Seite, so lehren uns unzählige Anekdoten aus der Geschichte, daß sie die Männer darinn weit übertreffen; und sollten wir unparteyisch alle große Handlungen untersuchen, die beyden Geschlechtern Ehre machen, so würden wir eben so viele unter dem schönen Geschlecht, als unter dem unsrigen antreffen. — Europa hat sogar eine Königinn gesehen, die freiwillig vom Throne stieg, um den Wissenschafften obzuliegen, die sie vorzog.

Ein schönes Frauenzimmer ist zwar ohnstreitig das Meisterstück der Natur; allein, dies Meisterstück ist noch unvollendet, so lange der Geist noch ungebildet bleibt. Auf dies letztere sollte die Ehrbegierde der Schönen gerichtet seyn; soll Schönheit mit gründlichem Verdienst verbunden werden, so kann dies nur alsdann geschehen, wenn die Schöne die Leutseligkeit ehrt. Tugend macht ein Frauenzimmer noch schöner; und dagegen geben die Reize der Tugend einen neuen Glanz. Und ist mit dem allen eine vernünftige, gesetzte und unerschüt-

schütterliche Gottesfurcht und reine Liebe zur Religion verbunden; so ist eine solche Schöne ein irdischer Engel, und ihre Gaben und Vortreflichkeiten werden nicht mit ihrem Leben ausgehn, sondern auch in der ewigen Welt ihr Glück und Ruhm dauerhaft machen.

Freidenker.

Unter allen Wörtern, die man gegenwärtig in einer ganz andern Bedeutung nimmt, als sie ursprünglich und von Rechtswegen haben, sind vielleicht die Beyden, **Deismus** und **Freidenken**, die auffallendsten. Das erstere will in seinem eigentlichen Verstande nichts weiter sagen, als glauben an das Daseyn der Gottheit im Gegensatz des **Atheismus**, und so ist jeder Christ ein **Deist**.

Itzt aber braucht man es durchgängig von allen denen, welche die christliche Offenbarung verwerfen. Und das Wort Freidenken sollte den Begriff eines Menschen von einem freien ungezwungenen Geist enthalten, welchen keine gemeinen Vorurtheile, kein unmännlicher Aberglaube fesseln, und der mit tugendhaften Blikken, und einer tiefen Ehrfurcht gegen das Höchste Wesen der Wahrheit nachforscht.

Aber man nimmt dieses Wort gewöhnlich von solchen Personen, die aus Liebe zum Sonderbaren, und um sich das Ansehn erhabner Einsichten zu geben, oder aus einer angebornen Bösartigkeit des Herzens, Wahrheiten zu bestreiten suchen, welche in allen Zeiten und Ländern von den Meisten angenommen, und hochgeachtet werden; von Personen, die gerne jene geheiligten Bande, wodurch die Gesellschaft zusammen gehalten wird, auflösen, die Hofnung der Unsterblichkeit, welche uns Gott als ein Anreizungsmittel zur Tugend gegeben hat, und die beste Versicherung unsers Glücks in diesem und einem andern Leben zerstöhren möchten. —

Das Betragen des Freygeistes, es entspringe aus solchen Bewegungsgründen, oder nicht, ist, um es nicht härter auszudrücken, rasende Thorheit.

Eine Anekdote von dem verstorbenen Herrn Maller giebt hievon ein merkwürdiges Beyspiel, und muß nothwendig uns eine nützliche Erinnerung ertheilen. — Dieser Mann war ein Freidenker, und sprach auch sehr frey von dem, was er so frey dachte. — Er trug kein Bedenken, seine Meinung, wo er sie nur immer anbringen konnte, zu verbreiten.

Bey Tische sagte seine Gemalin, die eine beredte Verfechterinn seiner Meinungen war,

sehr

sehr oft in der Hitze ihres Vortrags: Mein Herr! Wir Deisten. — — Die Lekzion über die Unglaubensartikel der Freigeister wurde so oft wiederholt, und so ernstlich bey allen Gelegenheiten eingeschärft, daß sogar auch das Gesinde von der niedrigsten Klasse in kurzer Zeit beynahe eben so fertig ward im Disputiren über die Grundsätze der Freidenkerei, als die Herrschaft.

Der Bediente, der bey Tische aufwartete, wurde vollkommen überzeugt, daß er dereinst für keine seiner Uebelthaten Rechenschaft ablegen dürfe. Er entschloß sich daher, von dieser Lehre Vortheil zu ziehen; er machte sich also mit vielen kostbaren Sachen, besonders dem Silbergeschirre aus dem Staube. Glücklicher Weise ward er heimlich verfolgt, so daß man ihn mit seiner Beute in das Haus seines Herrn zurück bringen konnte. Dieser befragte ihn in Gegenwart einiger auserlesener Freunde, warum er sich eines so strafbaren Unternehmens schuldig gemacht hätte?

Anfangs war der Mensch ganz verstockt, und wolte aus lauter Halsstarrigkeit keine einzige der vorgelegten Fragen beantworten. Als man aber mit aller Heftigkeit in ihn drang, daß er die Ursachen seiner schändlichen That angeben sollte, so sagte er mit aller Dreistigkeit, deren ein Bösewicht nur immer fähig seyn kann:

„Mein

„Mein Herr! Ich habe so oft und so viel von der Unmöglichkeit eines künftigen Zustandes reden hören; Sie haben auch bey allen nur möglichen Gelegenheiten mit vielen Gründen bewiesen, daß es nach dem Tode keinen Lohn für die Tugend, und für das Laster keine Strafe gäbe, so daß ich würklich in Versuchung gerathen bin, diesen Diebstahl zu begehen.“ — „Gut, antwortete Mallet — aber sage mir, „Spitzbube! fürchtest du dich nicht vor dem Galgen, der doch immer Strafe genug seyn muß für Verbrecher deiner Art?“ — „Herr — versetzte der Kerl, und sah ihm wild ins Angesicht — was geht Sie das an, wenn ich das Herz hatte, es so gerade hin auf den Galgen zu wagen? Sie haben mir einmal durch ihre vorgebrachten Gründe die grösste Furcht völlig benommen, wie sollte ich denn noch das geringste Uebel scheuen?“ —

Freimaurer.

Diese haben sich seit einigen Jahren so ausgebreitet, daß es mit der Größe ihrer Geheimnisse einen ausserordentlichen Kontrast macht. In Teutschland allein werden nach der geringsten Berechnung über 20,000 Freimaurer angetroffen. Wie groß ist ihre Anzahl in den übrigen europäischen Staaten! und rechnet

man

man dazu alle diejenigen, die in den übrigen Welttheilen sich befinden; so ist gewiß kein Orden in der Welt gewesen, der dem Maurerorden an Menge der Glieder gleich gekommen. Eine Million Menschen ist das geringste, was man annehmen kann, die zum Orden gehört.

Schon in England ist die Maurerey immer sehr ausgebreitet gewesen, und sie war nicht sobald da gestiftet worden, als sie schon eine große Menge von Mitgliedern erhielt. Man kann dieses aus den vielen Logen abnehmen, die in London allein gestiftet worden, und von welchen einige gewiß ziemlich alt sind.

Aber das alles ist in gar keine Vergleichung mit der ungemein großen Anzahl der Freymaurer in Frankreich zu setzen. Es ist bekannt, daß die Mode bey dieser Nazion der Tyrann ist, der alles bestimmt. Kaum war die Maurerey in diesem Königreich gestiftet worden, und hatte einige Männer von Rang zu Mitgliedern erhalten, die in der Welt den Ton angaben, so hielt es der Franzos schon für ein wesentlich Erforderniß eines galanten Mannes, ein Freymaurer zu seyn; und nun nahm die Anzahl der Glieder dieses Ordens dergestalt zu, daß man in allen Klassen und Ständen von Menschen, vom Prinzen von Geblüt an, bis zum Friseur und Bedienten Freymaurer daselbst antrift. Selbst unter den Kapuzinern giebt es Brüder die-

dieses Ordens. Paris allein enthält an hundert Logen, und es ist nicht leicht ein angesehner Ort in Frankreich, wo nicht einige, oder doch wenigstens eine Loge seyn sollten.

In den Niederlanden hat der Orden ebenfalls viele Mitglieder, und die Logen sind schon vor 30 Jahren in eine gewisse Art von näherer Vereinigung unter sich getreten, dergestalt, daß die sämmtlichen Logen in den vereinigten Provinzen ein einziges Ganzes ausmachen. Hier sind auch sogar Juden zum Freymaurerorden getreten, die theils in andere Logen gehen. Vielleicht hat gar der Kaufmannsgeist mit niederländischer Staatstoleranz verbunden an diesem seltsamen Phänomen den meisten Theil.

In Teutschland hatte der Orden anfänglich nur sehr wenige Anhänger, und vor ungefähr 50 Jahren hätte man daselbst schwerlich über 4 Logen zusammen bringen können. Aber schon seit dem Jahre 1741 nahm der Orden ungemein an Logen zu, die grösstentheils englischer Konstituzion waren. Mit dem Kriege von den Jahren 1757 bis 1763 breitete sich die Maurerey noch ungleich mehr in Teutschland aus, wozu die Franzosen das meiste beytrugen, nach deren Konstituzion ungemein viele Logen in ganz Teutschland errichtet wurden.

Aber nichts übertrift den Zuwachs, den die Maurerey in Teutschland seit dem Jahre 1763

erhalten, da es bey vielen, oder eigentlich bey denen, die sich für Verbesserer aufwarfen, ein förmliches Geschäft ward, die Maurerey auszubreiten, und mit einer Menge von Gliedern zu überschwemmen. Dies war auch der Zeitpunkt, da der Orden in verschiedene Parteyen zersplittert wurde, und eine jede derselben ihr Hauptaugenmerk darauf richtete, sich durch die Vielheit ihrer Glieder ein größeres Ansehn zu verschaffen. Seit diesem ist die Anzahl teutscher Maurer nicht nur den Engländern und Franzosen gleich gekommen, sondern hat sie auch noch vielmehr übertroffen.

Nach Rußland ist die Maurerey durch Engländer, Franzosen und Teutsche gebracht worden, und alle diese haben auch in den verschiedenen Gegenden des Reichs viele und zahlreiche Logen errichtet. Aber es blieb dabey nicht. Der Russe ist unter allen europäischen Völkern am meisten zur Nachahmung geneigt, und wenn gleich Freymaurer mit in dem Verzeichniß der Parteyen stehen, die von der griechischen Kirche mit dem Bann belegt sind, so hat doch das nicht gehindert, daß nicht der Orden unter den Russen selbst ungemein viel Anhänger erhalten haben sollte, die aber, je nachdem sie von Engländern, Franzosen oder Teutschen nach ihren verschiedenen Parteyen ihren Ursprung haben, auch untereinander sehr verschie-

schieden sind. Auch hier ist also der Freymaurerorden eine Sozietät, die ungemein viel Anhänger hat.

Eben das gilt auch von Dännemark und Schweden, wohin die Maurerey ursprünglich aus England, und hiernächst auch von Teutschland gebracht worden. In dem letztern Reiche hat die Maurerey schon seit verschiedenen Jahren große und öffentliche Freyheiten erhalten, und man muß gestehen, daß die schwedischen Maurer sich als Leute gezeigt haben, die sich bemüheten, der menschlichen Gesellschaft nutzbar zu werden.

Von Italien, Spanien und Portugall ist die Anzahl der Maurer unstreitig in Italien am größesten; dahingegen in den beyden letztern Reichen die Glieder des Ordens fast allein aus Fremden bestehen, die sich des Handels wegen daselbst niedergelassen haben. Den Grund hiezu sieht ein jeder leicht ein. Doch ist immer in diesen Ländern, und vorzüglich in Italien, der Orden zahlreich genug, obgleich in diesem Stück Italien, Spanien und Portugall mit andern Ländern von Europa in keinen Vergleich gestellet werden können. Dies gilt auch von Polen, wohin der Orden zuerst durch Franzosen gebracht worden, bis endlich auch Teutsche die Maurerey daselbst auszubreiten gesucht haben.

Aus diesem kurzen Abriß sieht man leicht, wie reich an Mitgliedern die Gesellschaft ist, die sich, im ganzen genommen, zum Freimaurerorden rechnet. Man sieht aber auch eben so leicht ein, daß eine solche Menge mit der Größe der maurerischen Geheimnisse sehr im Kontrast stehen müsse. Ein Geheimniß, das so viel hunderttausend Menschen wissen, ist gewiß das widersprechendste, das gedacht werden kann. — Fast kann man sich, wenn man dies ansieht, nicht enthalten, zu denken, daß bey einer solchen Lage der Sachen die Freimaurer entweder gar kein Geheimniß, oder gewiß nicht ein solches haben, das von einiger Wichtigkeit sey, weil sie sonst wohl unmöglich zugeben würden, daß ihre Sozietät sich soweit ausbreitete, daß man ihre Mitglieder nicht zu hunderten, sondern zu tausenden zählen müßte. Denn es ist gewiß, daß ein Geheimniß von vorzüglich großer Wichtigkeit unmöglich das Theil sehr vieler Menschen seyn kann.

Aber bey allen dem verliert der Orden nichts. Die ganze Maurerey, sagt der Abbe R., ist als eine Pflanzschule zu betrachten, aus welcher sich der Orden diejenigen gleichsam ausshebet, die er als solche erkannt hat, welche der Mittheilung seiner innersten Geheimnisse empfänglich sind, und sich durch ihr Verhalten dieses Vertrauens würdig gemacht haben.

Alle Maurer auf der ganzen Welt machen gewissermaßen diese Pflanzschule aus, und ausser derselben ist es unmöglich, dazu zu gelangen. Alle Maurer haben diese Aussichten, und man kann gewissermaßen auch sagen dies Anrecht, sie mögen sonst in ihren verschiedenen Arten noch so weit voneinander abstehen, und wenn irgend eine einzige Partey von diesem Anrecht sollte ausgeschlossen seyn, so könnten es natürlicherweise nur diejenigen seyn, die sich auszubreiten suchen, und in der Vielheit ihrer Glieder ihren Werth und ihre Größe setzen. —

Bildung des Maurers ist, nächst Erhaltung und Fortpflanzung der Geheimnisse, der höchste Zweck der Sozietät, der mit jener in der genauesten Verbindung stehet. — Kann es bey der großen Ausbreitung der Maurerey unmöglich statt haben, daß die innersten und höchsten Geheimnisse, die im Schooß derselben liegen, allen zu Theil werden, so hat man doch in gutgeordneten Logen, wo der eigentliche Hauptzweck nur bey wenigen vollkommen erreicht werden kann, solche mit jenem in Verbindung stehende Nebenendzwecke aufgesteckt, daß ein jeder schon darin seine Zufriedenheit finden muß, wenn er siehet, daß sie immer mehr und mehr erreicht werden. — —

Was aber ein ächter Freimaurer ist und seyn soll, davon macht uns Hr. Leibarzt Zim-

mermann in seinem Buche über die Einsamkeit folgende Abschilderung:

„Ein ächter Maurer ist ein ehrwürdiger Enthusiast. Die Welt weiß zwar nicht was er thut, aber das größte thut er im Stillen. — Er ist unermüdet im Betreiben jeder großen und menschenfreundlichen Handlung, die diese Gesellschaft anitzt auch zuweilen äusserlich verrichtet. Aber von innen heraus wirket er weit mehr; denn seine größten Kräfte gebraucht er im verborgenen. Ein niemals erlöschender Trieb lodert in ihm bey Tage und bey Nacht für alles was weise ist, und gut und groß.

„Der ächte Freimaurer ruhet nie, ist nie träge, nie müßig und lässig, sondern immer hoher verschlossener Gedanken voll; innerlich immer im heißen Affekt, und äusserlich immer kalt und ruhig. — Lieder und Reden ächter *) Maurer gießen, durch ausgezeichnet schöne und gute Grundsätze, einen unauslöschlichen Enthusiasmus in sein Herz.

„Die edle Maurerey erreget Enthusiasmus, sogar bey Profanen, die aufmerksam auf alles, was ächte Maurer treiben und sind, wenigstens einige Funken auffassen, aus dem hei-

*) Zeugen hievon sind des Lieutnants von Rahmels Freimaurerreden und Gedichte.

heiligen Dunkel. Wer bewundert nicht ächter Maurer reinen Natursinn, den keine adeliche Hoheit blendet, keine bürgerliche Geringfügigkeit ekelt; mit dem unter der blauen Kokarde der Hohe sich so gerne herabläßt, und der Geringe sich so dreist erhebet.

„Adel und Unadel, die in Teutschland die Menschheit spalten, verbrüdert und verkittet die edle Maurerey. Die auserlesenste Blüthe der Jugend, der Weise und Gute, die Quintessenz der Menschheit, findet überall, und allein Eingang in den Orden. Nur den weisesten, aufgeklärtesten und tugendhaftesten Bruder setzet jede ächte Loge in den Stuhl. — Dieser sieht dann auch hinweg über alle Parteyen, und hält alle Schismatiker für Maurer, wie der weise Christ alle Christen, für Brüder. Jeden sich selbst etwa vergessenden Bruder erinnert er durch einen Blick aus dem vielsagenden Auge, durch ein Zeichen von der zarten Lippe, den hohen Zweck des Ordens.

„Unter allen Brüdern von der ächten Observanz herrschet, zur Vervollkommung der höchsten moralischen Größe, die genaueste, engste, reineste und thätigste Verbindung. Alle sind ein Geist und ein Herz. Einer steht durch die ganze Welt für Alle, und Alle stehen durch die ganze Welt für Einen. —

„Ihre Grundsätze sind der Weisheit Meisterstück. Alle ächten Maurer entsagen überall allen schnöden Vorurtheilen und bösen Leidenschaften der Menschen, geben sich immer die Hand, machen unter sich eine unzertrennliche unsichtbare Kette, und ziehen sich an derselben durch die Welt und durch das Leben in leiser, heiliger Eintracht, erhabener, trauter, beständiger und unzerbrüchlicher Freundschaft.

„Ein Schwärmer hingegen ist der Maurer, der sich mit Grillen von Goldmachen und Geisterbannen schleppet; der den Stein der Weisen sucht, und auf eine Universalarzney ausgeht; der jedem Aberglauben milden Beyfall nickt, und jede Spükgeschichte in seinen Schutz nimmt; der sich einbildet, man befördere die Aufklärung des Menschengeschlechts, wenn man Bücher voll mystischen und allchymistischen Unsinns allenthalben verbreitet, und uns aus dem hellen Tage teutscher Philosophie in die barbarischen Zeiten parazelsischer Finsterniß zurück wirft; der alles verachtet, was von ihm abgesonderte Brüder sagen und thun, und sich anstellt, als wenn er allein der Mann wäre, sie alle unter die Füße zu treten; der sich nie erkundigt, ob diese schismatischen Brüder es etwa durch ächte Weisheit, durch edles Verhalten, durch Selbstverbesserung, durch Liebe gegen den Nebenmenschen, und vorzüglich gegen alle

Maurer höher gemacht haben, als er, sondern sie gleich, unerhört, exkommuniziret.

„Ein Maurer also, der allgemein die wärmste Menschenliebe über die entferntesten Länder, und über alle seine Mitbürger und Landsleute verbreitet, wie die Sonne ihre Strahlen; der, als ein Stiller im Lande, unbemerkt und ungesehen, die reinste und erhabenste Tugend mit der größten Unverdrossenheit, bey jedem Schritte in seinem Leben übt, ist ein großer, edler, liebenswürdiger Mann, und ein äusserst ehrwürdiger und herrlicher Mann.

„Aber ein schwacher unächter Maurer und alter Neuling im Orden, der thut alles, um Aufmerksamkeit zu erregen, aber dann doch nicht will, daß ein Unheiliger davon spreche; der es gar für ein Majestätsverbrechen hält, wenn ein Profaner etwa ein paar Worte darüber schreibt, der den Annulus Platonis und des Hrn. von Blumendk geoffenbarten Einfluß der ächten Maurerey in das allgemeine Wohl der Staaten, sammt dem klaren und deutlichen Unterricht, das wahre rosenkreuzerische Astralpulver des Bruders Damerion ächt zu bereiten bey Tag und bey Nacht liest, und sogar Hausknechten, Freres servants, und Logenthürhütern zu lesen räth, der also allenthalben, wo er kann, unter seiner blauen Kokarde, und unter seinem ledernen

Schurz Aberglauben und großes Nichts zwischen Dampf und Nebel und Rauch ausbreitet, ist ein Schwärmer.“

Freude.

Was auch sauertöpfische Bigotterie, und andächtelnde Empfindsamkeit wider die Freude wegen ihrer Verwandschaft mit dem Leichtsinn einwenden mögen, bleibt sie doch die Grundfeste und das Hauptingredienz unserer Glückseligkeit. —

Jedoch ists eine sehr gefährliche Sache, wenn man von einer plözlichen Freude gleichsam überraschet wird. — Die Furcht äussert an Menschen und Thieren gar starke Wirkungen, und hat öfters sehr schädliche Folgen; dennoch können Vernunft und Nachdenken, als die Grundsätze, darauf der menschliche Muth gegründet ist, einen Mann in den Stand sezen, die äussersten Schrecken, und die Furcht vor dem Tode selbst zu ertragen. — Aber weit schwerer und gefährlicher ist es, den Wirkungen zu plözlicher Ueberraschung der Freude zuvorzukommen. Selbst diejenigen, die dem Tode unter aller Gestalt mit der größten Unerschrockenheit und Kühnheit entgegengegangen sind, unterlagen ihm, wenn er sich ih-

ihnen unter dieser angenehmern Bildung zeigte. —

Wir haben davon ein merkwürdiges Beyspiel an dem römischen General und Konsul Markus Juventius Thalna, dem Amtsgenossen des Tiberius Gracchus. Als derselbe die Insel Korsika erobert hatte, empfieng er Briefe, worin ihm gemeldet wurde, daß ihm der Senat zur Ehre seines Siegs einen öffentlichen Triumph zugestanden hätte; kaum aber hatte er diesen Brief gelesen; so entfärbten sich seine Wangen, die Augen verloren ihr Feuer, er sank nieder, und starb auf der Stelle.

Auch berichtet uns die Geschichte, daß der griechische Dichter Sophokles, als er sein Trauerspiel Oedipp bey den olympischen Spielen aufführen lassen, und die Zeitung bekommen, daß die Richter ihm den Preis dafür zuerkannt hätten, darüber eine so große Freude empfunden, daß die Natur es nicht im Stande gewesen zu ertragen: er starb, ohne ein Wort mehr zu sagen.

Dies waren die Wirkungen einer zu plötzlichen Freude über die größesten Männer, von denen man sollte geglaubt haben, daß sie am ersten würden im Stande seyn, sich gegen dieselbe stark und gewapnet zu halten; und bey dieser Freude waren nicht einmal Umstände, die sie

noch

noch vergrößerten. Um wieviel gefährlicher muß sie dann nicht seyn, wenn sie über solche Leute kömmt, die an Weisheit oder Muth keine Stütze finden können!

Der allertreffendste und am schwersten zu vermeidende Umstand aber, in welchem ein Uebermaaß von Freuden entstehen kann, ist ohne Zweifel wohl der, wenn unmittelbar vorher eine große Traurigkeit oder Verzweiflung vorangegangen. — Der zu schnelle Uebergang von dem einen Aeussersten zum andern Aeussersten der stärksten Leidenschaften, deren die menschliche Natur nur fähig ist, wirkt eine so ungestüme Aufwallung der Lebensgeister, daß gemeiniglich gefährliche Krankheiten, und oft der unmittelbare Tod entsteht.

Dies war das Schicksal zwoer römischen Frauenzimmer, von denen die eine sogleich starb, als sie nach der berühmten Niederlage des römischen Kriegsheers bey dem See Thrasimene ihrem für tod gehaltenen Sohn begegnete, und ihn freudig umarmte; die andere aber, als ihr Sohn in ihr Zimmer trat, den sie ebenfalls als geblieben beweinte. — Man könnte mehrere dergleichen Beyspiele anführen, allein diese sind genug, zu beweisen, welche unglückliche Würkungen eine zu heftige Freude verursache, und daß man sich folglich davor eben so stark,

als

als vor dem plötzlichen Schrecken zu hüten habe.

Freunde.

Wer uns in dem Besitz unseres Eigenthumes, unsers guten Rufs, und überhaupt in glücklicher Ruhe unsers Herzens friedlich leben läßt, oder wohl gar gegen gebührende Belohnung mit gutem Rathe an die Hand geht, und uns nützlich ist, der ist schon unser Freund. Aber mit vertrauten Freunden hat es eine ganz andere Bewandniß. Wählet keinen dazu, welcher fähig ist, seinen Nächsten zu hassen, oder auf irgend eine Art blos darum vorsetzlich zu beleidigen, damit er ihn ärgere; denn er ist nicht klug. — Auch nicht den, der euch selbst einmal vorsetzlich, blos um euch zu kränken, Unrecht gethan hat, wenn er auch gleich in der Folge um Vergebung bitten sollte, denn sein Verstand ist einmal mit bösen Grundsätzen angefüllt. —

Man klagt oft über die Seltenheit wahrer Freunde. Das kommt aber daher, weil man sich selten befleißiget, gute Freunde zu verdienen. Was die Großen und Reichen betrift, diese suchen nur zu glänzen; sie sind blos ihrer thörichten Eitelkeit ergeben, und verlangen nur

nie.

niederträchtige Seelen, Schmeichler und Bewunderer ihres Geschmacks. Und diese helfen ihnen ein Vermögen verschwenden, wovon sie keinen vernünftigen Gebrauch zu machen wissen.

Die wahre Freundschaft gründet sich blos auf Talente, Verdienst und Tugend. Sind nun so wenig aufrichtige Freunde in der Welt, so rührt es daher, daß so wenig Leute sind, die es verdienen, Freunde zu haben. Bey einer lasterhaften Nazion sieht man nichts als angenehme, leichtsinnige und lustige Menschen. Allein der Schmeichler, der Freund des Glücks, der Gesellschafter in Ausschweifungen, der lustige Tischgenoß, und der Mensch nach der Mode, sind nicht geschickt, uns in unsern Schmerzen zu trösten, mit ihrem Rathe zu unterstützen, und uns in bedenklichen Umständen nützliche Dienste zu leisten. Man sieht deswegen so wenig Freunde, weil man so thöricht ist, den geheiligten Namen der Freundschaft bey einem Haufen von Menschen zu entehren, die keine von den nöthigen Eigenschaften besitzen, um ihn zu verdienen. — Ein Freund ist, in der gemeinen Sprache ein Mensch, den man oft sieht, und der keine von den Eigenschaften hat, die man hochschätzen muß.

Jedermann räumet die Seltenheit der wahren Freunde ein; und demungeachtet schmeichelt sich jeder, daß er eine Ausnahme von dieser Re-

Regel sey, und daß er unvergleichliche Freunde habe, und die Eigenliebe überredet ihn wohl gar, daß er im Stande sey, sich die wärmsten Freunde zu verschaffen.

Allein wie sehr wundern sich nicht diejenigen, welche sich solche Freunde in der Einbildung gemacht haben, wenn sie endlich sehen, daß sie sich betrogen haben, und daß diese, bey welchen sie die größte Wärme der Freundschaft vermutheten, ihre Feinde und Beneider sind. —

Der Freund von allen ist im Grunde der Freund von keinem Menschen. Die Freundschaft ist eine ernsthafte und wohl überlegte Gesinnung, deren unbeständige und leichtsinnige Menschen nicht fähig sind. Ein wahrer Freund ist ein Schatz, der nur für einen rechtschaffenen Menschen bestimmt ist, der den Werth desselben kennet. Sein Freund schmeichelt oder hintergeht ihn nie, er giebt ihm vielmehr den heilsamsten Rath; er tröstet ihn im Unglücke, und liebet ihn um sein selbst willen, das ist, wegen der Eigenschaften seines Verstandes und Herzens, und nicht aus niederträchtigen Absichten, oder um solcher Vortheile willen, die der Zufall in jedem Augenblicke rauben kann, und die das Ohngefähr öfterer Leuten ohne Verdienst und ohne Tugend, als solchen gewährt, die wirklich fähig sind, sie zu gebrauchen.

Freundschaft,

Ist mit Wohlgefallen und Wohlwollen mit dem Verlangen nach Gegenliebe verknüpft. Selbstliebe und Sympathie vermischen sich in ihr auf das innigste. — Sie ist nicht ganz unabhängig von der Selbstliebe, weil ein Freund sein Vergnügen in dem andern findet, und um dieses Vergnügens willen, ihm zu gefallen, und sich ihm eben so nothwendig zu machen sucht, als ihm derselbe schon geworden ist.

Darum ist aber die Freundschaft nicht Eigennutz. Eigennutz und Freundschaft vertragen sich nicht miteinander. — Ein Mensch ist destomehr zur Freundschaft aufgelegt, jemehr er geschickt ist, die angenehmen und nützlichen Eigenschaften eines andern mit Wohlgefallen gewahr zu werden. Daher ist die freundschaftliche Liebe in der Jugend stärker als im Alter. Auch kommen die stärksten Proben der Freundschaft nicht sowohl unter gesitteten Völkern, als vielmehr unter Wilden und Halbgesitteten vor.

Freundschaft ist eine Pflanze, die unter jedem Himmelsstriche nur langsam wächst. — Wohl dem, der auch an seinem beständigsten Wohnorte, ihrer nur einige Wenige erzielen kann. — Reisende nehmen sich in fremden Landen nur selten Zeit, diese Pflanze dort zu bauen. — Wartet man ihnen mit einigen schnel-

schneller wachsenden und vergänglichen Blumen auf: so sollten sie solche mit Dank annehmen und sich darum nicht über die Eingeborne beschweren, daß sie jene andere kostbare Pflanze für sich selber behalten. —

Freundschaft ist der Balsam und die Herzstärkung des Lebens, und ohne dieselbe ists eine schwere und unerträgliche Last. — Man könnte sie vergleichen mit zwo Flammen, die nebeneinander lodern, sich einander durch Mittheilung der Hitze nähern, ohne sich zu berühren. Da ist es leicht zu sehen, welche am höchsten brennt. —

Es kann wohl keine rechte Herzensfreundschaft zwischen zwey Personen entstehen, wenn sie nicht eine gute Meinung oder Glauben von einander haben. Ohne denselben kann ihre freundschaftliche Verbindung auch nicht fortdauren. — Ich fange alsdann an, den andern für meinen wirklichen Freund zu erkennen, wenn ich die Ueberzeugung in meinem Gemüthe bekomme, daß er eine so gute Meinung von mir, und ein solches Zutrauen zu mir gefasset, daß dadurch sein Herz gegen mich geneiget, und der aufrichtige Vorsatz bewirket worden, mir gefällig zu seyn. —

Die sanfte Wärme der Freundschaft gehört nicht für den eiskalten Busen der stolzen Größe,

welche den Hochmuth gemeiniglich ganz unempfindlich macht. — Sie wohnet nicht in dem Herzen eines lasterhaften Menschen. — Sie ist entfernt von dem flatterhaften Geiste desjenigen, der sich nur belustigen will; — und sie fliehet den eingebildeten Thoren, der von sich allein eingenommen, keinen andern mit sich zu verbinden suchet. — Die aufrichtige und dauerhafte Freundschaft ist nur das Eigenthum des redlichdenkenden Menschen; er allein findet in derselben solche Reize, die dem leichtsinnigen und boshaften Menschen unbekannt sind; diese hilft ihn die Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen; sie stärkt ihn wider die Anfälle des Unglücks, und hält ihn wegen der Ungerechtigkeit der Welt ganz schadlos. —

Freundschaft! wie selig ist der Mensch, der dich empfindet! — Der Thor, der nie gefühlt hat, was Würze des Erdenlebens, was Freundschaft sey; — der Stolze, der so schwach am Geiste ist, auf alle verächtlich niederzublikken, die zufälligerweise eine Stufe unter ihm stehen; — und der noch niedriger Denkende, der, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, keine herzliche, unbescholtene Freundschaft für möglich hält, dessen schwarze Seele nichts als Niederträchtigkeiten athmet, weil sein Herz nichts anders fähig ist, — sind gewiß nur kleine

kleine Geister, die sich über Vorurtheile nicht aufschwingen können.

Die Menschen sind hienieden zum Leiden und Dulden aufgestellt, und je mehr Ungemach öfters das schöne Geschlecht trift, desto nöthiger ist ihnen ein Freund, der mit gefälliger Hand die Bürde, die ihnen zu Theil ward, abnimmt, oder wenigstens tragen hilft. Sie brauchen Zuspruch, Muth, Hülfe und Unterstützung, wenn sie nicht erliegen sollen; und oft heitert sie ein kleines harmloses Lächeln ihres geliebten Freundes so auf, daß sie wieder ruhig ihren Pfad fortwandeln. — Oft wenn sie am Rande des Abgrunds zu stehen glauben, und alle Hofnung verloren scheint, so entdeckt ihr Freund ein wohlthätiges Licht in der Ferne, das einen freundlichen Schimmer in ihre Nacht wirft, und Ahndungen einer bessern Zukunft erzeugt.

Aber nicht nur in trüben Tagen erkennen sie die Wohlthat, die ihnen zuwächst, wenn ein redliches mitfühlendes Herz sich an das ihrige anschließt, sondern auch dann, wenn sie in Glück und Wonne schweben. Es ist so traurig, sich allein freuen, und unser aller Glück ist doppelt groß, wenn unser Freund daran Theil nimmt, so wie sich das Leiden vermindert, wenn ers mit tragen hilft. —

Freundschaft ist mehr oder minder dauerhaft, äussert sich anders in den erhabnern Seelen, wird thätiger, wie diese höhern Adels sind. —

Sogar unter Bösewichtern regiert noch Freundschaft; ihre Hände mit Blut besudelt, drücken sich in trauter, ungeheurer Vereinigung. Missethat zog sie zusammen, und sie schwören sich, Einer dem Andern getreu zu seyn; aufrichtige Thränen rinnen vom wilden Auge; ihre schauerliche Eintracht trägt die Grundzüge reiner Empfindung entstellt. Sie unterstützen, helfen einander, Großmuth glänzt in den dunkeln Hölen, wo Blutbegierde Dolche wetzt. —

Siehe! ein Bandit ist gefangen, zum verdienten Tode verurtheilt, und er verräth nicht die Bande, zu der er gehörte. Nicht das wechselsweise Vertrauen; Muth der Liebe erhält sich in dieser abgewürdigten strafbaren Seele. Nichts bewegt ihn, seine Genossen zu nennen; unerschrocken duldet er die Quaal der Tortur, damit nur jene nicht dulden müssen. Das ist doch Liebe! das ist doch Dankbarkeit für empfangene Dienste! Und auf dem Richtplatz verläßt ihn seine Standhaftigkeit nicht; im Kampf gegen Schmerzen und Todesfurcht zeigt er nicht Schwäche einer feigen treulosen Seele; ein Funke von Tugend schimmert in

dem

dem Unglücklichen, den das Rad des Henkers zerknirscht; er verathmet mit all der Ehre, wofür er lebte; wird getrost Erde, weil er den Bund des Zutrauens und der Freundschaft trotz der Tortur nicht gebrochen hat.

Voltaire hat Freundschaft Ehe zweyer Seelen erklärt. Dies ist gut gesagt. — Wer alles ansieht nur in Beziehung auf sich, für sich nur zu wollen hat, lebt gleichsam ehelos, ist wie allein in der Welt; wer so allein lebt, kommt um die Wollüste der Empfindung; Empfindung ist Rückwürken zweyer verbundenen Herzen. —

Stärke der Freundschaft hängt wie Stärke der Liebe von dem Vermögen der Seele ab; dieser bringt ihr ein Opfer freywillig und mit Entzücken, welches jener nicht einmal begreift. —

Pyrrhus war niedergedrückt um den Tod eines Freundes; man wollte ihn trösten, man stellte ihm vor, sein Schmerz sey jetzund vergebens. — „Weiß ichs doch! erwiederte er, aber mein Freund ist, bevor ich Freuden, die er mir machte, ihm wieder machte, davon gegangen.“

Ajax sagt beym Philostratus zum Achill: „In welcher von deinen Heldenthaten hast du vorzüglich an keine Gefahr gedacht?“ — „In

Thaten für einen Freund.“ — „Welche bestandst du am leichtesten?“ — „Jene!“ — „Welche von deinen Wunden schmerzte dich mehr?“ — „Die Wunde von Hektors Hand?“ — „ich wußte nicht, daß dich dieser verwundet hatte.“ — „Bis auf den Tod! er hat meinen Patroklus getödtet.“

Welches gefühlvolle Herz würde nicht die Lage eines Pithias und Damons, selbst in Ketten und Banden, dem Schicksal eines Dionysius auf dem Throne vorziehen? —

Ein Chineser, Namens Outing, hatte neben andern guten Eigenschaften auch die, daß er ein treuer Freund war. — Loky war der Glückliche, der mit ihm durch das genaueste Band der Freundschaft vereinigt war. — Dieser Loky nun ward einmal auf seiner Reise, ziemlich weit von seiner Heimath, krank. Outing erfuhrs, und reisete sogleich zu seinem Freunde. Als er zu ihm kam, waren schon alle desselben Leute an einer ansteckenden Krankheit gestorben, und Loky lag selbst auch daran.

Outing ließ sich keine Gefahr abschrecken, wartete seinen Freund, als wär er desselben Bedienter, besorgte ihm die Arzney, machte sein Bett, hob ihn selbst heraus, kurz, leistete ihm alle mögliche Dienste, so daß er manche Nacht zehn bis zwölfmal um seines Freundes

willen

willen aufstund, ohne jemals das geringste Zeichen von Ungeduld oder Ermüdung an sich blikken zu lassen.

Loky wurde auch wirklich wieder hergestellt; und pflegte hernach sehr oft zu sagen: „Vor meinem vierzigsten Jahre verdankte ich mein Leben meinen Eltern; die übrigen Jahre meines Lebens verdanke ich meinem Freund Outing.“

Die wahre Freundschaft flößt keine anderen, als großmüthige Gesinnungen ein. — Kallisthenes von Olynth, der den Alexander auf seinen Feldzügen begleitet hatte, wurde bey diesem Prinzen einer Verrätherey wegen angeklagt, welcher ihm Nasen und Ohren abschneiden, in einen eisernen Käficht sperren, und der Armee nachführen ließ. Lysimachus, einer von den Feldherrn Alexanders, und ein vertrauter Freund des Kallisthenes, unterlies dennoch nicht, ihn zu besuchen.

Der Philosoph, der sich für diese herzhafte Gesinnung bedankte, bat ihn inständig, daß er ihn nicht ferner besuchen sollte. „Laß mich, sagte er zu ihm, mein Unglück allein tragen, und sey nicht so grausam, daß du es noch durch das Deinige vergrößerst.“

„Ich werde dich alle Tage besuchen, erwiederte Lysimachus; wenn der König dich von tugendhaften Leuten verlassen sähe, würde

er keine Gewissensbisse mehr empfinden, und glauben, daß du ein Verbrecher seyst. O, er soll das Vergnügen nicht haben, zu sehen, daß die Furcht vor seiner Ungnade mich bewogen habe, einen Freund zu verlassen."

Der Graf d'Aubigne, Großvater der Frau von Maintenon, ließ eben so großmüthige Gesinnungen von sich blicken. Heinrich IV. machte ihm den Vorwurf, daß er sich immer noch als einen Freund des Herrn de la Tremouille aufführe, da dieser doch in Ungnade, und vom Hofe verbannt wäre. „Sire, antwortete ihm d'Aubigne, der Herr de la Tremouille ist unglücklich genug, daß er die Gnade seines Herrn verloren hat; ich habe geglaubt, daß ich ihn zu einer Zeit, wo er meine Freundschaft am meisten nöthig hat, am wenigsten verlassen müsse."

Der wahre Freund verschweigt dem andern seine Fehler nicht; er hält sie ihm vielmehr vor, um sich zu bessern. — Die Wahrheit dieser Maxime ist es, die jener freyen und großmüthigen Antwort des Königs Philipp von Mazedonien einen Werth ertheilt. Dieser Prinz war bey dem Verkaufe einiger Sklaven gegenwärtig, denen man nicht einmal die Kleider gelassen hatte. Einer von ihnen stellte dem Könige diese Unanständigkeit vor: „Man setze diesen Sklaven in Freyheit, sagte der König; ich

ich wußte nicht, daß er zu meinen Freunden gehörte.“

Die Freundschaft hat eben sowohl als die Liebe ihre Opfer gehabt. Als im Jahr 1650 la Capelle von den Franzosen belagert wurde, hörte ein Spanier, daß sein Freund in der Tranchee von einer Musketenkugel über den Haufen geschossen sey. Sogleich eilte er, um ihm zu Hülfe zu kommen; er fand ihn aber todt auf der Erde liegen. Er warf sich sogleich auf seinen Freund, drückte ihn fest an seine bebende Brust, und gab vor Betrübniß und Schmerz in eben dem Augenblicke den Geist gleichfalls auf. Der Erzherzog, der diese Begebenheit erfuhr, ward davon gerührt; er befahl, daß man zween Freunde, die auch der Tod nicht hatte trennen können, zusammen in ein Grab scharren sollte; er ließ sie mit großem Gepränge nach Avesnes bringen, und ihnen daselbst ein Denkmal von Marmor aufrichten. Man kann es eben so sehr ein Denkmal nennen, das die Empfindlichkeit der Freundschaft aufrichtete.

Der Mensch, der keinen Freund hat, sagt Baco, ist wirklich allein. Die Welt ist für ihn nichts, als eine weite Wüsteney, ein Ort der Verbannung und der Traurigkeit, den er mit unstäten und flüchtigen Thieren theilt. —

Fronde, la.

Die nemliche Leidenschaft, welche, in den Schleyer der Religion verhüllt, Frankreich so viel Schaden verursachte, und die unter dem verhaßten Namen der Ligue die Unterthanen wider ihren Fürsten bewafnet hatte; die nemliche Leidenschaft, welche die von dem Feuer der Schwärmerey angeflammten Bürger trennte, den Thron erschütterte, den Staat durch bürgerliche Kriege verheerte; der Ehrgeiz, unter dem äussern Schein der Liebe zum allgemeinen Besten; des Eifers für den Landesfürsten, und der Vaterlandsliebe verborgen, war eine zu wirksame Triebfeder, welche Frankreich in Bewegung setzte, die geheiligten Bande der Treue zerriß, die Bürger wider das Ministerium aufwiegelte, das königliche Haus trennte, die Rechte der Krone verletzte, und statt der Vorzüge der höchsten Gewalt nichts als Unordnungen, Verwirrungen und Ausschweifungen einführte. Man weiß, wie rasend die Unternehmungen derjenigen Partey waren, die unter dem Namen Fronde bekannt ist. —

Ludwig XIII. gab durch sein Testament hiezu die Gelegenheit. Er schränkte darin die Macht der Königin und des Herzogs von Orleans ein. Nach seinem Tode theilte sich der Hof in verschiedene Parteyen. Der Herzog von Orleans wollte allein herrschen; — Anna

na von Oesterreich machte ihm diese Herrschaft streitig; der Prinz von Konde wollte die Oberhand über Beyde haben; der Kardinal Mazarin, der mit Grunde fürchtete, man möchte ihn von der Regierung entfernen, verband sich mit der Königinn, wußte die Forderungen des Herzogs von Orleans abzulenken, und spielte seine Rolle bey dem Parlamente so gut, daß es das Testament Ludwigs XIII. für ungültig erklärte, und der Königinn die Regierung auftrug.

Mazarin wurde beybehalten, und die Regentin machte auf sein Anstiften solche unerwartete Veränderungen in dem Ministerium, daß der Hof voll von Mißvergnügten war, die sich verbanden, und wider die Königinn und den Kardinal allerley Anschläge schmiedeten.

Die Herzogin von Chevreuse war die Seele dieser kleinen Parteyen; und ungeachtet sie endlich verbannet wurde; so löschte doch ihre Entfernung den Haß der Parteyen nicht aus. Die Feinde des Mazarin nahmen zu, und die ersten, die sich wider ihn verbanden, hatten zu ihrem Oberhaupt den Herzog von Beaufort. Er nahm sich vor, den Kardinal zu stürzen, und den Hof und den Staat zu beherrschen. Allein Mazarin, der seine Absichten entdeckt hatte, brachte es dahin, daß

ihn

ihn die Regentin auf eine entfernte Festung führen ließ.

Endlich wurde er erster Minister. Die ersten 5 Jahre nach dem Tode Ludwigs XIII. schien der Kardinal so wohl, als die Regentin alle Gelegenheiten hervor zu suchen, keinen Großen mißvergnügt von sich gehen zu lassen, und das Volk, dem man einige Auflagen nachließ, segnete die Königinn und den Minister. Allein dieses dauerte nicht lange. Die Großen richteten bald neue Verwirrungen an. Der Herzog von Orleans, durch einen gewissen Abbee de la Riviere angeeifert, fieng an, es zu bereuen, daß er der Königinn die Herrschaft überlassen hatte.

Der junge König ward krank; die Königinn war äusserst wegen seines Lebens besorgt. Die wankende Gesundheit des Monarchen weckte alle die Leidenschaften und Hofnungen der Grossen wieder auf, und bestürzte den Mazarin nebst seinem Anhange nicht wenig.

Mitten unter diesen Verwirrungen hatte der Minister die Unbesonnenheit, eine Verordnung ergehen zu lassen, wodurch eine neue Auflage auf alle nach Paris kommende Waaren gelegt wurde. Das Parlament registrirte diese Verordnung mit so vielen Abänderungen ein, daß

daß der Hof den Parlamentsschluß für ungültig erklärte.

Dies war das Zeichen zu den großen Verwirrungen, welche das Reich in Gährung brachten. Da aber Mazarin dem Parlamente nachgab, so maßte es sich des Rechts an, sich in die Reichsverwaltung zu mischen.

Gondy, Koadjutor von Paris, und nachmaliger Kardinal von Rez, suchte, da er dem Mazarin gehäßig war, das Parlament immer wider den Hof aufzuhetzen, indem er ihm eine Menge von seinen Vorzügen vorschwazte, und das Volk auf seiner Seite hatte, so zwar, daß die Rathschläge des Parlaments eher Kriegserklärungen, als Versammlungen patriotischer Bürger ähnlich waren. Der Hof war dabey so unvorsichtig, daß er Gewalt brauchte, und zween von den Urhebern dieser aufrührerischen Rathschläge einziehen ließ.

Gondy, von einem so vortheilhaften Umstande ganz bezaubert, brachte diese ganze Nacht damit zu, daß er und seine Anhänger das Volk aufwiegelten; welches den Tag darauf mit grossem Geschrey die Lostassung der Gefangenen foderte, und es endlich so weit trieb, daß man sie in Freiheit setzen mußte.

Gleich darauf verließ der Hof Paris, und verschloß sich in Ruel, und ungeachtet

Ma-

Mazarin alles anwendete, sich zu rächen, so erhielt doch das Parlament durch Beyhülfe des Prinzen Konde eine Macht, die der seinigen das Gleichgewicht hielt.

Die Regentin, durch die Umstände gezwungen, mußte ihre Einstimmung dazu geben, und da der König alles bestätigt hatte, kam der Hof wieder nach Paris zurück, wo er bald neuen Widerstand erfuhr, und das Feuer des Aufruhrs noch heller brennen sah.

Der Herzog von Orleans verlangte für seinen Liebling den Abbee de la Riviere, von dem Mazarin die Ernennung Frankreichs für den ersten ledigen Kardinalshuth. — Mazarin, dem es nie in Sinn gekommen wäre, so was im Ernste für den Abbee zu fodern, versprach es doch; allein zum Glücke verlangte bald darauf der Prinz Konde das nemliche für seinen Bruder Konti. — Der Minister unterstützte den letztern, worüber das Haus Orleans und Konde mit einander zerfielen, und zugleich der Hof getheilt wurde. Da aber Mazarin den Riviere mit Wohlthaten zu überhäufen suchte, so wurde unter der königlichen Familie die Freundschaft wieder hergestellt.

Doch, die Mißvergnügten, die aus dieser Feindschaft große Vortheile zu ziehen hofften, wurden nicht besänftigt, sondern bereite-

ten sich zu neuen Verwirrungen. Das Parlament beleidigte endlich durch seine stolzen Forderungen den Prinzen Konde, und er trat zur Partey des Hofes über.

Die Königinn, die von den aufrührerischen Unternehmungen des Gondy Nachricht bekam, verließ Paris bey der Nacht, und flüchtete nach St. Germain, und da das Parlament auf wiederholte dringende Vorstellungen ihre Rückkunft nicht bewürken konnte, so gieng das Feuer aufs heftigste an.

Der Herzog d'Elboeuf wurde vom Parlamente, weil er sich selbst angetragen hatte, zum General der Aufrührer ernannt, allein er mußte dem Prinzen Konde weichen, der als Generalissimus ausgerufen wurde.

Man redete von nichts als Krieg, Schlachten, und Verbannung des Mazarin. — Prinz Konde belagerte Paris, und nahm Charenston im Angesichte 15,000 bewafneter Aufrührer ein. Das Parlament würde über diesen Verlust untröstlich geworden seyn, wenn es nicht erfahren hätte, daß viele andere Städte des Reichs zum Aufruhr geneigt wären. Der Hof war deshalb sehr unruhig, und die Aufrührer wurden über den glücklichen Fortgang der Waffen des Prinzen Konde nicht wenig bestürzt.

End.

Endlich that die Königinn den ersten Schritt, und schickte einen Herold an das Parlament; aber dieses schickte ihn auf Anstiften des Gondy unverrichteter Dinge zurück, der es dahin vermochte, daß es einem spanischen Gesandten Gehör gab, welcher ihm im Namen des spanischen Hofes Hülfe wider den König anbot. Allein diese Streiche gelungen nicht; das Parlament, welches patriotische Betrachtungen zu seiner Schuldigkeit zurückgeführt hatten, schickte eine Gesandschaft nach St. Germain, und es kam zu Friedensunterhandlungen.

Endlich wurde der Friede geschlossen; doch dauerte er nicht lange, und der aufrührerische Gondy unterließ nicht, einen noch größern Sturm zu wagen, als derjenige war, den man allererst gestiftet hatte. — Kurz, diese bürgerlichen Unruhen dauerten so lange, als Mazarin am Ruder saß, fort, und wurden nicht eher völlig gestillet, bis der König majorenn ward, und das Heft der Regierung selbst in die Hände bekam, und seine Unterthanen zum Gehorsam brachte.

Fuchs, (Herr von)

Geboren zu Stettin in Pommern, war ein beredter und glücklicher Staatsmann, der aus einem

einem Professor zu Duisburg, der er zuerst war, zuletzt Minister bey dem großen Kurfürsten, und dem ersten Könige von Preussen Friederich I. wurde.

Durch diesen geschickten Minister wurde der Entwurf, Preußen zu einem Königreiche zu erheben, hauptsächlich ausgeführt. Auch hat er die vom Thomasius empfohlne Stiftung der Universität Halle am meisten befördert. Seine Schriften erhalten seinen Namen nicht so sehr, als seine Thaten. —

König Christian V. von Dännemark bat sichs aus, man möchte ihm diesen Gesandten nicht mehr schicken, weil er einem bereden könnte, das Hemd vom Leibe zu geben. — Eben dieser ist es, der den Vergleich zwischen dem Könige von Dännemark und der Stadt Hamburg zu Stande brachte. —

Er starb am 7ten August 1704.

G.

Gabrini, (Nikolaus)

Von andern Nikolai di Rienzo genannt, ein Römer von Geburt, war eines Weinschenken- oder, wie andere wollen, eines Müllers Sohn, aber dabey kühn und beredt, welcher sich im Jahr 1346, da der päbstliche Stuhl nach Avignon verlegt war, mit Gewalt die Herrschaft über Rom anmaßete.

Um solches ins Werk zu richten, machte er, daß ihm das römische Volk nach Avignon deputirte, um den Pabst zu bitten, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen. Da er aber nur leere Worte zurück brachte, wußte er dem versammelten Volk so gut nach dem Munde zu reden, daß, als einige wenige von ihm dazu Angestiftete anfiengen, ihn zum Tribun, oder Obersten des Volks auszurufen, alsobald der größte Theil der Uebrigen ihn in dieser Gewalt bestätigte.

Worauf er sich ohne Verzug des Kapitoliums bemeisterte, den größten Theil des Adels aus

aus der Stadt jagte, und sich mit dem lächerlichsten Hochmuth als einen alten römischen Kaiser begrüßen ließ; zugleich aber auch aller Orten für sich raubte, und die ihm anhangende Kanaille ihre Räuberey treiben ließ. —

Er schickte demnächst seine Abgesandten aller Orten in Italien herum, so wohl den Beystand, welchen man dem römischen Reich schuldig wäre, zu begehren, als auch bekannt zu machen, daß er im Begriff sey, das alte römische Reich wieder in seinen alten Flor zu bringen.

Er sprach auch schon von Zitirung der beyden damals um das römische Reich streitenden Kaiser, Ludwigs von Bayern und Karls IV. sowohl, als der Kurfürsten, von denen diese waren erwählt worden, um von jedem Theil Rechenschaft zu fodern, aus was Macht sie sich dies unterstanden hätten? —

Das Seltsamste bey dieser närrischen Monarchie war, daß viel italienische Städte sich so ziemlich ehrerbietig einstellten, wie denn sonderlich Florenz diesen Nikolo mit einer ansehnlichen Gesandschaft beehrte, und 100 Reuter zu dessen Diensten schickte, mit Versprechung noch mehrerer, im Fall er es verlangte; Perugia aber eine neue Fahne mit dem Wapen des Julius Cäsar von ihm als ein Ehren-

zeichen annahm; — Ja selbst der damalige König Ludwig von Ungarn, der eben damals mit seinen Truppen wegen des Königreichs Neapel Krieg führte, schien diesen neugebackenen Wiederhersteller des römischen Reichs zu erkennen, beehrte ihn durch eine Gesandschaft, und schloß ein Bündniß mit ihm.

Er war auch wirklich sehr mächtig in Rom und dasiger Gegend, und wußte nach Austreibung des Adels die Ruhe und Sicherheit treflich zu erhalten, war auch scharf gegen diejenigen, so ihm nicht gehorchen wollten, wie er denn einen Herrn von Corneto, als er auf diese neue Regierung um Rom herum plündern wollte, ohne viel Zeremonien aufhenken ließ. — Die Partey der Kolonna, die des Nachts durch ein heimliches Verständniß in die Stadt einbrach, wurde mit Verlust zurück geschlagen. — Der Legat, den der Pabst damals nach Rom sandte, verglich sich mit ihm, wenigstens äusserlich und zum Schein; aber in der That scheint er doch gegen ihn minirt zu haben.

Als endlich die vom Hause Kolonna einen neuen Versuch thaten, wollte sich fast niemand mehr beym Tribun versammeln, worauf er sich dann in der Stille aus dem Kapitol davon schlich, und im Kastel von St. Angelo so lange verborgen hielt, bis er, nach Ankunft

König

König Ludwigs aus Ungarn, Gelegenheit fand, sich zu ihm ins Neapolitanische zu flüchten.

Er wurde aber doch aufgekapert und zum Pabst Clemens VI. nach Avignon geschickt, der ihn dort ins Gefängniß legen ließ. Er entwischte aber im Jahr 1353 durch List, oder wie andere wollen, mit Konsens Pabst Innozenz des sechsten, und ward abermals zu Rom mit allgemeinem Frolocken des Volks angenommen; jedoch das folgende Jahr daselbst wegen seiner tyrannischen Handlungen ermordet; und somit diesem neuentstandenen alt-römischen Kaiserthume ein Ende gemacht.

In seinen Patenten schrieb er sich: Candidatus Spiritus sancti, miles Nicolaus Severus & Clemens, liberator Urbis, zelator Italiæ, amor orbis, Tribunus Augustus.

Gaibia. *)

Man muß sich wundern, daß machmal in einem Land Merkwürdigkeiten verborgen bleiben, so, daß selbst die Einwohner wenig Wissenschaft davon haben, bis etwa ein Ohngefähr Gelegenheit und Veranlaßung giebt, der Sache nachzuforschen, und sie zu entdecken. —

*) S. Wiener Wochenschrift von 1781, IV. Stück.

Ein in Temeswar seßhafter Mann that vor einigen Jahren eine Reise nach Alt-Gradiska, und es wurde ihm ganz nahe in der Vestung das Grab eines Mannes gewiesen, der bey den Türken in dem Rufe eines der größten Propheten steht, so, daß eifrige Muselmänner nicht nur aus dem benachbarten Bosnien und Servien, sondern auch aus den weit entfernten Gegenden von Asien und Afrika häufige Wallfahrten dahin verrichten, und bey dem Grabe dieses großen Propheten, wie sie ihn nennen, seine Fürbitte zu erflehen. Das sonderbarste dabey ist folgendes: Dieser Mann war kein Mahomedaner, sondern ein Christ, und hatte die Grausamkeit der Türken nur allzuhart empfinden müssen; denn sie, die Muselmänner, hatten ihn gleichsam selbst zum Propheten gemacht. Dies ist seine Geschichte:

Als die Türken in dem bekannten Feldzuge von 1683 den Entschluß gefaßt hatten, bis Wien vorzudringen, war auch ein beträchtlicher Schwarm derselben bey Alt-Gradiska über den Savestrom gegangen. In diesem Orte wohnte damals ein betagter Mann, Namens Gaibia, und von seinem Enthusiasmus hingerissen, sagte er zu dem Heerführer der Truppen:

„Ihr

„Ihr Türken! ihr gehet nur eurem Verderben entgegen, weil ihr aber von diesem Zuge nicht abstehen wollt, so wisset, daß die wenigsten von euch ihr Vaterland wieder sehen sollen, und dieser Fluß der Savestrom wird einst zwischen eurem und der Christen Lande die Gränzscheidung machen.“

Ein Haufen ergrimmter Türken, die über diese Prophezeihung in Wuth gerathen waren, hieben ihn auf der Stelle in Stücken. Der zerstückte Körper wurde damals an dem nemlichen Orte begraben, wo ihn noch heute die Nachkommenschaft derjenigen, die ihn mit solcher Grausamkeit behandelt hatten, verehret.

Die Türken eilten zusammen nach Wien, wo sie aber, wie bekannt, das Ende ihres Glücks erreichten. Sie wurden geschlagen, und verloren eine Stadt, eine Vestung nach der andern, und die Drohung des Gaibia gieng schon zum Theil in Erfüllung.

Nach hergestelltem Frieden erinnerten sich diejenigen, die von dem Haufen, welcher diesen Mann niedergesäbelt hatte, übrig geblieben waren, der Worte desselben, und sprachen: Dies war ein Prophet! In der Folge wurde der Savestrom zwischen den beyden Reichen zur Gränze bestimmt, und dies schien den Tür-

ken so wichtig, daß sie den Gaibia wirklich unter die Propheten setzten *).

Von derselben Zeit an entstand unter den Muselmännern eine gewisse Ehrfurcht für den Namen Gaibia, und in Kurzem fiengen sie an, ihn als einen Heiligen und Propheten zu betrachten. — Aber seit 40 und mehr Jahren hat diese Verehrung unter den Muselmännern, die den Ort seines Begräbnisses sehr häufig besuchen, noch zugenommen, und da diese Grabstätte ganz nahe am Savestrom befindlich ist, so kommen viele Türken an das jenseitige Ufer, wo sie denn ihr Gebet verrichten, und sich dabey immer nach dem Grabe wenden. Andere vermöglichere aber lassen sich auf kleinen Schiffen herüber führen, beten an dem Orte, und nehmen bey ihrem Abschiede etwas Erde mit sich.

Vor ungefähr 30 Jahren hatten die Türken das Ansuchen gemacht, ihnen die Gebeine dieses Wundermannes abfolgen zu lassen, allein es wurde ihnen aus gewissen Ursachen abgeschlagen. Es wurde hingegen von einer hohen Obrigkeit der schärfeste Befehl gegeben, die Andacht

der

*) Sie waren also nicht Orthodox genug, um zu behaupten, daß ihre Religion die Alleinseligmachende sey, weil sie auch einem Christen dies zugestanden.

der Türken jederzeit ungestört zu lassen, und das Grab beständig in seinem Stande zu erhalten. Dies wird auch mit Genauigkeit befolgt, indem solches durch die Arrestanten gereinigt und gesäubert wird, dafür fließt ihnen aber auch das Opfer der Türken zu.

Sklavonien besitzt also die Gebeine eines türkischen Propheten, welcher ausser dem Mahomed nur der einzige ist. Die türkischen Priester erlauben den armen Türken, statt der Reise nach Mecca zum Großpropheten, nach Alt-Gradiska zum Gaibia zu gehen, und ein wahrhaft andächtiger Türk würde die Beruhigung seiner Seele für unsicher halten, wenn er nicht auch das Grab des Gaibia besucht hätte. —

Galanterie.

Gewöhnlich bedient man sich dieses Ausdrucks, um eine besondere Aufmerksamkeit auf Seiten der Mannspersonen zu bezeichnen, wodurch sie sich durch feine und ausgesuchte Reden beym Frauenzimmer beliebt zu machen suchen, und die ihnen eine gute Meinung von ihnen selbst beybringt. — Z. B.

Man vertrieb sich gewöhnlich bey der Herzogin du Maine die Zeit damit, daß man al-

lerhand sinnreiche Unterschiede unter Gegenständen entdeckte. „Was für ein Unterschied ist zwischen mir und einer Uhr?“ fragte die Herzoginn. — „Eine Uhr, Madame, antwortete der Kardinal von Polignac, zeigt die Stunden, und bey Ihnen vergißt man sie.“ —

Der Markis von Saint Aulaire, ein Man von zwey und neunzig Jahren, sagte der Gräfin von Beranger noch Galanterien vor, und war so begehrlich, als der jüngste Liebhaber. „Mein Herr! sagte sie ihm auf eine boshafte Weise, ich habe Ihnen nichts abzuschlagen.“ — „Ach, Madame, antwortete er, Sie müßten alle Artigkeit verbannt haben, wenn Sie mich beym Worte halten wollten.“

Eben so gab eine junge Person einem alten Manne, der ihr Liebkosungen erwies, zur Antwort: „Ihr würdet übel daran seyn, wenn ich euch beym Wort hielte.“

Man weiß, daß die Türken nie auf die Fragen antworten, die man ihrer Religion wegen an sie thut, um sie nicht der Kritik und der Spötterey auszusetzen. Eine Dame von Stande hielt sich gegen einen türkischen Abgesandten darüber auf, daß die Religion des Mahomet erlaube, mehr als eine Frau zu heyrathen. — Der Abgesandte, der sich auf keine Erläuterung deswegen einließ, antwortete ihr: „Sie erlau-

bet

bet es, Madame, damit man in verschiedenen die Eigenschaften finde, die bey Ihnen alle in einer Person vereinigt sind.“ Diese Antwort ist eben so witzig als galant.

Der große Konde' handelte mit eben so vielem Verstande und Artigkeit bey einer andern Gelegenheit: Dieser Prinz griff im Jahr 1672 Wesel an, alle Damen vereinten sich, ihn zu bitten, daß er ihnen erlaubte, die Festung zu verlassen, und den traurigen Folgen einer langwierigen und blutigen Belagerung nicht ausgesetzt zu seyn. Der Prinz aber, der einsahe, daß die Belagerten um soviel schwerer zur Uebergabe zu bringen seyn würden, wenn er dieses einräumte, antwortete den Damen: „Daß er in eine Bitte nicht willigen könne, welche seinen Triumph der größten Schönheit beraubte.“

Man nennt aber auch ein Laster von großer Verfeinerung, und von ausgebreitetern Schaden, Galanterie; ein Laster, das seit einigen Jahren in einem hohen Grade herrschend geworden, wie man aus der großen Anzahl der unglücklichen Schlachtopfer derselben schließen kann, womit alle unsere Straßen angefüllt sind; denn die allgemeine Wuth und Herrschaft des Vergnügens gereicht vielen von dem schönen Geschlecht zu ihrem Unglück. Es giebt eine große Menge solcher elenden Personen, bey

wel-

welchen die leichtgläubige Unschuld und Unwissenheit wenig Glück haben. Diese sinnen nur auf alle Ränke zur Verführung, und nehmen eine jede falsche Zärtlichkeit an, um ihr verfluchtes Vorhaben zu vollziehen.

Wie leicht kann nicht die ländliche Unschuld und die zärtliche Leichtgläubigkeit in einem niedrigen Stande durch die listige Erzählung, die von den feyerlichsten Versicherungen einer ewigen Treue begleitet ist, hintergangen werden! Das gröste Unglück dabey ist dieses, daß die gefallene Tugend auf immer verloren ist. Sie ist stets der Verachtung des einen Geschlechts, und den Verspottungen des andern ausgesetzt, und allem Elende ihres Schicksals überlassen. —

Man denkt hernach nicht darak, was für eine lange Reihe von listigen Kunstgriffen gebraucht worden, sie zu hintergehen, und wie groß die Leichtgläubigkeit und wenige Kenntniß der Welt auf der einen Seite, und was für Anerbietungen, häufige Aufwartungen und listige Ränke auf der andern Seite, gewesen sind. Sie müssen sich der ganzen Härte ihres Schicksals unterwerfen, und ihr ganzes Leben hindurch diejenige Noth leiden, welche der Unglückliche von einer unartigen Welt nur erwarten kann. —

Wenn daher solche schreckliche Folgen unvermeidlich daraus entstehen, und wenn das unglückliche und unersetzliche Schicksal der gefallenen Unschuld so beschaffen ist, so ist es vornemlich die Pflicht der jungen Leute, behutsam und vorsichtig zu seyn, besonders in der gegenwärtigen Zeit der Galanterie und des Vergnügens der Wollust, da es so viele Personen von vornehmen Familien giebt, deren einzige Beschäftigung darin besteht, daß sie vom Morgen bis auf den Abend ein jedes junges Mädchen, besonders vom niedrigen Stande, welches die Natur unglücklicherweise mit vielen Reizen gebildet hat, zu verführen, und zum Gegenstand ihrer hinterlistigen und verfluchten Absichten zu machen suchen. —

Galeki.

Ein Woywode von Kalisch; von diesem erzählt man folgende Anekdote:

Da Karl XII. König von Schweden, bey Jaroslaw stand, befahl er dem Grafen Stenbock, von Lemberg eine Brandschatzung zu fodern. Dies geschah. Allein die Stadt wollte sich, auf Anrathen ihres Befehlshabers, des Woywoden von Kalisch, Galeki, zu nichts verstehen. Dies verdroß den König. Er eilte

da.

daher, da man an nichts weniger gedachte, zu ihrer Eroberung.

Diese geschah auch in einer Zeit von wenigen Stunden, ohne ordentliche Belagerung, mit dem Degen in der Faust. Ein fast unglaublicher Erfolg! Karl war einer mit von den Ersten, welche in die Stadt brachen. Galeki hingegen hatte sich in ein Jesuiter Kloster versteckt. Ein Trabant entdeckte ihn aber; und dieser ließ sich durch das Anerbieten von 1000 Dukaten nicht verleiten, ihm die Freyheit zu schenken.

Als Galeki zum Könige geführt werden sollte, begegnete ihm der Graf Stenbock unvermuthet auf der Gasse. Er erkundigte sich, wer der Gefangne wäre. Kaum vernahm er dies, so gieng er auf ihn zu, und gab ihm eine derbe Maulschelle, mit diesen Worten: Hoc jam habebis pro manifesto, quod tam impudenter tractavisti.

Die Veranlassung hiezu war diese: Da der Graf Stenbock zwey Jahre vorher in Reußen ein Ausschreiben hatte verbreiten lassen; und selbiges nach Lemberg gekommen war, spie der Galeki auf dasselbe unter den schimpflichsten Ausdrücken, riß es entzwey und trat es mit Füßen. Dies mochte dem Grafen Stenbock wieder zu Ohren gekommen seyn, und das

war

war also die Ursache, daß er sich in der ersten Hitze auf diese Art an ihm rächete.

Der König war aber nicht sonderlich mit diesem Verfahren zufrieden; denn obschon Galeki zu seiner Entschuldigung nichts anzuführen hatte, so war es doch vom Grafen nicht großmüthig gehandelt, da jener einmal des Königs Gefangner war, sich auf solche Art an ihm zu rächen.

Galiläi.

Galiläus von Galiläi war ein berühmter Sternkündiger des 15ten Jahrhunderts. Er schrieb Gespräche über die beyden Systeme des Ptolomäus und Kopernikus. Mit letzterm nahm er die Bewegung unsers Erdkörpers und das Stillestehen der Sonne an. —

Urban VIII. drang auf Wiederruf, und ließ Galiläi, als dieser seinen Satz vertheidigte, in das Inquisizionsgefängniß werfen*). — Nachdem er alles Ungemach fünf Jahre lang ausgestanden, und drey Jahre lang zu desto schleunigerer Bekehrung alle Wochen die Bußpsalmen Davids, wie Olavides, gebeter hatte, fühlte er sich zu schwach, länger ein Märtyrer für

*) Im Jahr 1633.

für den Kopernikus zu seyn, und schwur seine Meinung öffentlich ab — murmelte aber unter dem Schwur: „und doch bewegt sie sich.“

Artig ist seine Antwort auf die Frage eines Klüglings: „was die Mathematik nütze?“ — „Sie lehrt, antwortete er, messen, wägen und zählen — messen die Dummköpfe, wägen die Idioten, und zählen Beyde.“

Im Jahr 1720 wurden seine Werke zu Florenz zusammengedruckt, aber — Schande für unser Jahrhundert! — die Dialogen fehlen in dieser Sammlung, weil damalen noch kein Leopold Toskana beglückte. —

Galimathias.

Der berühmte Dichter Boileau pflegte gemeiniglich zwey Arten von Galimathias zu unterscheiden; das einfache und das doppelte. Das erstere nannte er, „wenn ein Schriftsteller verstünde, was er sagen wollte, aber seine Leser verstünden nichts“ — und das doppelte, „wenn weder Verfasser noch Leser was verstünden;“ das ist, wenn der Verfasser sich selbst nicht verstünde, und nicht wüßte, was er sagen wollte.

Wenn daher Boileau dergleichen was las, so pflegte er in einem lustigen Tone zu sagen: „das ist ein einfaches, — und doppeltes Galimathias.“ Zum Beyspiel pflegte er die vier Zeilen anzuführen, die in dem Trauerspiele Titus und Berenice des großen Corneille stehen im 1ten Aufzug 2ter Auftritt:

Faut-il mourir, Madame, et si proche du terme?
Votre illustre inconstance est-elle encore si ferme,
Que les restes d'un feu, que j'avois cru si fort,
Puisse dans quatre jours se promettre ma mort.

Der berühmte Schauspieler Baron, sollte in diesem Trauerspiel die Rolle des Domizians machen, der jene Worte spricht. Die Dunkelheit der Verse verursachte ihm einige Mühe, er gieng zum Moliere, mit dem er in einem Hause wohnte, und bat sich seine Erklärung aus. Moliere las sie, und bekannte, daß er sie nicht verstünde, und rieth dem Baron, er sollte zum Corneille selbst gehen. — Corneille überdachte sie eine Zeitlang, und sagte endlich: „Ich verstehe sie ebenfalls nicht allzuwohl; Sie mögen sie aber nur auf dem Theater immer hersagen, wer sie nicht versteht, wird sie bewundern.“

Garrik.

Von Garrik, dem Schauspieler, wollen wir hier nicht reden. Man kann nichts besseres sagen, als was Herr Professor Lichtenberg, Wekhrlin und mehrere von ihm geschrieben haben. Wir wollen nur mit wenigen berühren, was ein beobachtender teutscher Reisender von ihm urtheilt. —

Im Ganzen genommen, war er ein schöner Mann. — Zwar nicht aus der Klasse der schönen Körper, die zu Halbgöttern taugen, denn er war kaum von mittlerer Grösse, und zu den Idealfiguren der römischen und griechischen Helden, zu dem, was die Franzosen das hohe Tragische nennen, fehlte ihm beynah ein pied du roi; aber seine Figur war zierlich gebaut; er war nervig und fein, gedrungen ohne Fettigkeit, und jedes Spiel seiner Muskeln, jede äussere Schwingung stimmte genau zur innern Empfindung, die überall, in der Bewegung der Hand so gut, als im Ausdruck des Angesichts, durchschien, und daraus erklärt sich ein Wort von ihm zu Previllen.

Als dieser einst, zur Bewunderung aller Zuschauer, den Betrunkenen machte, so rief ihm Garrik zu: „Ihre Füße sind nüchtern.“

Man entschied gleich beym ersten Anblick, daß ihn die Natur zur Freude, zum Spott, und

und folglich zum Lustspiel berufen hatte. Aus den Augen strahlte launigter Scharfsinn und satirische hudibrastische Schalkheit, die aber, durch offne Freude gemildert, mehr anzog, als abschreckte. Man begreift, welche sichere Kunst, welche Schöpfergewalt über seine Physiognomie dazu gehörte, in den großen tragischen Rollen diesen Stempel der Natur zu verwischen, wenn er als Lear im Ungewitter schrecklich betete, oder mit der Hölle im Blick als Richard vom Tyrannenlager auffuhr. —

Garrik lebte mit den Ersten des Königreichs, und ward in ihrer Gesellschaft geehrt und geliebt; aber zum Glück für seine Freunde hatte ihn der Ton der großen Welt nicht angesteckt, wo die Gesetze des konventionellen Anstands Natur und Freude fesseln, und jeden freyen, edlen Baum zur Gartenhecke verschneiden. Garrik überließ sich ohne Zwang seiner Laune, und glaubte, daß Scherz und treuherziges Lachen die Würze des Lebens seyn. —

Von der Art seines Witzes giebt nichts einen deutlichern Begriff, als seine Prologen und Epilogen, die voll gesellschaftlicher Einfälle sind. Fremde unerwartete Gleichnisse, glückliche Anspielungen, Entdeckungen ganz neuer Seiten an gewöhnlichen Gegenständen, auch Doppelsinn und Wortspiele, die ihr verschrienes Geschlecht wieder ehren, glücklich an-

gebrachte Stellen aus alten und neuen Schauspielen, oder aus seinem Lieblingsdichter Horaz, alles das strömt mannigfaltig und unaufhörlich daher.

Sein Herz kann man am besten aus seinen freundschaftlichen Briefen erkennen lernen, wo er, in einem leichten, gefälligen Styl, alle Akkorde der edelsten Gefühle durchläuft, und seinen Verstand, wenn er von seiner Kunst spricht. Er war voll der interessantesten Anekdoten; und wenn er erzählte, so handelte er zugleich. Jeder erschien mit einer Grimasse aus seinem Gesichte, und sprach mit dem Ton seiner Stimme; auch das kleinste Geschichtchen ward zum Drama. Hier war Geberdensprache, deren Beweglichkeit und Wahrheit einen Theil der Pantomimenwunder begreiflich machte. Was er dadurch, ohne Sprache, zu wirken vermochte, sah man einst bey der Vorstellung im Makbeth. — Als er, mit einem zum Mord entschlossenen, satanischen Blik, einen Dolch zu sehen glaubt, und mit einem Griff, wie man nur nach Kronen greift, nach dem Hefte haschte, sank ein Fremder in der Loge, der nichts von der Handlung begriff, weil er nicht ein Wort englisch verstand, vor Entsetzen ohnmächtig zurück. —

Es ist unbegreiflich, wie sein feingesponnenes Nervengewebe diese beständige Anstrengung, die

die er sich anthat, (indem er sogar allen seinen Schauspielern und Schauspielerinnen die Rollen mit einer täuschenden Wahrheit *) vormachte) so lange ertrug; denn man muß nicht glauben, daß es nur bey ihm auf der Oberfläche stürmte. Man sah ihn einst nach vollendeter Rolle Richards — wie den sterbenden Germanikus auf Poußins Bilde — hinterrücks auf einer Ruhbank gelehnt, mit keichender Brust, bleich, mit Schweißtropfen bedeckt, und mit herabgesunkener, bebender Hand, ohne Sprache. — Auf dem Lande sammelte er seine verschwendete Schnellkraft wieder, und er eilte hinaus, so oft er nur einen freien Tag erhaschen konnte.

In der Stadt gehörte er der Nazion zu. Sein mühsames Studium richt allein, sondern auch die Regierung der Bühne, raubte ihm oft Zufriedenheit und Ruhe. Diese Regierung hat in England alle Inkonvenienzen der brittischen Konstitution. Bald stürmt im Green Room (dem Zimmer für die Schauspieler auf

*) Wie stark er hierin war, beweist folgende Anekdote: Als man in einer Gesellschaft von Künstlern in Rom, bey welcher Garrik gegenwärtig war, vom Ausdruck der Leidenschaften sprach, so individualisirte er eine nach der andern auf seinem Gesichte mit einer fürchterlichen Wahrheit.

dem Theater zu Drurylane) das Haus der Gemeinen, bald sind Milords, die Autoren unzufrieden, und die Stimme des Volks ist fürchterlich, weil es, wie in Athen, seine größten Leute in einer übeln Laune mißhandelt.

Er war zwar der Liebling des Volks, und traf meistentheils den Geschmack dieser strengen Obrigkeit; dennoch erkannte er ihre Herrschaft mit Ehrfurcht, und wußte, daß sie nie einen Fehler, nicht eine Nachläßigkeit vergiebt. —

Garrik war auch nicht unempfindlich gegen einzele Kritiken, und entrann so wenig, als irgend ein verdienstvoller Mann, den Kabalen des Neides und der Schadenfreude schlechter Menschen; ja es war zum Theil Verdruß über mancherley Beleidigungen dieser Art, was ihn zu einer langen Reise ausserhalb Landes bewog. Er schilderte seine damalige Verfassung folgendergestalt: „In die Höhe zu sehen, ermüdet die Augen; fängt ein Sterblicher an zu fliegen, und hat er eine gewisse Höhe erreicht, so wünscht ihn jeder näher bey der Erde, und es giebt Freunde in dieser guten Stadt, die eine Hand hergeben, um ihm herab zu helfen.“

Und die Herren Kunstrichter werden mit einem Gleichniß bewillkommt: „Kritiker sind den Nachtwächtern gleich, lahm, krüppelich, halb

halb blind, doch schlagen sie den Poeten zu Boden.“

Garrik verdiente diese Begegnung nicht. Er hatte nie das Genie angefeindet, nie ein aufkeimendes Talent durch Verachtung gedemüthigt, oft unerkannte Fähigkeiten hervorgezogen, auch den Fleiß geschätzt, und Ruhm und Belohnung mit seinen Gehülfen getheilt. Er war nicht allein der Lehrer, sondern auch der Vater seiner Gesellschaft, und ehrte seltne Gaben mit Enthusiasmus. Nachdem Mistreß Pritchard die Bühne verlassen hatte, gab er ihr jeden Winter eine Benefizvorstellung, spielte alsdann immer selbst, und machte nicht selten ein eignes kleines Stück dazu. — Immer sprach er mit Rührung von der berühmten Mistreß Cibber. „Sie empfand, sagte er, und wirkte Empfindungen. Seit dem sie todt ist, kann ich keine verliebte Rolle mehr machen.“ —

Es ist wahr, seine Dienste wurden reichlich belohnt. Man rechnet sein Vermögen 100,000 Pfund Sterling, und das Theater brachte ihm jährlich, als Schauspieler und als Eigenthümer zur Hälfte, noch gegen 4000 Pfund ein. Wenn Reichthum, Verstand, und ein großer Name glücklich machen können, so war Garrik ein glücklicher Mann, und er war es auch in seinem Hause, denn seine Frau war eine liebenswürdige, schätzbare Frau, die von ihrem vorigen

Stande (denn sie war eine Tänzerinn) nichts als die Grazie übrig behielt; aber ihnen fehlten Kinder, der Trost und die Freude des Alters, und Garriks Vermögen fiel der Familie seines Bruders anheim *). —

Garrik hat das Verdienst, daß er viel vortrefliche, aber von ihm vernachläßigte Stücke älterer Schriftsteller wieder aufs Theater gebracht hat. Zu einer vorzüglichen Ehre aber gereicht es ihm, daß er mit so vielem Eifer stets gesucht hat, alle Stücke vom Schauplatze zu verbannen, die den Sitten schädlich waren, und daß er diejenigen, welche im Ganzen das Interesse des Lasters beförderten, von den freyen unmoralischen Szenen gereinigt hat, die sich einige komische, für unsere Zeit zu gefällige Schriftsteller haben erlauben können. — Er hat gewiß auf der englischen Bühne die Reinigkeit der Sitten vorzüglich befestigt. —

Dieser berühmte Schauspieler starb im Jahr 1779 im 62sten Jahre seines Alters, und wurde den 5ten Hornung desselben Jahrs mit

*) Man will ihm indessen dennoch einer ausserordentlichen Filzigkeit beschuldigen, die ihn zu verschiedenen Niederträchtigkeiten hingerissen — wiewohl einige dieses widersprechen.

mit größtem Pomp in der Westmünster-Abtey begraben.

Gaßner.

Ueber diesen Mann ist vor einigen Jahren so viel gerühmt, gelärmt, geschrieen und gelästert worden, daß es sich nicht der Mühe lohnt solches zu wiederholen. Merkwürdig aber ist, was Hr. Leibarzt Zimmermann von ihm sagt*), und welches wir hiermit unsern Lesern wiederholen wollen.

„Gaßner, (sagt er) ein Oberteutscher Priester, wie man weiß, hatte vor wenigen Jahren in Oberteutschland den Ruf, daß er eine große Menge Krankheiten durch Beschwörung des Teufels heile. — Es versteht sich von selbst, daß man also den Teufel für die nächste und wesentliche Ursache aller dieser geheilten Krankheiten hielt. Das war viel für unsere Zeit. —

„Aber noch weit seltsamer ist, daß Gaßner wirklich Kranke durch seinen Exorzismus auf der Stelle, und für eine lange Zeit geheilt

*) Im 1sten Theil seines berühmten Werks über die Einsamkeit.

hat, deren Geschichte ich kenne, und die ich und andere weit geschicktere Aerzte, als ich bin, nicht heilen konnten. — Wir hätten sie auch geheilet, wenn wir solche Einwürker auf die Seelen der Menschen wären, wie doch eigentlich jeder Arzt seyn sollte; denn an den Teufel, als Ursache irgend einer Krankheit, glaube ich nun freilich eben so wenig, als an die Wegschaffung irgend einer Krankheit vermittelst Wegschaffung des Teufels. — Aber daß Gaßner Nervenkranke kurirt hat, durch eine äusserst frappante Herrschaft über Imaginazion und Nerven des Pöbels, davon bin ich völlig überzeugt. — Seltsam genug war es übrigens auch, daß bald nach der Zeit, da Herr Lavater allenthalben die Lehre von der noch fortdaurenden Möglichkeit der Wundergaben *) rege zu machen suchte, dieser katholische Priester in Schwaben und Bayern diesen Spuck erregte, und praktisch das zu thun schien, was Herr Lavater in Zürich exegetisch verhieß **)." — —

Dieser Priester ist am 20sten August 1727, zu Branz bey Pludenz in den vorderösterreichischen

*) Die indeß vom Herrn Professor Semler in Halle widersprochen wurden.

**) Weitläuftiger ist seine Lebensgeschichte in meinem herausgegebenen Magazin nützlicher Lektüre im 2ten Theile S. 126. ausgeführt. D. H.

chischen Landen in Schwaben gebohren. Schon frühzeitig faßte er den Vorsatz, ein Geistlicher zu werden, und studirte bey den Jesuiten zu Prag und Inspruck. Er soll sich in seinen Studentenjahren mit Büchern, welche von der Physiognomick, von Hexereyen, Teufelsbeschwörungen, und von der Medizin handelten, abgegeben haben. Im Jahr 1750 erhielt er die Priesterweihe, 1751 das Amt eines Frühmeßners zu Dalas und 1758 die Pfarre zu Klösterle im Bißthum Chur.

An seinem Lebenswandel wurde nichts getadelt, seine Gelehrsamkeit soll aber sehr eingeschränkt gewesen seyn. Durch seine Einbildungskraft ist seine feurige Eigenliebe und Selbstgefälligkeit öfters in eine unverantwortliche Heftigkeit und Grobheit, auch gegen die vornehmsten Personen vom Stande, ausgeartet. Ja er hat sich auf eine dreiste Art zu lügen erlaubt, wovon der Herr Kardinal von Rodt, Bischof zu Kostanz, in seiner Antwort an Gaßnern ein zuverläßiges Beyspiel bemerkte.

Seinen Karakter hat der Göttingsche Herr Doktor Walch in seiner Religionsgeschichte im 6ten Theil ins wahre Licht gesetzt, wenn er sagt: „Gaßner ist nicht allzu klug, denn sonst würde er bey aller Unwissenheit wohl schwerlich das gethan haben, was er gethan; aber auch

nicht

nicht zu dumm, sonst würde er in seiner Rolle manches mehr verdorben haben."

Er fieng sein Spiel im Jahr 1774 schon zu Ellwangen an, und trieb es in verschiedenen Städten Bayerns, als Amberg, Sulzbach, auch Regensburg. Endlich machte Joseph II. dieser Raserey, an welcher über 30000 Personen Antheil genommen hatten, ein Ende, indem an den Bischof von Regensburg, der Gaßnern bisher geschützt hatte, im Monath November 1775 ein allerhöchstes kaiserliches Dekret ergieng, Gaßnern zu entfernen, und solle sich dieser bey widrigenfalls zuziehender schweren Verantwortung aller Exorzismen im ganzen römischen Reiche von nun an enthalten.

So endigte sich dieser Auftritt mit einer von klugen Männern vorausgesehenen Prostitution. Gaßner mußte sein über ein Jahr mit ziemlichen Profit getriebenes Spiel aufgeben, und Regensburg den 20ten März 1776 verlassen. Der dortige Bischof, als sein bisheriger Beschützer, wolte ihn nicht ganz wegwerfen, und gab ihm also die Pfarrey Portorf bey Regensburg. Wo er aber schon im Monath April 1779 in einem Alter von 52 Jahren (vielleicht aus Verdruß über seine mißlungenen Gaukeleyen) an einer hitzigen Krankheit die Schuld der Natur bezahlte.

Eben

Eben gemeldter Bischof, der vermuthen konnte, daß die Goßnerischen Historien auch schon in Rom Aufsehen gemacht haben würden, erstattete im Jenner 1776 einen weitläuftigen Bericht davon an den Pabst, allwo der ganze Prozeß in der besondern Kongregazion von den Kirchengebräuchen untersucht, und im Monath Octbr. 1777 die Gaßnerischen Wunderkuren und Exorzismen als abergläubische Spiegelfechtereyen verworfen, hingegen die Pragischen und Salzburgischen Erzbischöflichen Hirtenbriefe dagegen, wie billig, gut geheißen und gelobt wurden.

Gedanken und Einfälle.

Unter dem Erstern versteht man insgemein einen Gedanken, der durch den gesuchten Ausdruck in Verwunderung setzt, und ist vom witzigen Einfalle dadurch unterschieden, daß dieser sich auf die Sache, der Gedanke aber aufs Wort gründet. Wir wollen hier einige untereinander hersetzen, um den Leser selbst von ihrem Unterschiede urtheilen zu lassen:

Die Geschichte der französischen Poeten thut eines Tischlers zu Nevers Erwähnung, der gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIII. wegen seiner Poesien eine Pension erhalten hatte.

Man

Man nannte ihn Meister Adam, oder den Virgil mit dem Hobel.

Es gab zu seiner Zeit auch einen poetischen Pastetenbecker, welcher sein Backwerk in seine Verse einwickelte. Dieser Pastetenbäcker sagte: „Daß Meister Adam mit mehrerm Lärmen, er aber mit mehr Feuer arbeite. —

Racine hatte sich in die Aktrize Champmele verliebt. Der Graf de Tonnere verdrang ihn bey derselben. Einer sagte daher: „Der Donner habe ihn aus der Wurzel gerissen.“ (Que le tonnere l'avoit déraciné.

Menage sagte zum Varillas, als er seine Geschichte der Ketzer, die voller Fehler, und zweifelhafter Dinge ist, herausgegeben hatte: „Mein Herr! Ihr habt ein Buch voller Ketzereyen herausgegeben.“ —

Der P. Cotton, ein Jesuit, war ein listiger Kopf, und hatte sich beym König Heinrich IV. von Frankreich in großes Ansehen gesetzt. Dies gab Gelegenheit zu folgendem Einfall: „Der König ist ein guter Prinz, er liebt die Wahrheit, es ist aber nur Schade, daß er Baumwolle (Cotton) in den Ohren hat.“ —

Ein mittelmäßiger Schriftsteller setzte sich hin, um eine neu herausgekommene Schrift zu widerlegen. Einer, der ihn besuchte, fragte ihn:

ihn: was er da arbeite? „Ich habe mir vorgesetzt, auf dieses Werk zu antworten, sagte er, und macht das, was ich geschrieben habe, nicht schon einen dicken Band aus?“ — „O ja! erwiederte der andere, aber es wird platt genug werden, wenn er wird geschlagen seyn.“

Man sagte einsmals dem Herzoge von Longueville, daß die benachbarten Edelleute beständig in seinen Fluren jagten, und daß er es nicht leiden sollte: „Es ist besser, antwortete er, Freunde, als Hasen zu haben.“

Es ist ein gutes Mittel, die Menschen zu verbessern, wenn man ihnen von Kindheit an allen möglichen Abscheu vor der Undankbarkeit beybringt, und dagegen die dankbaren und erkenntlichen Herzen beständig lobet. Die Dankbarkeit ist die Quelle vieler Tugenden; sie trägt vieles bey, unser Herz menschlich und empfindsam zu machen; sie flößt uns eine Liebe zu unserm Vaterlande ein; und lehrt uns, daß unsere Neigungen gegen unsere Aeltern, und gegen Hohe und Niedere die sanftesten Bande sind. — Man sollte einem jungen Prinzen, anstatt der Unterhaltungen von seiner Größe und Macht stets daran erinnern, daß so viele Millionen Menschen für ihn und seine Unterhaltung die eifrigsten Wünsche thun; und daß es ungerecht seyn würde, wenn er sie dagegen nicht lieben wollte. Er würde sich gewiß gewöhnen,

seinen

seinen Unterthanen gewogen zu seyn; ein Fürst, der sein Volk liebt, wird von demselben angebetet, und kann seinen Feinden schon dadurch furchtbar werden. —

Es ist sehr nützlich, daß ein Fürst oft das Schauspielhaus besucht. Diese ist das Bild des gemeinen Lebens, und folglich auch der Laster, der Plagen, des Elends und der Uebel, die sich bey den verschiedenen Ständen des Staats eingeschlichen haben. Ihre Gemälde sind zwar nur allgemein, und ohne Namen, aber der Fürst lernt doch wenigstens, daß solche Verderbniß, solche Mißhandlungen seiner Macht, und solche kleine Tyranneyen vorhanden sind, und wenn er dieses erfährt, so ist es schon sehr viel. —

Im Anfange einer jeden Reform ist kein Mißbrauch so groß, daß man ihn nicht von einer vortheilhaften Seite ansehen könne. Den Verlust der Vortheile, die man genoß, empfindet man allemal am lebhaftesten; dahingegen das Wohl, das aus der Veränderung fliessen soll, nur in der Länge, und selten von dem großen Haufen der Nazion verspürt wird. —

Die Nachkommen können es mit Recht den Jesuiten vorwerfen, daß sie, vermöge der Natur ihres Instituts, den rechten Gebrauch der Wissenschaftrn verkehrt, und den Aberglauben,

ben, die wahren Mittel, sie zu Grunde zu richten, eingeführt haben. —

Man richtet bey den Menschen mehr aus, wenn man sie mit Vernunft leitet, als wenn man sie wie das Vieh fortstößt. —

Die Betrachtung des künftigen Daseyns zieht natürlicherweise die Aufmerksamkeit eines sehr glücklichen oder sehr unglücklichen an sich. —

Wenn Menschen durch Leidenschaften verblendet, oder mit dem Laster vertraut werden, so lassen sie sich nicht mehr durch den Wohlstand abhalten. —

Unter den Menschen sind die Projektmacher dem Staat am gefährlichsten, wenn sie Macht haben, und am lächerlichsten, wenn sie keine haben. —

Bewunderung und Vertraulichkeit sind schwer zu vereinigen. In den Augen des Kammerdieners, sagte der Prinz Konde', ist man nie ein Held. — Antigonus sagte einst seinen Schmeichlern, die ihn für einen Göttersohn hielten: „sie könnten den darnach fragen, der für seinen Nachtstuhl soryte.“ —

Die Klagen wider die Vorsehung, sagt Hume, sind allemal abgeschmackt, und sichere Kennzeichen des Aberglaubens oder der Unwissenheit, oft auch der Heucheley gegen schwächere Köpfe;

indem alle gute und böse Zustände von den guten und bösen Eigenschaften der Menschen und ihrem gegenseitigen Betragen nach dem Maaß ihres Verstandes, ihrer Einsichten und Leidenschaften abhangen.

Gegenwart des Geistes.

Diese könnte man als eine Geschicklichkeit, den Umständen gemäß zu reden und zu handeln, beschreiben. Es ist dies ein Vortheil, der öfters den gelehrtesten Männern gefehlt hat. — Die Gegenwart des Geistes erfordert einen offenen Kopf, ein mäßig kaltes Blut, Kenntniß der Welt, und bey gewissen Gelegenheiten verschiedene Vortheile: Gedächtniß und Beredsamkeit im Disputiren, Sicherheit in Gefahren, und in Gesellschaft, eine gewisse Freiheit des Herzens, die uns auf alles aufmerksam seyn läßt, was darinne vorgeht, und uns in den Stand setzt, Vortheile daraus zu ziehen.

Ein Gaskonischer Offizier bey der französischen Armee sprach mit einem seiner Kameraden in einem ziemlich hohen Tone, und sagte noch, als er weggieng: „Ich speise heute beym Villars.“ Der Marschall de Villars befand sich eben hinter diesem Offizier, und sagte ganz gelassen zu ihm: „Meines Charakters, als General

ral, nicht aber meiner Verdienste wegen, sagen Sie ein andermal Herr de Villars.“

Der Gaskonier, der den General nicht so nahe vermuthet hatte, antwortete, ohne einige Bestürzung merken zu lassen: „Ey, man sagt ja nicht der Herr de Cäsar; so glaubte ich auch nicht, daß ich Herr de Villars sagen müßte.“

Als König Jakob II. England verließ, that ein jeder was er wollte; so thaten sich Raubgesellschaften zusammen, zu rauben und zu plündern. Eine solche Gesellschaft von 17 Personen kam zu dem Generaleinnehmer in der Grafschaft Norfolk, der damals eine ansehnliche Summe in seiner Amtskasse hatte. Eine Partey dieser Raubgesellschaft gieng in das Amthaus, und als sie in die Halle kamen, begegnete ihnen des Generaleinnehmers Frau, und hieß sie nach damaliger Weise willkommen. In Antwort sagten sie ihr: „Sie wüßten, daß eine ansehnliche Summe Amtsgeld im Hause sey, und müßtens sogleich haben! —

Ohne im geringsten bestürzt zu seyn, oder zu stocken, und mit Lächeln und freundlicher Miene antwortete die Frau Einnehmerin, daß sie sehr bedaure, daß sie zu spät kämen, indem ihr Mann diesen Morgen früh nach London gegangen sey, das gehabte Geld dem Schatzamt einzuliefern. —

Auf dies nahmen sie höflich Abschied, wenig denkend, daß diese Abigail sie narrte; denn indem sie ihnen dies sagte, war ihr Mann wirklich zu Hause in einem obern Zimmer in Zusammenzählung dieses Geldes begriffen.

Kürzlich kam zu Wien in einer der Vorstädte ein Mensch zu einem Abbee auf sein Zimmer, und hielt ihm eine geladene Pistole mit den Worten vor: „Ihr Geld oder ihr Leben!“ kaltblütig antwortete jener: „Ich werde Ihnen ja wohl lieber mein Geld als mein Leben geben!“ — Damit nahm er den Schlüssel zu seinem Schreibtische aus der Tasche, schloß selbigen auf, und statt des Geldes nahm er eine von den zween geladenen Pistolen, so darinn lagen, und jagte dem saubern Vogel eine Kugel durch seine Brust, worauf ihm die Polizey in Empfang nahm. —

Die Gegenwart des Geistes scheint einem Heerführer besonders nöthig zu seyn, um nicht nur den Nachtheil mitten in einer Schlacht gut zu machen, sondern auch den Unordnungen vorzubeugen, wenn eine Armee in Schrecken geräth, da sie weder ihren General, noch ihre Pflicht mehr kennt.

Als im Jahr 1712 die Truppen, die unter dem Kommando des Marschalls de Vendome standen, bey einer Gelegenheit gewichen waren, bemüheten sich ihre Offiziere vergebens,

sie

sie wieder zum stehen zu bringen. Der General mengte sich sogleich unter die Fliehenden, und rief ihren Hauptleuten zu: „Lasset die Soldaten nur gehen; dort an jenem Baume, setzte er hinzu, und wies mit der Hand nach einem Baume, der ohngefähr hundert Schritte entfernt war; dort an jenem Baume werden sie sich wieder in Ordnung stellen.“

Diese Worte, aus denen die Soldaten sahen, daß der General nicht an ihrer Tapferkeit zweifelte, und es ihnen überließ, hatten den gewünschten Erfolg.

Geiz.

Unter allen Leidenschaften ist es der Geiz, der am wenigsten vertheidiget werden kann; denn er ist ein Tyrann, der den Menschen das Nöthige entziehet, und den Ueberfluß vergräbt. — Der Verschwender, der Spieler, der Ehrsüchtige, haben doch was, womit sie ihren unordentlichen Neigungen einigermaßen eine Farbe geben können; aber der Geizige thut seiner Leidenschaft auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst Nothwendigkeit seines Lebens ein Genüge. Er wird ganz richtig mit der Elster verglichen, die das Gold versteckte, ohne es doch brauchen zu können.

Der Geiz ist ein ewiger Bettler. — Er ist ganz leer von Freuden. Auf seinem Boden wachsen nur Sorgen, wie auf dem felsichten Lande Disteln und Unkraut. Unendliche Wünsche quellen aus ihm hervor. Jedem Wunsche folgt Verlangen. Verlangen erpreßt Thränen, und Thränen entrücken die Ruhe. —

Wenn der Mensch den Geiz dazu anwendete, sich damit wider das größte Uebel auf der Welt, ich meyne die Armuth, in Sicherheit zu setzen, so wäre er doch noch zu entschuldigen; aber da er sich aus Geiz alles entziehet, mitten im Ueberflusse darbet, und bey diesem Laster selbst sich der strengsten Armuth ausszezet, so gereichet er ihm billig zur höchsten Schande. —

Der Geizige hat nichts, worauf er Staat machen könnte. Was er besitzet, fürchtet er alle Augenblicke zu verlieren, und wenn ihm gleich davon nichts entwendet wird, so quälet ihm doch der Besitz seines Gutes mehr, als wenn er dessen beraubt wäre.

Wir sehen täglich Menschen von großem Vermögen ohne Erben und an dem Rande des Grabes, welche sich selbst die gemeinsten Bedürfnisse des Lebens versagen, und immer bey dem wirklichen Drucke der schnödesten Armuth ein Guth nach dem andern zu erlangen suchen.

Man

Man erzählt eine Geschichte, daß einem alten Wucherer in seinen letzten Zügen ein Priester das Kruzifix vorgehalten habe, um demselben seine Verehrung zu bezeigen. Dieser öfnete einige Augenblicke vorher, ehe er starb, seine Augen, betrachtete das Kruzifix, und sagte: „Diese Juwelen sind nicht ächt; und ich kann nur 50 Thaler auf ein solches Pfand leihen.“

Dies ist wahrscheinlicher weise die Erfindung eines Romanschreibers, denn nur das Laster des Geizes ist es, welches man im gemeinen Leben mit eben so starken Zügen und hohen Farben findet, als es ein satyrischer und komischer Dichter nur schildern kann; dem ungeachtet kann sich jedermann nach seiner eigenen Erfahrung eben so starker Beyspiele eines beharrlichen Geizes erinnern.

Auf diese Weise erzählt man oft von einem merkwürdigen Geizhalse, daß er kurz vor seinem Tode einige obrigkeitliche Personen habe rufen lassen, und ihnen einen Wechsel von 500 Thaler eingehändigt habe, der nach seinem Tode zahlbar war; so daß sie diese Summe nach seinem Tode zu Almosen anwenden sollten. Kaum aber waren sie weggegangen, so ließ er sie wieder zurückrufen, und bot ihnen baares Geld, wenn sie 25 Thaler an der Summe nachlassen wollten. — Kurz, man kann die

heftigsten Ausschweifungen der Liebe und des Stolzes in keinem Stücke mit den Wirkungen des Geizes vergleichen, und es giebt kein Laster, welches so unverbesserlich wäre, als der Geiz, und obschon vielleicht kein Moralist bis auf den heutigen Tag in der Welt gewesen ist, der nicht daran gebessert hat, so findet man doch kaum ein einziges Beyspiel einer Person, welche davon wäre geheilet worden. Daher ist die Methode derer mehr zu billigen, welche den Geiz mit Wiz und im Scherz angreifen, als die ihn auf eine ernsthafte Art behandeln.

Unser Jahrhundert stellt uns ein schreckliches Beyspiel von Erfindung auf, mit welcher das Schlosserhandwerk den Geiz eines reichen Mannes unterstützt hatte.

T ====, ein reicher Finanzier in Paris, hatte eine eiserne Thüre an einen Keller machen lassen, in welchem er sein Gold und Silber anhäufte, stieg alle Tage in denselben herab, um die Göttin Mammona daselbst nach seinem Gefallen zu betrachten.

Der Schlosser, der Verfertiger dieses künstlich ausgesonnenen Schlosses, hatte ihm gesagt: „Nehmen Sie sich für diese Springfeder in acht; sie ist fürchterlich. Wenn sie hinter Ihnen abschnapt, so fallen sie unvermeidlich in die Falle, die sie andern legen wollen.“

Es

Es flossen viele Jahre hin, und der unersättliche Finanzier sah seinen Schatz, den er fleißig besuchte, mit jedem Tage größer werden. Er wälzte sich mit Wollust auf aufgehäuften Säcken herum, fand ein Vergnügen daran, sie zu zählen, sie in dem dunkeln Keller in Ordnung zu stellen, in welchem er seinem Götzenbilde eine Art von Dienst darbrachte. —

Eines Tages, da er in seiner Entzückung die Vergnügungen des Geizes schmeckte, und von seinem höllischen Gotte voll war, vergaß er, die unglückliche Springfeder fest zu machen.

Und da war er mit der Verzweiflung und seinem Schatze eingeschlossen. Er ruft, er schreit; aber dieser Ort war eine Gattung von unterirdischem für Lebendige unzugänglichem Grabmale, aus welchem man die Stimme nicht hören konnte.

Er brüllte auf seinem Gelde, rang da bey seinen Reichthümern und dem Hunger, und starb in der Wuth mitten unter seinen zusammengehäuften Säcken. Er würde sie alle für ein Glas Wasser, für einen Bissen Brod hingegeben haben. — Er starb in einer langen Todesmarter, und nicht eine einzige wohlthätige Handlung tröstete oder milderte das Schreckliche seiner Lage.

Indessen sucht man ihn von allen Seiten, weil kein Mensch den heimlichen Schutzort kannte, den sein verschwiegener Geiz gegraben hatte. Einige Tage nachher hörte der Schlosser von dieser Verschwindung. Er muthmaßte die Begebenheit, gieng zu seiner Gemalinn, und zeigte ihr den geheimnißvollen Ort; man brach die Kellerthür mit eisernen Stangen auf. — Welcher schreckliche Anblick! Man fand den unglücklichen T.... mit abgenagten Händen, auf seinen Geldsäcken als ein Opfer des Hungers da liegen.

Welcher Aufschluß eines Finanzlebens! und welcher neue und fürchterliche Monolog für den dramatischen Dichter! Um den Schätzesammler abzuschrecken, wäre zu wünschen, ein Weiße, ein Göthe, Schink, Iffland oder Schröder, oder irgend ein anderes glückliches Genie, würden versucht, diesen Stoff zu bearbeiten. —

Geld.

Geld ist in unsern Tagen der einzige Gegenstand, nach dem wir alle trachten; die Neigung, es zu erhalten, ist unersättlich. — Geld allein, sey es eigen, oder geborgt, stimmt überall den Ton, und wirft alle Stände zusammen. —

Das

Das Geld ist die Quelle des Luxus; es nährt, unterhält, und vergrößert ihn. — — Holland, die Schweiz, Genua und Venedig sind das zweyte Vaterland des Geldes geworden, und es fließt da so gut zusammen, daß es, so zu sagen, eben so viel Mühe und Fleiß kostet, einige Stücke davon zu erhalten, als es ursprünglich gekostet hatte, sie dem Eingeweide der Erde zu entreißen. —

Eigentlich gehört das Geld nicht zu den Gegenständen der Handlung, sondern es ist nur ein Instrument, dessen die Menschen sich bedienen, um den Tausch einer Bequemlichkeit gegen die andere zu erleichtern: Es ist kein Rad der Handlung, sondern nur das Oel, welches die Bewegung der Räder erleichtert. —

Wo das Geld anfängt, sich im größern Ueberfluß zu verbreiten, als vorher, da verändert sich alles. Arbeit und Fleiß werden lebhaft; der Kaufmann wird unternehmender; der Manufakturist sorgfältiger und geschickter; sogar der Pächter wird munterer und aufmerksamer. —

Der Werth jeder Sache hängt von dem Verhältniß zwischen Waaren und Geld ab. Die kleinste Veränderung in beyden vermindert oder vermehrt den Werth. Man vermehre die Menge der Waaren, so werden sie wohlfeiler; man vermehre das Geld, so werden sie theurer.

Bleibt das Geld in den Koffern, so ist es im Betracht der Preise, als wenn es vernichtet wäre. Bleiben die Waaren auf den Lagern oder Böden, so thut es dieselbe Wirkung. —

Der Geldmangel kann keinem Staat für sich schaden; denn Menschen und Bequemlichkeiten sind die wahre Stärke jeder Nazion. Allein die eingeschränkte Lebensart ist dem Publikum schädlich, weil sie Gold und Silber in wenige Hände verschließt, und den allgemeinen Umlauf hindert. — Fleiß und Raffinerie hingegen macht, daß die Menge des Geldes, sie mag beschaffen seyn, wie sie wolle, sich von einem zum andern durch den ganzen Staatskörper vertheilt, und gleichsam alle Adern desselben anfüllt. Keine Hand ist leer davon, und weil der Werth jeder Sache dadurch fällt, so hat der Souverän einen doppelten Vortheil davon; seine Taxen können aus jedem Theil des Staats Geld ziehen; und was er erhält, wird durch die Anwendung wieder desto fruchtbarer.

Gelehrsamkeit und Gelehrte.

Bloße pure Gelehrsamkeit ist nichts anders, als daß wir wissen, es haben andere vor uns viel gewußt. —

Eine

Eine große Gelehrsamkeit, die nicht mit einer gesunden Urtheilskraft verbunden ist, führt uns oft in Irrthum, Stolz und Pedanterey. — Manche Gelehrte, die auf ihre Kenntniß stolz sind, sprechen stets in einem entscheidenden Tone. — Ein solches Betragen ist beleidigend, und erweckt Neid bey andern, welche auch alsdenn ihre wahren Urtheile in Zweifel ziehen. —

Andere, welche ihre Gelehrsamkeit zeigen wollen, reden stets von den Alten, als ob sie mehr als Menschen, und von den Neuern, als ob sie weniger wären. Allein man beurtheile sie Beyde nach ihren Verdiensten, und nicht nach ihrem Zeitalter. —

Es giebt noch eine andere Gattung von Gelehrten, die nicht weniger unerträglich sind. — Dies sind die glänzenden Pedanten, die in allen Gesellschaften ihren Witz zeigen wollen, und nichts als ihre eigene Werke kennen, und sich wohl gar auf die unverschämteste Weise loben.

Man enthalte sich von einer solchen gelehrten Pralerey, und begehre nie weiser und gelehrter zu scheinen, als die Leute sind, bey denen man sich befindet. — Man verwahre seine Gelehrsamkeit, wie eine Uhr, in einer geheimen Tasche, und man ziehe sie nie heraus, um nur zu zeigen, daß man eine hat. —

Die Gelehrten, welche der kleinen Zahl denkender Wesen, die in der Welt verbreitet sind, die meisten Dienste geleistet haben, sind diese abgesonderten Gelehrten, die in ihrem Kabinette verschlossenen Weisen, die weder auf den Universitätsbänken argumentirt, noch in den Akademien die Sache nur halb gesagt haben; und diese Leute sind fast immer verfolgt worden. —

Man mache Oden zum Lobe des vornehmen Superbus fadus, Madrigalen auf seine Buhlerinn, eigne seinem Thorsteher ein geographisches Werk zu, und man wird wohl aufgenommen werden; man kläre die Menschen auf, und man wird verfolget oder zu Grunde gerichtet. —

Das größte Unglück eines Gelehrten ist vielleicht nicht, daß er ein Gegenstand der Eifersucht seiner Mitbrüder, das Opfer der Kabale, und die Verachtung der Mächtigen der Erde ist; sondern, daß er von Dummköpfen beurtheilt wird. Diese Leute gehen oft sehr weit, besonders, wenn sich die Schwärmerey mit der Albernheit, und diese mit dem Geiste der Rache vereiniget.

Noch ist es ein Unglück für einen Gelehrten, daß er gewöhnlicher Weise mit Niemand in Verbindung steht. — Ein Bürger kauft ein kleines Amt, und er wird von seinen Mit-

brüdern

brüdern unterstützet. Thut man ihm Unrecht, so findet er alsobald Vertheidiger. Der Gelehrte ist ohne Hülfe; er gleicht den fliegenden Fischen; erhebt er sich ein wenig in die Luft, so fressen ihn die Vögel; taucht er unter, so fressen ihn die Fische. —

Studium der Menschen! dich kann man wahre Gelehrsamkeit nennen. Wissen, was der Mensch ist; überschauen, wozu er da ist; ausforschen, was ihm nützt und schadet, und denn diese erlangten Erkenntnisse zur Beförderung seines eigenen und seiner Brüder Wohls anwenden, das heißt mehr seyn, als Magister, Lizenziat und Doktor. —

Der Hauptzweck der brauchbaren Gelehrsamkeit besteht in der zuverläßigen Erkenntniß des menschlichen Herzens. —

Genie.

Mit diesem verhält es sich, unserer Meinung nach, folgendergestalt: Es giebt einen gewissen Zusammenfluß von Umständen bey Menschen, der dieselben zu dieser oder jenen Sache besonders fähig macht, so daß sie darinnen etwas außerordentliches leisten, und diesen Zusammenfluß nennen wir mit einem Worte Genie, der Gegenstand kann seyn, welcher er will. Daher

giebt

giebt es Genie zur Dichtkunst, zum Kriege, zur Verwaltung von Staatsangelegenheiten, zu Künsten, ja zu Handwerkern. Da hier aber die Wirkung aus einem Zusammenfluß einer großen Menge Ursachen entsteht, so ists natürlich, daß man diese nicht genau angeben kann. Alle diese Ursachen liegen in der Organisazion, und in der Erziehung. —

Da Genie überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit zu irgend einer Wissenschaft, oder Kunst, oder Art von Geschäften ist, so ist solches mit einer besondern Leichtigkeit verknüpft, die Vorstellungen auf einen hohen Grad der Klarheit und Lebhaftigkeit, oder nach Beschaffenheit der Sache, zur anschauenden Deutlichkeit zu erheben. Selten verbreitet sich dieses Licht über die ganze Seele, gewöhnlich nur über einige Gegenden derselben. — In der Gelehrsamkeit hat man bisher nur zwey Universalgenies gehabt. — Aristoteles und Leibnitz.

Ausser der vorzüglichen Stärke der Seelenkräfte scheint eine feinere Organisazion nöthig zu seyn, um die Seele für gewisse Arten der Vorstellungen empfindlich zu machen, daß diese ein Bedürfniß der Seele werden, und ihren Kräften die rechte Wirksamkeie geben.

Zum Aesthätischen Genie gehört daher warme Empfindung, ohne welche Verstand

und

und Ueberlegung allein einem Werke nicht das freye natürliche Ansehen ertheilen werden, welches das Gepräge des Genies ist.

Doch macht die besondere Reizbarkeit der Sinne und des Nervensystems noch nicht den großen Künstler aus, sondern bringt nur das hervor, was man das Kunstgenie nennen möchte, die mechanische Anlage, durch irgend eine Art sinnlicher Vorstellungen so stark gerührt zu werden, daß sie zum Bedürfniß werden, und andern sich gleich stark wieder mittheilen lassen. —

Verstand und Beurtheilungskraft vollenden das Genie, indem sie große Gedanken, große Empfindungen hervorbringen, die das Kunstgenie, dem der Kunst eigenen Geiste gemäß, bearbeitet.

Das Kunstgenie allein erzeugt eine mechanische Geschicklichkeit, die ohne den wahren Geist der Kunst statt finden kann; Nachahmung ohne Kraft zum Erfinden. — Erfindungskraft gehört wesentlich zu dem vollkommenen Genie. —

Schwierigkeiten und Gefahren bringen oft Genies hervor, die ohne sie unbekannt und unnütz gewesen wären. Sie fachen jene Funken von Tugend an, die in einem müssigen Leben ganz erloschen seyn würden, und helfen dadurch einen starken Charakter bilden.

Das Genie sucht seine Glückseligkeit in dem Bewußtseyn, daß es auf seine Nebenmenschen gewürkt hat.

Gerechtigkeit.

Ist die erste und vorzüglichste Tugend. Sie muß die Menschen nicht nur vereinigen, sondern auch allen ihren Handlungen vorstehen. — Sie ist ein Geschenk des Himmels; eine göttliche Eigenschaft, welche die Menschen ordnet und zusammen hält. — Alles ist an ihr gut; die Fehler derselben kommen nur von denen her, welche sie verkaufen; oft wird sie dem am wenigsten zu Theil, dem sie gehört.

Es ist nicht zu läugnen, daß der große Haufe der Gesetze, die unzähligen Gebräuche und Verordnungen Anlaß zu der heut zu Tage sogenannten Praxis gegeben haben, welche hernach, mit Zuthun der geizigen und eigennützigen Anhänger des Bartholus, alle die Künste, die unter dem Namen der Umschweife, der Verzögerungen, der krummen Sprünge, der Kunstgriffe ꝛc. bekannt sind, und das ganze Geschleppe der Schikane erfunden hat.

Die Pflicht eines Richters ist, Gerechtigkeit zu ertheilen, — sein Handwerk ist, die Prozesse auf die lange Bank zu schieben. — O!

wie

wie viele wissen ihre Pflicht, und treiben doch nur ihr Handwerk. —

Wenn ein Schuldiger bestraft wird, so dienet er dem gemeinen Volke zum Exempel. — Wenn ein Unschuldiger verurtheilt wird, so ist er ein Exempel für rechtschaffene Leute. —

Die Peinliche Frage ist eine Strafe, welche zur Erforschung gewisser Umstände der schon bekannten Laster erfunden worden; indessen kann der Schuldige dadurch los kommen, wenn er sie ausstehet; hingegen kann der Unschuldige hingerichtet werden, wenn er nicht Muth genug hat, sie auszustehen.

Der einzige Unterschied zwischen dem, der einen Prozeß gewinnet, und dem, der ihn verliert, bestehet oft darinnen, daß der Gewinnende, durch die Länge desselben, um sein Vermögen kommt, und der Verlierende nicht mehr im Stande ist, die aufgelaufenen Kosten und Schäden zu bezahlen.

Es ist etwas bekanntes, daß die Türken in Ausübung ihrer Gerechtigkeit geschwind und strenge sind, und es giebt unter ihnen viel dergleichen Beyspiele, besonders, wenn es die öffentlichen Betrüger betrifft, die die Armen um das Ihrige bringen. Wir wollen hier nur eins davon anführen:

Ein Krämer in der Stadt Smyrna hatte einen Sohn, der vermittelst einer kleinen Gelehrsamkeit, so viel dasige Gegend ihm davon beybringen konnte, zu der Würde eines Naib, oder Bevollmächtigten des Kadi *) dieser Stadt erhoben wurde, und vermöge derselben die Märkte besuchen, und die Gewichte und Maaße aller Krämer untersuchen mußte.

Als er einst seinen Umgang hielt, und des Vaters Nachbarn denselben genugsam kannten, und glaubten, daß ihm ein Wink nicht schaden könnte, so benachrichtigten sie ihn, daß der Umgang gehalten würde, und er ja seine Gewichte bessern möchte; allein der alte Betrüger, der sich auf seine Verwandschaft mit dem Aufseher verließ, und wie er meynte, sicher war, daß sein Sohn ihn nicht öffentlich beschimpfen würde, lachte über ihren Rath, und stand geruhig vor seiner Ladenthür, den Naib zu erwarten.

Dieser, ob es ihm gleich bekannt war, wie betrügerisch sein Vater handelte, entschloß sich doch, bey ihm anzuhalten, seine Betrügereyen zu entdecken, und ihn exemplarisch zu bestrafen. Also hielt er vor seiner Thür, und sagte ganz kaltblütig: „Guter Freund! bringt eure Gewichte heraus, daß wir sie untersuchen können.“

Statt

*) So viel als Richter oder Bürgermeister.

Statt zu gehorchen, nahm er das mit einem Gelächter auf, ward aber bald überzeugt, daß es seines Sohnes Ernst sey, als er hörte, daß er seinen Unterbeamten befahl, den Laden durchzusuchen; auch sah, daß diese die Werkzeuge seines Betrugs hervorbrachten, die nach unparteyischer Untersuchung falsch befunden, und in Stücken zerbrochen wurden.

Dennoch hofte der Verbrecher, daß seine Beschämung und Verwirrung vor seinem Sohne reden würden, ihn aller fernern Strafe für seine Ungerechtigkeit zu erlassen; allein, obgleich diese sonst nicht bestimmt ist, so machte sie der Naib doch so strenge, als für einen Verbrecher, der ihm nicht das geringste angienge; denn er verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe von 50 Piastern, und zu eben so viel Stockschlägen auf die Fußsohlen.

Dies alles wurde auf der Stelle ausgeführt; worauf der Naib von seinem Pferde stieg, sich zu des Vaters Füssen warf, sie mit seinen Thränen benetzte, und ihn also anredete: „Vater! ich habe meine Pflicht gegen Gott, meinen Fürsten, mein Vaterland und Amt erfüllet; erlaubet mir nun, daß ich durch meine Ehrerbietung und Unterthänigkeit eine Schuld abtrage, die ich einem Vater schuldig bin. Die Gerechtigkeit ist blind, sie ist die Macht Gottes auf Erden; sie hat keine Rücksicht auf Vater und

Sohn. Gott und die Rechte unsrer Nebenmenschen gehen über die Bande der Verwandschaft. Ihr hattet gegen die Gesetze der Gerechtigkeit euch vergangen; ihr verdientet diese Bestrafung; ihr würdet sie doch zuletzt von einem andern empfangen haben, ich bin betrübt darüber, daß es mein Schicksal gewesen, daß ihr sie von mir empfangen müssen. Mein Gewissen hat mir nicht erlaubt, anders zu verfahren; führt euch künftig besser auf, und statt auf mich zu schmälen, habt Mitleiden mit mir, daß ich zu so einer grausamen Nothwendigkeit bin gezwungen worden."

Als er das gesagt hatte, stieg er wieder auf sein Pferd, und setzte seine Reise fort, mitten unter dem Zurufen und dem lauten Beyfall der ganzen Stadt, daß er eine solche ausserordentliche Gerechtigkeit bewiesen hatte. Das Gerüchte davon gelangte bald bis zur erhabenen Pforte; der Sultan erhob ihn zu dem Amte eines Kadi; von dem er nach und nach bis zu der Würde eines Mufti stieg; der das Haupt der Religion und des Gesetzes bey den Türken ist. —

So ist auch England das Land, wo die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person nach den Gesetzen gehandhabet wird. Wer das Gesetz übertritt — er sey Handwerker, Kaufmann, Lord, Herzog, Lady oder Gräfinn, so wird er

auch

auch nach dem Gesetz der Gerechtigkeit gemäß bestraft.

Gesandter.

Ist eine Person, die ein Volk an ein anderes sendet, um mit demselben ein öffentliches Geschäfte abzuhandeln. — Der Gesandte stellt also in dem ihm aufgetragenen Geschäfte sein Volk und den Regenten desselben vor. —

Wenn er von dem andern Volke angenommen wird, so ist er, weil er ein unabhängiges Volk vorstellt, in allen Sachen, die sein Geschäfte betreffen, der Territorialhoheit des Volkes, an welches er gesandt ist, nicht unterworfen; eine Freyheit, die sich auch auf sein Gefolge erstreckt. — Hierauf gründet sich die Unverletzlichkeit seiner Person.

Geschichts-Studium.

Die wahre Absicht desselben besteht nicht in der bloßen Erinnerung einer großen Anzahl von Begebenheiten und Handlungen, ohne darüber eine schickliche Betrachtung anzustellen. — Diese Art von Kenntniß, welche das Gedächtniß blos zu ihrer Stütze hat, verdient nicht die geringste

Bewunderung, indem die wahre Kenntniß darin besteht, daß man den Handlungen bis auf ihre erste Quelle nachspüren kann.

Das Studium der Geschichte besteht also darinn, daß man den Charakter derer, welche man darinne antrifft, genau untersucht, und von ihnen mit Klugheit und Vorsicht urtheilet. — Es ist das Studium der Absichten, Vorurtheile und Leidenschaften der Menschen, wobey man die geheimen Triebfedern der Handlungen nebst ihren Kunstgriffen und betrüglichen Blendwerken zu entdecken suchet.

Junge Leute sollten frühzeitig über alles, was sie in der Geschichte antreffen, nach der Natur und ohne Kunst nachdenken lernen. Alsdann würden sie wirklich große Männer werden, und sich nicht begnügen, wie die Papageyen, blos dasjenige, was sie gelesen haben, wieder hersagen zu können. —

Die Achtung, welche die fabelhaften Schriften der Alten in den folgenden Zeiten erlangt haben, ist blos aus der Liebe zur Tugend, aus der Redlichkeit der Sitten und der Aufrichtigkeit des Herzens entstanden, die sie ihren Lesern eingeflößt haben. — Das Ansehen dieser Gattung von Schriften hat auch vielleicht die erste Gelegenheit zu Romanen gegeben, worinn die Charaktere ebenfalls von der Natur sehr abweichen.

chen. — Das Studium der Geschichte erfordert einiges Nachdenken und Aufmerksamkeit; hingegen das Lesen der Romane kann beydes entbehren. Die Absicht der Erstern ist, den Verstand zu schärfen, und die verschiedenen Leidenschaften der menschlichen Seele zu bessern: die andern aber sind nur bestimmt, zu belustigen. —

Je ausschweifender, abgeschmackter und lächerlicher eine erdichtete Erzählung ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit ihres Beyfalls. — Da die Liebe gemeiniglich der Grund davon ist, so sind auch die meisten Romane darauf gebauet. Aber was ist es für eine Liebe, die man darinn mehrentheils lehrt? — Nicht die zärtliche Sympathie zweyer Herzen, deren Liebe sich auf Vernunft, Klugheit und Tugend gründet, sondern eine blinde, heftige und ungestüme Leidenschaft, die ihre unglücklichen Schlachtopfer ins Verderben stürzt; die Kinder in dem Ungehorsam gegen ihre Eltern verstärkt, ihnen einen Stolz einflößt, und sie ermuntert, in solchen Jahren irrende Ritter zu werden, wo man sie noch durch harte Züchtigungen zum Gefühl ihrer Pflicht bringen sollte. —

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Jugend beyderley Geschlechts, welche nicht besser unterrichtet ist, einen lächerlichen Roman dem wichtigsten Theile der Geschichte vorzieht,

in dem die erstere ihre ausschweifenden Neigungen unterstützet, und die letztere zur Verbesserung derselben dienet.

Das Nachdenken bey Lesung der meisten Theile der Geschichte führet uns auf die wahren Gründe der Moral, und verbessert das Herz; sobald aber junge Leute solche Stellen nur in der Absicht lesen, um sie zu behalten, und wieder herzusagen, so lernen sie daraus nichts weiter, als eine eingebildete Meinung von ihrer eigenen großen Geschicklichkeit.

Kurz, das Studium der Geschichte verschaft uns nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern so bald es mit Ueberlegung verbunden ist, schärfet es auch den Verstand mehr, als eine jede andere Art, wodurch man kann unterrichtet werden. — In den Schriften eines glaubwürdigen Geschichtschreibers werden die verwirrten Gänge des menschlichen Herzens unsrer Bemerkung vorgestellt, und wir lernen dabey, wir wir den verschiedenen Handlungen der Menschen bis auf die ursprünglichen Quellen in der Seele nachspüren können.

Geschmack.

Der Geschmack ist das Vermögen, oder im engern Verstande, die Fertigkeit, des Schöne

zu

zu empfinden. — Er ist unter den untern Seelenkräften das, was unter den obern die Vernunft, und unter den Begehrungskräften das sittliche Gefühl ist. — Alle drey kann man als dasselbe Vermögen (der Erkenntniß der Uebereinstimmung oder des Gegentheils) ansehen, das auf verschiedene Gegenstände angewendet wird. Ihre Vereinigung macht den Menschen vollkommen. —

So weit sich die Natur des Schönen erkennen und zergliedern läßt, so weit kann man auch die Natur des Geschmacks deutlich erkennen; wo jenes nicht mehr statt findet, da ist der Geschmack ein bloß mechanisches Gefühl, dessen Grund sich nicht entwickeln läßt.

Der Verstand und das Genie des Künstlers geben seinem Werke alle wesentlichen Theile, die zur innern Vollkommenheit gehören, der Geschmack macht es zu einem Werke der schönen Kunst. — Jene für sich allein bringen keine Werke hervor, die als wahre Werke der Kunst betrachtet werden könnten; dieser für sich allein erzeugt nur feine, angenehme Tändeleyen.

So ferne das Schöne alles sinnlich vollkommen aus dem Gebiete des Wahren und Guten begreift, so geht der Geschmack auch auf dieses Schöne, und begreift durch die Vereinigung aller Seelenkräfte, der Einbildungskraft,

des Verstandes und des Herzens alles auf einmal, was zur Beschaffenheit einer Sache, so fern sie sinnlich erkannt wird, gehört.

Die Bildung des Geschmacks ist daher von grosser Wichtigkeit. Er erweckt ein richtiges Gefühl der Ordnung, Schönheit und Uebereinstimmung, folglich Widerwillen und Verachtung gegen das Schlechte, Unordentliche, und Häßliche jeder Art. Er vervollkommt Vernunft und Sittlichkeit, und verbreitet Anmuth und Gefälligkeit über das ganze Leben.

Gesellschaft.

Man kann von Gesellschaften, wie von guten Tafeln, sagen, daß sie nur alsdann vortreflich sind, wenn sie jeden Geschmack befriedigen können. Die Freyheit muß der Grund davon seyn; die Frölichkeit muß den Ernst mäßigen; der Ernst muß die Frölichkeit nicht verscheuchen; man muß einander gegenseitig Achtung bezeigen; die Gefälligkeit muß weder gefodert, noch langsam erzeiget werden; die Pflicht, einander gute Dienste zu leisten, muß weder zu lange verschoben, noch aufgedrungen werden; der persönliche Vortheil soll bey den einen weder zu sehr herrschen, noch bey den andern zu sehr aufgeopfert werden;

Mit einem Worte: es muß alles wohl abgemessen seyn, aus der allgemeinen Aufmerksamkeit muß ein Ganzes entstehen, welches weder böse Laune, noch Eifersucht, noch Eckel, noch Verdruß durchdringen können; und alsdenn würde eine solche Gesellschaft noch dieses Vorzügliche haben, daß, wenn sie zum Vorschein kommen sollte, man sie für ein Wunderwerk halten würde. —

Gesetze.

Der Mensch mag sich immer wider sich selbst verschwören; seine Natur ist unveränderlich; er ist frey geboren, und wird niemals von jemand andern, als seinem eigentlichen Willen wahrhaft beherrscht werden können, wenn das Herz nicht beweget wird: so ist das Gesez nur eine gegen den Körper ausgeübte Gewalt, und ohne Sitten ist die Gesezgebung ein eitles Kunstwerk. Die Gesetze allein können Sklaven machen, aber die mit den Sitten vereinte Gesetze machen freye Leute. —

Die Vollkommenheit der menschlichen Gesetze besteht in der Nachahmung der natürlichen, den Gehorsam der Kinder in den Gehorsam der Unterthanen, die Vereinigung der Brüder in die Vereinigung der Bürger, die Familien-

liebe in die Liebe zum Vaterland, den Privatnutzen in den allgemeinen umzubilden, und, mit einem Worte, die Staatskunst mit allen Banden der Natur zu befestigen.

Unter einer guten Regierungsform ist jeder, der Sitten hat, ein guter Bürger; das Privatleben ist eine ununterbrochene Lehre für das öffentliche, und oft wird, wenn sich der Ehrgeiz mit der angewöhnten Tugend verbindet, der tugendhafte Mann ein erhabner Bürger. —

Ein Gesetzgeber sollte nie aufhören, das menschliche Herz zu Rathe zu ziehen; das ist ein Spiegel, worinn sich alle Geseze erkennen müssen; überall muß man das gründliche Wohl eines solchen Wesens, wie der Mensch ist, suchen, der Natur meistens folgen, sie manchmal leiten, aber niemals zwingen.

Man hat von jeher in jedem Lande andere Gesetze, die dem Volke, das darinn wohnte, angemessen waren, einzuführen gesucht; so waren in den ältern Zeiten die Gesetze der Spartaner denen der Athenienser ganz entgegen — Lykurg und Solon waren beyde, so wie Drako Gesezgeber, davon ein jeder anders dachte; die Gesetze des letzteren schienen mit Blut geschrieben zu seyn. —

In den neuern Zeiten scheint sich England zwar in Ansehung der Gesezgebung besonders

hervorzuthun, und sie ihrem Klima und dem nach Freiheit ringenden Volke gemäß einzurichten — doch muß man gestehen, daß es auch gewisse bizarre Geseze bey ihnen giebt, die bey andern Völkern sehr auffallen würden, und doch auf jener Insel nothwendig zu seyn scheinen. Hierunter gehört das Gesez, wodurch ein Ehemann berechtigt wird, seine Frau, jedoch mit ihrer Einstimmung, öffentlich zu verkaufen. — In diesem Falle führt der Mann seine theure Hälfte, mit dem Strick um den Hals, so wie es das Gesez verlangt, auf öffentlichen Markt, wie ein Stück Vieh zum Verkauf.

Den dortigen Gesezen gemäß gehört das Eigenthum der Frau nach der Heyrath ohne Einschränkung dem Manne, dagegen muß er aber auch für alle Schulden seiner Gattin haften, die es also in ihrer Gewalt hat, ihm böse Stunden zu machen. — Eine Frau lebte mit ihrem Manne in einer unglücklichen Ehe, die durch die Dürftigkeit, worinn sie sich beyde gestürzt hatten, noch quälender wurde. In dieser Lage machte die Frau Schulden, und ließ durch ihre Anweisung sodann für eben diese Schulden den Mann in Verhaft nehmen, um ihn von sich zu entfernen. — Noch trauriger aber ist es, wenn ein Ehemann gleich nach der Hochzeit für die alten Schulden seiner Lady ein-

ge-

gesperrt wird, die er mit ihr zugleich erheyrathet hat. Man sieht sich deshalb sehr vor, denn nicht selten nehmen Frauenzimmer bloß deswegen Männer, weil sie sich vor Schulden nicht zu retten wußten. Es ist daher sehr gewöhnlich, doß der Ehemann selbst aus dem Brautbette heraus geholt wird, und nach dem Gefängniß wandern muß. —

Ein teutscher Jüngling hatte eine sonderbare Avantüre dieser Art. Eine Wittwe von großem Vermögen, die nach dem Tode ihres Mannes nun dessen Schulden bezahlen sollte, die sehr beträchtlich waren, verschob dieses von einer Zeit zur andeen, bis sie einen Verhaft befürchten mußte. In dieser Lage sieht sie zufälliger weise den vorerwähnten Teutschen, dessen Bildung ihr gefiel, dessen Aufzug aber auch das stiefmütterliche Glück anzeigte. Sie wagte es daher, ihm ihren ausserordentlichen Antrag zu thun. Dieses war, noch dem nehmlichen Tag ihre Hand, und mit derselben 1000 Pf. Sterling baar Geld anzunehmen, wobey sie ihm aber vorher sagte, daß er höchst wahrscheinlich in wenig Tagen wegen ihrer Schulden arretirt werden würde. Dieses müßte er sich gefallen lassen; er sollte aber, so lange sein Gefängniß dauerte, jährlich 300 Pf. und nach seiner Loßlassung noch 500 Pf. Sterling Reisegeld erhalten, um sich aus der Insel zu entfernen.

fernen. Hierzu mußte er sich förmlich verbinden, und auf alle Ehemannsrechte Verzicht thun. Die Noth zwang ihn, alles einzugehn. Da das Kopulirungsgesetz damals noch nicht eingeschränkt war, so geschah die Trauung ohne Verzug; der Ehestandsritter erhielt die bestimmte Summe, wurde nach der Kings Bench in Arrest gebracht, lebte daher ruhig und bequem (denn die Schuldgefängnisse sind keine entehrende und schmuzige Gefängnisse) kam nach 2 Jahren wieder frey, und kehrte mit einem gefüllten Beutel nach seinem Vaterlande zurück. —

Ein anderes Gesetz setzt eine Bestrafung auf das Fluchen, obschon nirgend mehr als in England geflucht wird — die Bestrafung steht in der Willkühr des Richters. Der Angeber bekommt die Halbscheid. — Noch ein Gesetz verbietet mit dem Vieh unbarmherzig umzugehn, und hieraus entsteht die Wirkung, daß man mit Thieren, als wie mit vernünftigen Kreaturen umgeht. Die Sanftmuth, welche die Engländer gegen ihre Hunde und Pferde bezeigen, ist bekannt, und hat in diesem Gesetz ihren Ursprung.

In Schottland hat man ein sehr sonderbares Gesetz gegen diejenigen Verbrecher gemacht, die vor Gericht nicht reden wollen. Ein solches Stillschweigen hat die Folge, daß, wenn das

Verbrechen die Todesstrafe erheischt, solche nicht öffentlich an ihm vollzogen wird, auch sein Vermögen nicht eingezogen werden kann; dagegen aber erwartet ihn ein langsamer grausenvoller Tod. Dieser wird ihm am letzten Gerichtstage in seinem ganzen Detail bekannt gemacht, nebst dem Beyfügen, daß eine nachherige Sinnesänderung für ihn ganz ohne Nutzen seyn würde: wenn er nun dennoch auf seinem Stillschweigen beharret, so wird das Gesetz an ihm auf folgende Weise vollzogen: Man führt ihn in ein Gewölbe unter der Erde, zieht ihn nackend aus, und legt ihn in eine Gruft, wo der Kopf niedrig, und die Füße hoch liegen. In dieser Lage werden verschiedene Theile seines Körpers mit Lasten von Eisen und Steinen beschwert; man giebt ihm dabey Brod und Wasser, allein mit so grausamer Eintheilung, daß an dem Tage, wo er Brod bekömmt, er kein Wasser erhält, und hingegen an seinem Trinktage ihm nichts zu essen gegeben wird. Dieses wird bis zu seinem letzten Hauch fortgesetzt. Man weiß, daß solche Leute 5 bis 6 auch mehrere Tage gelebt haben.

Nach der Schottischen Rebellion 1745 hat man einige schreckliche Beyspiele dieser Art gesehn. Um ihren Familien ihr Vermögen zu erhalten, entschlossen sich diese Elenden zu diesem martervollen Tode. — Dergleichen Gesetze

setze schmecken aber zu sehr nach dem Barbarismus, um selbige gut heißen zu können.

Die alten römischen Gesetze haben wegen ihrer Vortreflichkeit vielen Völkern zur Nachahmung und zum Muster gedient — da sie aber den jetzigen Zeiten weniger anpassend befunden worden, so haben die derzeitigen Monarchen als ihr erstes Augenmerk beobachtet, die Gesetzgebung in ihre höchstmöglichste Vervollkommung zu bringen, und eigene Gesetze, die ihren Ländern, Einwohnern und deren Sitten am angemessensten sind, für dieselbe zu verfassen. — Gute Gesetze befestigen die Grundsäulen der Staaten! —

Saleukus, König von Syrien, gebot, daß niemand, ausser ein Betrunkener, sich von mehr als einem Bedienten begleiten lassen sollte. —

Bey den Babyloniern war ein Gesetz, vermöge welches kein Vater seine Kinder verheyrathen durfte, sondern der König und seine Beamten thaten es, damit niemand bloß der Bequemlichkeit wegen unverheyrathet bleiben möchte. —

Bey den Persern konnte man einander wegen des Lasters des Undanks vor Gerichte belangen; und der Schuldige wurde sehr hart bestraft. —

Ein Gesetz war auch bey diesem Volke, daß, wenn einer auf Leben und Tod angeklagt wurde, sein ganzes voriges Leben mußte in Betrachtung gezogen werden. Erst, wenn dieses verwerflich befunden war, konnte ein Todesurtheil gesprochen werden.

Solon erklärte einen Sohn von aller Verpflichtung gegen seinen Vater frey, wenn dieser ihn nicht einen ordentlichen Beruf hatte lernen lassen.

Wer dreimal nach einander des Müßiggangs überführt worden, war nach seinen Gesetzen ehrlos. — Wer sein väterliches Vermögen verschwendet hatte, war ebenfalls ehrlos. —

Gesundheit.

Diese ist nebst der Gnade unsers Schöpfers, und dem Beyfalle unsers Gewissens die größte Wohlthat, welche der Mensch genießt. Sie macht vornehmlich das Daseyn zu einer Glückseligkeit für uns, und das Leben zu einem Gegenstand unserer Wünsche. — Der Verlust der Gesundheit enthält den Verlust alles dessen, was angenehm und verlangenswürdig ist. —

Es ist besser, eine gute Gesundheit zu genießen, als die ganze Welt zu regieren, sagt

St. Evremond. — Die Gesundheit ist der Grund eines jeden Glücks; denn ohne dieselbe würden wir das auserlesenste Vergnügen nicht schmecken, oder die reizendsten Gegenstände nicht genießen. —

Wenn der Körper in einem gesunden Zustande ist, so wird die Seele erweitert, sagt Demokritus in einem Briefe an den Hippokrates *); es ist daher, setzte er hinzu, die Pflicht derer, die würdige Geschäfte unternehmen, eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf ihre Gesundheit zu wenden, denn so bald der Körper in einem Stande des Leidens ist, so hat die Seele keine Neigung zum Studieren und zur Ausübung der Tugenden. Die Krankheit verbreitet eine schreckliche Dunkelheit über das Gemüth, und verwickelt den Verstand in eben diesen unglücklichen Zustand.

Den Mangel der Gesundheit kann nichts ersetzen: und keine Glückseligkeit, die wir an ihre Stelle setzen wollen, kann ihre Abwesenheit vergüten. — Ihr unschätzbarer Werth wird erst alsdann erkannt, wenn sie verlohren ist. Sie erleuchtet alle Aussichten des menschlichen Lebens, und verbreitet die Reize des Vergnügens über alle seine Szenen.

*) S. Hippocratis opera p. 1288 edit. Foesii Genev. 1657.

Ohne Gesundheit ist die Sonne Finsterniß, und die ganze Natur, so sehr sie auch mit allem Guten angefüllt ist, ein dunkler und unangenehmer Aufenthalt, und ein jedes Vergnügen, welches die Welt enthält, fähret schnell über die Oberfläche des Herzens dahin, und läßt keinen Eindruck zurück. —

„Könnte der Reichthum, sagt ein vortreflicher Schriftsteller, allezeit die Ruhe erkaufen, oder könnten Ehrenstellen die Krankheiten entfernen, und das Podagra und den Stein nöthigen, für die Hohen in der Welt Achtung zu haben; wer würde nicht gern, und mit Recht geizig seyn? wer würde nicht ehrgeizig seyn, wenn die Gesundheit der Macht gehorchen müßte, oder durch Ehrenstellen wieder herzustellen wäre? Aber leider! ein weißer Stab hilft den podagrischen Füßen nichts, um besser zu gehen, als ein gemeiner Stock; und ein blaues Ordensband verbindet eine Wunde nicht besser, als eine gemeine Binde: der Glanz des Goldes und der Edelsteine schadet den trüben Augen, anstatt sie zu heilen; und der Kopfschmerz wird durch das Tragen einer Krone nicht mehr gelindert, als durch eine gemeine Nachtmütze. Crösus selbst war in seiner Krankheit ein armer Mensch.“ —

Die Gesundheit ist die Seele, welche alle Vergnügungen belebet, und ohne dieselbe verhun-

hungert ein Mensch bey den besten und größten Tafeln; er macht sauere Gesichter bey den edelsten und herrlichsten Weinen, und er ist mitten unter den größten Schätzen und Glücksgütern arm und unglücklich. Ohne die Gesundheit verliert die Jugend alle ihre Stärke, und die Schönheit ihre Reize; die sanfteste Musik ist unsern Ohren zuwider; der Umgang ist unangenehm; die Palläste sind Gefängnisse und Kerker; der Reichthum ist zum Gebrauch unnütz; die Ehre und Aemter sind beschwerlich, und die Kronen selbst eine Last. —

Man muß daher eine Kunst, welche die Menschen unterrichtet, wie sie diese unschätzbare Wohlthat erlangen können, mit allem Eifer bearbeiten, und ihre heilsamen Lehren mit Vergnügen und Dankbarkeit annehmen. Man muß in der That diejenige Wissenschaft vor allen andern als die berühmteste und nützlichste lernen, welche einen Menschen lehret, die Jahre seines Lebens zu verlängern, und ihm den Besitz der Gesundheit und des wahren Vergnügens zu verschaffen. — Die Mäßigkeit ist diese Wissenschaft, die Nüchternheit ist diese glückliche Kunst. Die einzige Wissenschaft, welche die Menschen zur Glückseligkeit führet, wenn sie ihre Begierden mäßigen. Diese gewähret uns den wahren Genuß unsers Daseyns, und alle Vergnügungen desselben. Diese stärket

eine jede Kraft des Körpers und der Seele, und erhält ihre verschiednen Verrichtungen in Ordnung und Harmonie. —

Die Gesundheit ist zu den Pflichten des Lebens eben so nothwendig, wie zu den Vergnügungen; und es ist eben so strafbar, als ausschweifend, wenn man sie durch seine Schuld verschwendet, oder muthwillig verlieret.

Derjenige, welcher bey der Erlangung eines flüchtigen und kurzen Vergnügens sich verdrüßliche Krankheiten zuzieht, und um sich einige Jahre lustig zu machen, hernach den Theil des Lebens, wo er die meiste Erfahrung erlangt hat, in seinem Zimmer zubringen muß, ist ein Mensch, der sein Guth thörichter weise verschwendet; ein Elender, der sich freywillig zu den Pflichten seines Amts untüchtig macht, und dem Antheile der Arbeit entsaget, die ihm die göttliche Vorsehung bey der allgemeinen Austheilung des Tagewerks unter den Menschen bestimmt hatte.

Es ist vielleicht kein Zustand bedaurenswürdiger, als die Situazion einer lebhaften und erhabenen Seele, die unter der Last eines geschwächten Körpers unterlieget. Ein solcher Mensch bringt seine Zeit zu, um Plane zu bilden, welche eine jede Veränderung der Zeit mit ihm selbst fortführet, seine Kräfte erschöpfen

pfen sich in Anschlägen und Hofnungen, und der Tag der wirklichen Ausführung erscheinet für ihn niemals. Er legt sich mit den angenehmsten Aussichten auf den folgenden Tag nieder; aber der Himmel umwölkt sich des Nachts, die gesunde Luft verändert sich, und er erwacht in einem Zustande der Mattigkeit und Ungeduld; er wünscht nunmehr nichts weiter, als diesem Zustande zu entgehen, und ist blos mit der Betrachtung seines Unglücks beschäftiget.

Man kann wohl mit Recht sagen: daß die Krankheit anfängt, diejenige Gleichheit unter den Menschen zu errichten, welche der Tod gänzlich zu Stande bringt. Die Vorzüge, welche einen Menschen so sehr über den andern setzen, verschwinden in dem finstern Zimmer eines Kranken. In solchen Umständen höret die ganze menschliche Herrlichkeit auf, der glänzende Geist verdunkelt sich, der Philosoph geräth in Verwirrung, und der Held wird überwunden; und es bleibt den größten und berühmtesten Menschen nichts übrig, als das Gefühl ihrer Unschuld. —

Man findet unter den Fragmenten der griechischen Dichter einen Gesang, welcher der Gesundheit geweihet ist, worinnen mit so vieler Schönheit der Einfluß, den sie auf das Glück des Lebens hat, und die Reize geschildert werden, die sie über alle unsere Vergnügungen ver-

breitet, daß man ihn nicht ohne Rührung lesen kann. Man weiß zwar nicht, bey welcher Gelegenheit dieses kleine Stück verfertigt worden, allein so viel sieht man deutlich, daß der Verfasser krank gewesen, und sich in den ersten Entzückungen seiner Wiedergenesung befunden hat, als er auf folgende Weise die Gesundheit anredet:

„Unschätzbare Gesundheit! Du verehrungswürdigste aller himmlischen Gottheiten *), laß mich unter dem Schatten deiner Flügel meine übrigen Tage zubringen, und versage mir die Gnade nicht, künftig bey mir zu wohnen. Ohne dich kann das Glück, die Schönheit, eine zahlreiche Familie, und die höchste Macht selbst, als der Gipfel der menschlichen Glückseligkeit, keine Reize haben; ohne dich machen diese Gegenstände der Wünsche, die wir in den Annehmlichkeiten der Liebe zu erreichen suchen, keinen Eindruck auf uns; aber mit dir erlangen alle unsere Vergnügungen ein neues Leben; und in deiner Gegenwart, o du Mutter des Glücks! gewähren uns die Götter das reinste Vergnügen,

*) Die alten Dichter müssen ihre heidnischen Gottheiten für nicht gar zu glücklich gehalten haben, denn Pindar sagt: Wenn ein Mensch mit Gesundheit, Reichthum und Ehre gesegnet ist, so wünsche er nicht, ein Gott zu seyn. —

gen, und breiten in unsern Herzen den Trost aus, der alle unsere Leiden auslöscht. Du gießest die Freuden aus, und dein wohlthätiger Hauch läßt die Blumen des Vergnügens aufblühen, und ohne dich kann der Mensch nicht glücklich seyn."

Getränke (hitzige).

Nicht genug kann der Mensch, dem seine Gesundheit und Leben lieb ist, dafür gewarnt werden. Es ist in der That der Mühe werth, in Betrachtung zu ziehen, was ein berühmter Mediziner, der Doktor Harwood, davon sagt:

„Der Mensch, der mit den Getränken nicht zufrieden war, welche sein gütiger Schöpfer zu seiner Erquickung mit einem gehörigen Maaße der Stärke so weislich gemildert hat, daß sie bey dem mässigen Gebrauche derselben sein Herz erfreuen konnten, hat unglücklicherweise Mittel gefunden, aus dem, was ihm Gott zu seiner Erfrischung gewähret hatte, den giftigsten Spiritus heraus zu ziehen, dem die merkwürdige Vermehrung der Trunkenheit seit einigen Jahren größtentheils zuzuschreiben ist: welches Laster unter den beständigen Trinkern des Branntweins, und anderer abgezogenen Wasser in einem erstaunlichen Grade herrschet. Diese Getränke,

tränke, welche das Blut verdicken, ziehen auch die Blutgefäße zusammen, und machen sie enge.

Man kann hieraus die Ursache deutlich einsehen, warum diese Getränke so oft die Verstopfungen in der Leber verursachen, welche die gelbe Sucht, Wassersucht und viele andere tödliche Krankheiten verursachen. Sie verderben auch auf gleiche Weise und verzehren die Lunge. Daher geschieht es auch, daß sie durch häufiges Zusammenziehen, und bald darauf erfolgendes Nachlassen den Magen schwächen, und ganz unbrauchbar machen.

Daher rührt es ebenfalls, daß diese hitzigen Getränke den Appetit und die Verdauung derer, die sich darzu gewöhnt haben, verderben; denn weil sie die Nerven austrocknen, so machen sie dieselben unempfindlich; sie zerstören auch viele von den feinen Blutgefäßen, besonders da, wo die Fibern sehr zart sind, wie in dem Gehirn; wodurch das Gedächtniß, und die andern Verstandskräfte gar sehr geschwächt werden. Ja sie verderben auch das natürliche Temperament, indem sie das Blut erhitzen, und die Blutgefäße nebst den Nerven in Unordnung bringen.

Wenn man die hitzigen Getränke zuerst trinket, so scheinen sie den Magen zu stärken, indem sie die schlaffen Fibern desselben zusammen

men ziehen, und auch das Blut erwärmen: aber da die Wärme, die sie geben, bey ihrer Vermischung mit dem Blute bald verschwindet, wie man leicht sehen kann, wenn man Brandwein mit Blute vermischt; so werden auch die flüchtigen Theile dieser Getränke bald aufgelößt, und vermischen sich mit den wässerigen Feuchtigkeiten des Körpers, so daß sie den Magen und die andern Theile nicht länger zusammen ziehen und erwärmen können; wodurch also diese unglücklichen Personen in kurzer Zeit in einen trägen und muthlosen Zustand des Gemüths gerathen, welcher sie so unruhig macht, daß sie mit Ungeduld eben diesen schädlichen Getränken entgegen sehen, und sich dadurch aufs neue stärken wollen, und anstatt sich zu heilen, ihre Krankheit nur vermehren.

Daher kömmt es, daß diese unglücklichen Leute stets darnach dürsten, und niemals befriediget werden können. Denn diese starken Getränke, die man geistig nennt, sind so weit entfernet, die Lebensgeister zu stärken und wieder her zu stellen, daß sie dieselben vielmehr unterdrücken; und die natürliche Wärme des Bluts in einem solchen Grad vermindern, daß die Vorschriften oder Arzeneyen der Aerzte wenig oder gar nichts helfen, um diesen unglücklichen Personen, wenn sie krank sind, ihre Gesundheit wieder herstellen.

Alle geistige Getränke berauschen bald und machen trunken; und wenn diese Berauschung vorüber ist, so machen sie die Menschen matt und kraftlos. Ja, da sie im Stande sind, wenn man sie in die Adern eines Thieres unmittelbar eingießt, den Tod zu verursachen; so können sie auch, wenn sie im starken Maaße auf einmal getrunken werden, das Blut dergestalt verdicken, daß sie augenblicklich tödten, wovon man Beyspiele hat.

Und gesetzt auch, man trinkt nicht so viel davon, daß sie sogleich tödten, so pflegen sie doch bey dem täglichen Gebrauch derselben außer vielen andern Krankheiten die Polypen in dem Herzen zu erzeugen, indem sie darinnen das Blut verdicken; und da diese Polypen immer größer werden, und den Umlauf des Bluts verhindern, so tragen sie vieles bey zu der Schwachheit und Muthlosigkeit dieser unglücklichen Personen; und halten endlich den völligen Lauf des Bluts auf, und tödten eben so gewiß, als wenn ihnen ein Pfeil durch ihre Leber geschossen würde.

Demungeachtet, und obgleich die Menschen jährlich sehen, daß von den verderblichen Wirkungen dieses Getränkes viele tausende, wie bey der Pest, zu ihrer Seite fallen, so wollen sie sich doch nicht warnen lassen. Es ist eine solche herrschende und bezaubernde Kraft in diesen hitzigen Getränken, welche die Menschen, unge-

ungeachtet ihrer natürlichen und eben so starken Begierde zum Leben, doch in ihr gewisses Verderben führet. Es ist das besondere Unglück dieser elenden Menschen, daß sie selten Muth genug haben, sich davon befreyen zu lassen."

Gevatterstehen.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, wo der Gottesdienst viel einfacher und zweckmäßiger war, als er es in den nachfolgenden Zeiten geworden ist, wußte man nichts vom Gevatterstehen, oder von der Gewohnheit, bey der Taufe der Kinder erwachsene Christen zu gebrauchen, „die an ihrer Statt dem dreyeinigen Gott Treue und Ergebenheit geloben, und sich ihrer leiblichen und geistlichen Wohlfahrt in Zukunft anzunehmen versprechen müssen." —

Man leitet den Ursprung dieses Kirchengebrauchs gemeiniglich von dem römischen Bischof Hyginus her, welcher denselben um das J. C. 140 eingeführt hat. Die Gelegenheit dazu soll, nach einiger Meinung, die Taufe der Katechumenen (der im Christenthum Unterwiesenen,) von denen Eusebius berichtet, man habe ihnen Pathen bestimmt, die von ihrem Glauben und von ihrer Taufe Zeugniß ablegten, gegeben haben.

Der

Der Kirchenvater Tertullian, der im Anfange des dritten Jahrhunderts N. C. Geb. lebte, ist der Erste, der in seinem Buche von der Taufe Kap. 18. dieses Gebrauchs des Gevatterstehens bey der Taufe der jungen Kinder Erwähnung thut, doch so, daß er wünscht, er möchte abgeschafft werden. Er nennet diese Leute Bürgen, Sponsores, weil sie im Namen der Kinder Glauben und Beharrung im Christenthum geloben, und für die Erziehung, Unterweisung und für das Glück derselben, wie ihre leiblichen Eltern, Sorge zu tragen, sich anheischig machen, und an Eidesstatt versichern mußten. Weil es nun ungewiß war, ob diese Kinder in der That, wenn sie nun heran wüchsen, christlich glauben und leben würden, so setzten sich die Bürgen oder Gevattern immer einer großen Gefahr und Verlegenheit aus.

Im vierten Jahrhundert bekamen auch Erwachsene, wenn sie zur christlichen Religion übergiengen, dergleichen Gevattern, welche bey uns ganz unbequem und unrichtig Taufzeugen heißen, da auf ihr Zeugniß, wenn die Wahrheit der geschehenen Taufe bewiesen und erhärtet werden soll, gar nichts ankommt. Denn ob jemand getauft, und der christlichen Kirche einverleibt sey: das muß lediglich aus dem Kirchenbuche, als einem öffentlichen Dokumente, erhellen. Diese Bücher, in welche die Namen

der

der Getauften und ihrer Pathen eingetragen wurden, hießen in der alten Kirche Diptycha.

Wenn erwachsene Leute sich taufen ließen, so behielten sie entweder den Namen, welchen sie vor der Taufe hatten, oder bekamen, nachdem es ihnen gut däuchte, einen andern. Den Christenkindern hingegen wurde gemeiniglich vor der Taufe, weil sie nur zu gewissen dazu bestimmten Zeiten, nemlich im Oster- oder Pfingstfeste getauft werden konnten, der Name beygelegt und in dem Kirchenregister aufgeschrieben. Derjenige, welcher bey einem Christenkinde Gevatter stehen wollte, mußte nicht nur dem Bekenntnisse nach ein Christ, sondern auch in den Hauptwahrheiten der christlichen Religion wohl erfahren, und von gesetztem Alter seyn, damit er, wenn der Täufling zum Verstande kam, ihm den erforderlichen Unterricht im Christenthum geben konnte. Auch diejenigen, die eines Vergehens wegen Kirchenbuße thun mußten, waren von diesem Amte ausgeschlossen.

Anfänglich wurde nur ein Pathe oder Gevatter, männlichen Geschlechts, bey der Taufe der Christen erwählt, der als der geistliche Vater des Getauften angesehen wurde, daher er auch das Kind, welches er aus der Taufe gehoben hatte, wenns eine Tochter war, nach den Grundsätzen der Kanonisten, nicht heyrathen durfte, ohne eine Blutschande zu begehen. In

den folgenden Zeiten aber ist die Anzahl derselben, vermuthlich aus Geldsucht, vermehret worden.

Im neunten Jahrhundert wird der Gevattern und Gevatterinnen bey der Taufe häufig Erwähnung gethan. Man fieng jezt schon an, leichtsinniger über diese Sache, die sonst von so großer Wichtigkeit und für die, die das Gevatterstehen übernahmen, eine wirkliche Last gewesen war, zu denken; die Pathen bekümmerten sich nicht mehr so sehr um die Unterweisung und um das christliche Leben derer, die sie aus der Taufe gehoben hatten, man machte sich blos, wie es jezt noch ist, eine Ehre und ein Vergnügen daraus. —

So wie die Sachen jezt stehen, kann man sehr wenig über den Nutzen des Gevatterstehens sagen. Desto mehr aber könnte man über die großen und mannichfaltigen Mißbräuche desselben, z. E. der Pathengeschenke, der Vielheit der Gevattern, um destomehr dergleichen Geschenke zu bekommen, das Gevatterstehen junger Kinder von zehn bis zwölf Jahren, die noch nicht die gehörige Ueberlegung haben, und besonders der Kindtaufen-Schmäuse u. d. m. ausbreiten, wenn es der Raum erlaubte, weitläuftig zu seyn.

Gewissen.

Das Gewissen ist ein Gesetz, welches der allweise Urheber der Natur in unsere Herzen geschrieben hat; *) oder eigentlicher ist es die

*) Helvetius, ein Mann von den größten Talenten und sonsten den erhabensten Gesinnungen, von welchem wir an seinem Orte mehr sagen werden, ist nicht dieser Meynung. Es ist aber leicht, seine Trugschlüsse zu erkennen und einzusehen. Er sagt: „Das Gewissen ist eben so wenig, wie Tugend und Laster, ein in der Natur des Menschen liegendes Gefühl, sondern Beydes sind nur hier Folgen der bürgerlichen Gesellschaft. Diese bestimmte die Begriffe von Tugend und Laster, und jenes war die Folge von dieser. — Mancher wird vielleicht denken: Das Gewissen sagt doch zu einem Jeden: diese Handlung ist gut, jene böse, und dies Gewissen ist doch ein angebornes Gefühl, es müssen also doch wohl die Begriffe von Tugend und Laster auch uns angeborne Begriffe seyn — aber Nein! — Das Gewissen ist nichts, als das Vorgefühl der aus meinen Handlungen, die gesetzwidrig waren, entspringenden, für mich nachtheiligen Folgen. Nicht die Handlung an sich erregt Gewissensbisse, sondern die befürchtende Strafe. Sie würden nicht entstanden seyn, wenn nicht der Gedanke an Strafe mir eingefallen wäre, und sie werden verschwinden, wenn ich überzeugt worden bin, es stehe keine Strafe darauf, oder ich habe Vergebung meines Verbrechens erhalten.

Anwendung dieses Gesetzes; denn es bezieht sich auf das Urtheil, das wir jedesmal von unsern Handlungen fällen sollen. Es ist einem Zensor gleich, der alle unsere Handlungen bemerkt, und beobachtet; und ist daher nicht mit Unrecht von Einigen ein Stück der Jungfernseele genannt worden, indem es nicht die geringste Befleckung zuläßt. Daher verschaffen uns gute Handlungen eine Sicherheit des Gewissens, böse aber bringen Beängstigung und Unruhe hervor, wie solches besser aus Erfahrung erkannt wird, als es mit Worten kann ausgedrückt werden. Denn ist es unangenehm, in der Meinung derer, mit denen wir leben, herabgesetzt zu seyn, und ihre Vorwürfe anhören

halten. Daher die Pilgrimschaften, und die Ruhe nach erfüllten Gelübden. Der Soldat überfällt im Kriege einen Feind, der Räuber einen Reisenden, beyde tödten ihren Mann, beyde aus einer Absicht — Beute zu machen — wird der Soldat darüber Gewissensbisse empfinden? Nein! wohl aber der Räuber, und doch war ihre Handlung moralisch gleich, aber die Gesetze bestimmten Belohnung für die eine, und Strafe für die andere; und die Furcht vor dieser Strafe, der er nicht entgehen zu können glaubt, weil sie auch noch nach dem Tode seiner wartet, erregt bey ihm diese Gewissensbisse, die jener nicht empfindet, weil bürgerliche Gesetze ihn schuldlos sprechen." —

ren zu müssen, so muß es uns noch weit beschwerlicher seyn, daß wir von unserer eigenen Vernunft verurtheilt werden, und einen strengen Richter aller unserer Handlungen mit uns herum führen.

Man hat viele Beyspiele von der wundervollen Gewalt dieser innerlichen Beängstigungen, die eine schuldige Seele beunruhigen, und durch die unerwartetesten Vorfälle rege gemacht werden. Wenn diese sich einmal des unglücklichen Kranken bemächtigt haben, so müssen die beliebtesten Verbindungen des Eigennutzes, der Macht oder des Vergnügens, wie Seifenblasen verschwinden; alle Auftritte des zurückgelegten Lebens stellen sich in voller Größe dar, und es ist keine Beruhigung zu finden, als bis die Schuld offenbaret, und die schwere Leidenschaft unterdrückt ist, und das Gemüth würdigerer Empfindungen und Neigungen fähig wird. —

Wenn wir mit der Geschichte und der Welt bekannt sind, so werden wir manche Beyspiele dieser Art wissen, wo man gestehen muß, daß die Hand des allmächtigen Arztes der Natur sehr sichtbar ist. Vor wenigen Jahren machte folgende Geschichte an dem Orte, wo sie vorgieng, großes Aufsehen:

Ein Juwelierer, ein Mann von gutem Ruf und großen Vermögen in Holland, mußte sei-

ner Geschäfte wegen nach einem andern Orte reisen, wohin er seinen Bedienten mitnahm. Einige seiner herrlichsten Juwelen, nebst einer ansehnlichen Summe Geldes, führte er auch mit sich, welches sein Bedienter wußte.

Dieser sah seine Gelegenheit ab, als sein Herr einmal unterwegs vom Pferde steigen mußte, nahm eine Pistole aus seines Herrn Halfter, und erschoß ihn auf der Stelle; nahm ihm seine Juwelen und Geld ab, hieng ihm einen großen Stein an den Hals, und warf ihn in den nächsten Kanal. —

Mit seinem Raube begab er sich nach einer kleinen Stadt in England, wo er Grund zu haben glaubte, daß weder er, noch sein Herr daselbst bekannt wäre. Hier fieng er anfänglich einen ganz kleinen Handel an, damit er in seiner Dunkelheit kein Aufsehen machen möchte; und mit zunehmenden Jahren schien er auf ganz natürliche Art zu Vermögen, folglich auch zu Ansehen zu gelangen, so, daß sein gutes Glück sowohl die Wirkung, als auch der Lohn seiner Emsigkeit und Tugend zu seyn schien.

Er nahm von Beyden das äußerliche Ansehen so sehr an, daß er guten Kredit erlangte, in eine gute Familie heyrathete, und da er nach und nach seine verborgenen Schätze, so wie es die Gelegenheit gab, an den Tag brachte, auch

gegen

gegen Jedermann gesprächig und freundlich war, an der Stadtregierung Antheil bekam, und von einer Würde zur andern stieg, bis er endlich Bürgermeister ward. —

In diesen Aemtern erlangte er einen löblichen Namen, und verwaltete sie mit großem Beyfall, bis zu dem Tage, da er einmal mit seinen Amtsgenossen auf der Richterbank saß, und ein Missethäter vor ihnen erschien, den man beschuldigte, daß er seinen Herrn ermordet hätte. Die Zeugen wurden abgehört, die zwölf geschwornen Männer gaben ihr Urtheil ein, daß der Gefangne schuldig wäre, und die ganze Versammlung wartete mit Ungeduld, daß er, als der heutige Vorsitzer, seinen Ausspruch thun sollte.

Unterdessen schien er sich in einer ungewöhnlichen Unordnung und Gemüthsbewegung zu befinden; er veränderte oft seine Gesichtsfarbe, und stand endlich von seinem Sitze auf, gieng vor die Schranken, stellte sich, zu nicht geringer Verwunderung aller Anwesenden, neben den Angeklagten, und wandte sich an die Richter auf folgende Weise:

„Ihr seht hier, sprach er, ein auffallendes Beyspiel der gerechten Ahndung des Himmels. Dieser Tag stellt euch nach dreissig Jahren Verheelung einen größern Verbrecher vor, als

der Angeklagte und schuldig befundene Missethäter ist."

Hierauf fieng er eine weitläuftige Erzählung an, bekannte seine Schuld, und alle Umstände, die dieselbe vergrößerten, besonders seine große Undankbarkeit gegen seinen Herrn, der ihn aus dem Staube erhoben, und das größte Vertrauen in ihn gesetzt gehabt hätte; und erklärte, auf welche Art er bisher der öffentlichen Gerechtigkeit sich entzogen, und vermittelst der scheinbaren Maske, die er angenommen, der Beobachtung anderer Menschen entgangen wäre. „Aber jezt — setzte er hinzu — erschien dieser unglückliche Gefangne nicht sobald vor unsern Schranken, als die grausamen Umstände des nemlichen Verbrechens, dessen er beschuldigt ward, mir meine Schuld in voller Abscheulichkeit darstellten; die Pfeile des Allmächtigen hielten mich fest, und mein Verbrechen kam mir so schändlich vor, daß es mir nicht möglich war, ein Urtheil über meinen Mitverbrecher zu fällen, ehe ich mich selbst dargestellt und angeklagt hätte. Ich kann auch itzt von den Beunruhigungen des Gewissens nicht anders befreyet werden, als daß ich die Gerechtigkeit anflehe, auf die öffentlichste und feyerlichste Weise diesen Vatermord, den ich begangen habe, an mir zu bestrafen. Ich bezeuge demnach hiemit vor dem allgegenwärtigen Gott, dem großen

Zeugen und Richter meines Verbrechens, und vor dieser ganzen Versammlung, die Zeugin meiner bisherigen Heucheley gewesen ist, daß ich schuldig bin, und fordere, daß über mich, als einen bekannten Missethäter, ein Urtheil des Todes gefällt werde."

Man kann sich das Erstaunen aller Anwesenden, besonders seiner Amtsgenossen vorstellen. Doch ward das Urtheil über ihn gefället, und er starb mit allen Anzeichen einer reuigen Seele.

Ein merkwürdiges Beyspiel der schrecklichen Wirkungen einer übermäßigen Leidenschaft, und der furchtbaren Gerechtigkeit der Vorsehung in Entdeckung eines der kaltblütigsten, und listigsten Missethäter, nach einer so langen Verheelung! Nur das folternde Gewissen war fähig, diese so lang verheelte Missethat ans Tagslicht zu bringen. —

Gibraltar.

Die letztere spanische Belagerung hat diese Festung überaus merkwürdig gemacht. — Sie liegt auf spanischem Grund und Boden, auf einer Landzunge zwischen dem mittelländischen und atlantischen Meere, und wurde im Jahr 1704 von den Engländern erobert. Da ihr

Besitz dieser Nazion bisher zu großer Ehre und selbst zum Nutzen gereicht hat, so haben die Spanier es oft, aber immer vergebens versucht, diese Stadt, die Einzige in ihrem Reiche, die ihnen nicht zugehört, wieder zu erobern.

Im Jahr 1777 zogen aufs neue 60,000 Spanier und Franzosen davor, um diese Stadt endlich einmal zu gewinnen. Viele Prinzen, eine Menge berühmter Generale, und andere große Offiziers zogen freywillig nach dem spanischen Lager, um den Untergang der Festung mit anzusehen, und Spanien holte hundert Millionen Thaler aus Amerika, um für diese 60,000 Mann Kugeln, Bomben, Pulver und Lebensmittel ins Lager zu schicken.

Endlich, nachdem die Spanier und Franzosen in Zeit von 5 Jahren recht ausstudirt hatten, wie sie die Festung gewinnen möchten, wurde ein Tag (nemlich der 13te September 1783) angesetzt, der für Gibraltar der letzte seyn sollte.

Als die Engländer und Hannoveraner sich einander einen guten Morgen gesagt hatten, erblickten sie am Ufer 10 ungewöhnliche Schiffe. Dies waren ungeheure große, mit einer eisernen Mauer gepanzerte, schwimmende Festungen, auf welchen nichts, als große Kanonen wa-

waren. Man nannte diese bisher noch nie gesehene Maschinen schwimmende Batterien.

Auf einer andern Seite standen einige hundert Böte mit Bomben und Kanonen; in einiger Entfernung lag die große Flotte, und hinter der Festung, zu Lande, war das spanische Lager mit vielen hundert Kanonen und Bomben. — Auf dem Berge umher standen viele tausend Zuschauer, die dies letzte schreckliche Gericht über Gibraltar mit ansehen wollten.

Nun fiengen auf einmal tausend Kanonen an, zu krachen, und eben so viel Bomben zu zischen; und dies Krachen der Kanonen, und das furchtbare Gezisch der feurigen Bomben, und das Anschlagen der Kugeln, und der Lärm der Trommeln, und der jauchzende Zuruf der stolzen Feinde schallte bis zu den entferntesten Bergen. Auch in die Ohren der Belagerten drang dies schreckliche Getöse, aber nur nicht in ihre Herzen, die so fest und unerschüttert saßen, wie der Fels, worauf sie fochten.

Die größte Zuversicht der Feinde beruhte auf den 10 Ungeheuern, die auf eine noch nie gesehene Art, gleich zehn Höllenschlünden, unzählige Feuerflammen mit eben so viel verderbenden Kugeln ausspien, und von aussen völlig fest, und mit Eisen überzogen waren.

Allein Elliot, der Gouverneur, wußte diese Zaubermaschinen doch zu bändigen; denn

er

er schickte, unterdessen die Kanonen dieser schwimmenden Batterien des Ladens wegen zurück gezogen wurden, einen Regen von Feuerkugeln durch eben diese Schießlöcher durch. Diese Kugeln, die mit Werg, Pech und Harz gefüttert waren, setzten sich inwendig am Holzwerke fest. — In Zeit von einigen Stunden waren daher alle diese Maschinen, die die Absicht hatten, Gibraltar in Brand zu setzen, selbst in vollem Brande, und kurz nachher flogen sie mit großem Krachen in die Luft.

Nun schwiegen auch die übrigen Donnerinstrumente; und bald darauf gieng die ganze vorher so stolze Armee mit gebückten Häuptern nach Hause, und die Spanier lernten dabey die schon längst bekannte Wahrheit, daß Großprahlerey immer lächerlich, besonders aber alsdann sey, wenn man den Ausgang der That, mit der man sich brüstet, noch nicht weiß.

Sonderbar ists indessen, daß diese 10 Schiffe, die den Untergang der Festung bewirken sollten, ihren eigenen Untergang an einem Tage — ohne das eins das andere überlebte, finden mußten. Noch sonderbarer ist die Verwandlung, die sie erlitten, denn aus diesen 10 feurigen Drachen entstanden nun allerhand friedliche Werkzeuge, die in alle 4 Winde geschickt wurden. — Der Mohr an der Küste von Afrika fischte Trümmer davon auf,

aus

aus denen er Pfeifenröhre schnitzte, um sie seinem schwarzen Kaiser zu Füßen zu legen; die Engländer ließen aus den aufgefangnen Stük. ken Pomadedosen, Putzkästgen und Spiegelrahmen verfertigen, und schickten sie als Beweise ihres Siegs ihren Freundinnen in Ost- und Westindien zu, und die Hannoveraner haben gleichfalls die Reste dieser Ungeheuer in der Gestalt der Huthfutterale, Dambretter und Schachteln zu ihren Landsleuten gebracht.

Gleichgewicht.

Das Gleichgewicht der Staaten von Europa, diese kritische Sache, die so viel Unordnung, und doppelt so viel Blut gekostet hat, gehört ohne Zweifel unter die streitigen Sätze, welche die Zwietracht zur Züchtigung der Menschen gebar. — Ein Vorurtheil, welches um desto weiter um sich gegriffen hat, da es die mächtigsten Stützen und die größten Beschützer gehabt hat. —

Eigennutz und Stolz, diese zwo großen Triebfedern, deren allgemeine Wirkungen fast jedermann mehr oder weniger empfindet, diese Reizungen großer Thaten, vereinigen sich in dem Gleichgewichte Europens, den Untergang der natürlichen Billigkeit, und das Verderben gan-

ganzer Völker zu befördern. Man kann dieses am deutlichsten einsehen, wenn man die Gerechtigkeit dieses Gleichgewichts etwas näher untersucht.

Vor den Zeiten des Hobbes hatte man noch keinen rechten Begriff von dieser Meinung. Er stund auf, reinigte die Weltweisheit und das Völkerrecht besonders von vielen Irrthümern, womit die scholastische Spitzfindigkeit auch diesen Theil der Philosophie verdorben, und in Unordnung gebracht hatte. — Hobbes, durch das Licht erleuchtet, welches Grotius zuerst über diese Lehre aufgesteckt hatte, gieng weiter als seine Vorgänger, aber er legte auch den gefährlichen Grund zu unendlichen Unruhen. Seine Lehren enthielten eine Süßigkeit für die Großen der Welt, die ihren Unterthanen zum Gift wurden. Er war es, der die verderbliche Furcht vor der anwachsenden Macht erfand, und sie aus der Natur des Menschen herzuleiten sich bemühte.

„Ein jeder Mensch, spricht er, der Macht genug besitzt, wird auch den Willen zu schaden haben, und es zuerst thun. Folglich, schließt er, muß ein jeder vorzüglich darauf sehen, daß sein Nachbar, zu seinem eigenen Schaden, nicht zu mächtig werde, um seinen Untergang zu verhüten. — Ob er gleich der übeln Beschaffenheit einer Anzahl Menschen, die ihnen viel-

vielleicht nur eigen ist, eine Allgemeinheit hier giebt, die er nirgends bewiesen hat; so geht er dennoch in seinen Schlüssen auf ganze Völker fort. Sie sind es, sagt er, in unsern Zeiten im Ganzen betrachtet, die sich wie die ersten freyen Menschen gegen einander verhalten. Der Regent muß also vorzüglich auf das Wachsthum seiner Nachbaren Acht haben; deren zunehmende Stärke als eine Drohung für seine eigene Wohlfahrt betrachten, und sie so viel möglich schwächen; überall muß er das Gleichgewicht zu erhalten suchen." —

Kaum war dieser Satz bekannt, als er in den Kabinettern der Großen einen allgemeinen Beyfall erhielt. — Was für ein Triumph für den Stolz! und welche süße Befriedigung des Eigennutzes, um sich unter dem Vorwande des Gleichgewichts, durch Kriege mächtiger, reicher und geehrter zu machen! denn nunmehr hatten ihre Kriege rechtmäßige Ursachen; nun waren es Grundsätze des natürlichen Rechts, die ihr Verfahren vertheidigten. Ihrer Völker Wohlfahrt hieng davon ab. —

Ein neuerer scharfsinniger Schriftsteller beweiset dagegen in seinem vortreflichen Werke über das Gleichgewicht von Europa, aus politischen Gründen, daß es nicht einmal der Klugheit gemäß sey, ein Gleichgewicht der Staaten zu behaupten.

Man

Man kennt nur einen Fall, wo dieses Gleichgewicht mit Recht behauptet werden könnte. — Viele Völker in Europa sind gegenwärtig in einer gewissen Verbindlichkeit gegen einander, welche durch wichtige Darlehne entstanden sind. Dringende Bedürfnisse bringen oft ganze Staaten eben so wohl wie einzelne Mitglieder derselben, dahin, daß sie zu Reichern ihre Zuflucht nehmen, um in ihren Schätzen die Hülfe zu suchen, die ihren Umständen unumgänglich nöthig schien. Es entsteht daraus das Verhältniß eines darleihenden Staats gegen ein ihm schuldiges Volk. Wenn dieses Letztere in einen Krieg verwickelt wird, so kann das ihm darleihende Volk mit Recht sich in sofern darein legen, als es eine gegründete Besorgniß haben kann, seine ansehnlichen Schuldposten zu verlieren, im Fall das ihm schuldige Reich überwunden würde, und seine Feinde als Oberherren erkennen müßte. Die ganze vorige Staatsverfassung, alle Verbindlichkeiten und Schulden würden den Ueberwinder nicht verpflichten, nach seinem eignen Gutdünken neue Einrichtungen und Gesetze zu machen, noch weniger Schulden zu bezahlen, daran er nicht Ursache ist, und die ihm nichts angehen.

So verhalten sich z. E. die Portugiesen gegen die Engländer, welche den Erstern viele Millionen vorgeschossen haben. Eine Summe, welche

welche die Engländer wohl berechtigen könnte, die Spanier, oder ein jedes andere Volk, welches mit Portugall einen Krieg anfangen wollte, um die Ursachen und Gerechtigkeit desselben zu befragen. Denn im Fall Portugall alsdann der spanischen Macht unterliegen sollte, wie uns die Jahrbücher dieser Reiche schon einmal gezeigt haben; so würden sich die Ueberwinder weder zu Anerkennung noch weniger zu Erstattung der vorigen Schulden verstehen. In diesem Falle müßte sich die englische Macht nothwendig in diese Unruhen mischen, und dem Theile Hülfe leisten, der die Gerechtigkeit vor sich hat, entweder die bedrängten Personen zu schützen, oder sich mit den Spaniern zu vereinigen, wenn diese gerechte Ursachen zu ihren Angriffen hätten, denen die Portugiesen in Güte nicht abhelfen wollten. Bey dieser Verbindung mit Spanien würden die Engländer gleichen Theil an den Siegen, und daher auch gleiches Recht an den Schätzen des überwundenen Reichs haben, woraus sie sich ihr Darlehn wieder nehmen könnten; und nur auf diese Art kann man glauben, ein rechtmäßiges Gleichgewicht und gerechte Ursachen gefunden zu haben, warum ein Volk sich in die Angelegenheiten und Händel des andern mischen könnte, welche ihm sonst in der That nicht angehen.

Da der Handel besonders auch eine vorzügliche Grundsäule der immermehr wachsenden Macht eines Reichs ist, so muß jeder Regent des Staats wo möglich den bewährten Grundsatz in Ausübung zu bringen suchen, aus seinem Lande so viel auszuführen, daß es sich gegen dasjenige, was eingeführt wird, ungefähr wie Eins gegen Viere verhält.

Glück, Glückseligkeit.

Es giebt so mancherley Glück, als es Stände der Menschen giebt. Bey solcher Eintheilung fällt es nicht schwer, zu beweisen, daß das mehrere, welches einer vor dem andern hat, das Glück ausmache, wenigstens darf man dabey nur auf die Verhältniß der Stände sehen. Das mehrere wird von dem Vielen, und das Viele von dem Ueberfluß verdrängt. —

Das Glück folgt nicht allezeit dem Verstande und Verdienste. Nicht selten siehet sich ein Mensch, der beyde aufzuweisen hat, genöthiget, seine Zuflucht zu einem schändlichen Bankerot zu nehmen, um seine Schulden bezahlen zu können, die er in Erwartung eines bessern Glücks gemacht hat. —

„Ein jeder ist seines Glücks Schmidt, sagt das „allgemeine Sprichwort, allein man hat

noch nie gehört, daß jemand es seiner Klugheit beygemessen habe, wenn ihm der größte Gewinnst in einer Lotterie zu Theil geworden. — Der Mann von Verstande und Verdiensten kann so wohl eine Niete erhalten, als der Taugenichts.

Gerader Sinn, — dringendes Geschäft, und darinn Emsigkeit und Treue, mit Lust — Gesundheit — Jugend — Behaglichkeit, — ein heiteres Gemüth — bleiben ewig die Eckpfosten aller Glückseligkeit und Tugend.

Höhere Glückseligkeit besteht in dem Gemüthszustande einer fortdaurenden Zufriedenheit und des Zufriedenlebens. — Jedes Menschen Glückseligkeit hängt von ihm selber ab, und er ist ein Thor, wenn er sie nicht genießt.

Unsere Glückseligkeit hängt oft an sehr kleinen Fäden, hängt von so geringen Eindrücken, von so kleinen Dingen ab, an welche wir einen eingebildeten Werth heften, und sie so viel Jahre hindurch zu unserer Bedürfniß gemacht haben, daß es uns sehr wehe thut, wenn man uns aus diesen Schranken reißt.

Gold.

Das Gold, pflegt man zu sagen, sucht gern auf einen Haufen zu kommen. Es geht im-

mer wieder dahin, wo es schon gewesen ist, und je dicker es in einem Haufen beysammen liegt, desto leichter vervielfältigt es sich.

Der erste Thaler, sagte Rousseau, kostet mehr Mühe, als die letztere Million. Diese Wahrheit wird in denen Hauptstädten sichtbar. Was thun die mehrsten Reichen aber mit ihrem Golde? — gewöhnlicherweise nichts Großes, nichts Nützliches. Ihre Muße wird die Ursache, daß sie ordentlich mit einer Art von Marter elende Stunden für sich aufsuchen, und sich selbst schwere, und im Grunde nichtswürdige Geschäfte machen. Sie sind immer in Sorgen, um sich falsche Vergnügungen zu verschaffen, und zermartern sich ewig damit, wie sie eine neue Partie de Plaisir anordnen können.

Sie ernähren lieber Pferde als Menschen. Sie verschwenden mit den Gegenständen des kindischen Luxus so viel, als zur Vervollkommung aller nützlichen Künste hinreichend seyn würde. —

Andere sammeln Schätze, werden damit allmählich empfindungslos, und lassen nicht einen Gran des aufgehäuften Goldes aus ihren Kisten. — Umsonst bittet der Elende mit Thränen um Hülfe, umsonst erzählt er seine mancherley Leiden; sie sind eben so unempfindlich bey dem Unglück eines rechtschaffenen Mannes, als

als sie es bey dem Unglück des ganzen Staats sind.

Gott! Ein Goldstück dem Leben seines Bruders, seines Mitgeschöpfts vorziehen! Ihn einen Schwelger, einen faulen Tagdieb heißen, um sich nur von der Pflicht der Barmherzigkeit loszusprechen! Seinen Geiz unter einem falschen Außenschein zu verbergen, da man sich seine Härte doch selbst nicht verbirgt! — Ach — verdient man da noch den Namen des Menschen?

Unglücklicher! der du deine Ohren vor den Seufzern der Dürftigkeit verschließest, — wenn du nun, mit dem Grabtuche über dem Gesicht, in einem engen Sarge eingeschlossen, da liegen wirst? Wenn du dann noch etwas Empfindung hättest, sage! würdest du alsdann nicht bedauern, nicht einige Kleinigkeiten deiner unnützen Reichthümer zur Unterstützung deiner Mitbrüder hingegeben zu haben? — Was bleibt dir doch dann von deinem großen Goldhaufen? — Ein bleyerner Sarg, und einige ausgehauene Marmorsteine!

Nun, wenn es doch in deiner Gewalt steht, diese Stücke Metalls in reine, innige Freuden für dich umzuschaffen, — lerne sie kennen, sie schmecken! Wilst du es nach deinem Tode, mit Flüchen über dein todtes Haupt, von dir gesagt haben: „Er verschwendete für seine Oran-

gerie, für sein Porzellän, für sein Silbergeschirr, für seinen Marstall, für seine Diamanten, für seine Wohnung — alles — und für die Menschen, seine Mitbrüder, nichts!“ —

Goldsmith.

Der verstorbene Doktor Goldsmith, der Verfasser des mit Recht so allgemein beliebten Dorfpredigers von Wackefield, und mehrerer Theaterstücke, hatte eine ziemliche Mischung von Stolz in seinem Charakter: und ein Hauptpunkt dieses Stolzes war, freygebig gegen seine armen Landsleute zu seyn, die sich in ihrer Noth an ihn wandten.

Der Ausdruck Stolz ist hier nicht unschicklich, weil es mit einem gewissen Grade der Großthuerey geschah. — Ein gewisser verschlagener Mensch ermangelte nie, sich gleich an ihn zu wenden, so bald er irgend ein neues Werk herausgegeben hatte, und sichs noch vermuthen ließ, daß er bey Kasse seyn würde. Es glückte ihm zweimal, öfter aber fand er, daß sein ganzes Honorarium schon fort war, ehe noch seine Werke das Tageslicht erblickten.

Der Doktor wurde endlich seiner Betteley müde, und sagte ihm, er sollte selbst etwas schreiben. Er schlug ihm zu dem Ende eine

Be-

Beschreibung von China vor, mit politischen Bemerkungen durchwebt, ein Werk, warum ein Buchhändler Goldsmithen selbst ersucht, ihm aber ein Honorarium geboten hatte, das ihm zu geringe war; doch hatte er es nicht ausgeschlagen.

Der arme Schlucker übernahm das Werk, und Goldsmith gab sich — der natürlichen Nachläßigkeit und Sorglosigkeit seines Temperaments gemäß, — nicht die Mühe, das Manuskript vorher durchzulesen; er schickte also ein Werk in die Druckerey, welches den Kaiser von China zu einem Mohamedaner machte, und Indien zwischen China und Japan setzte. — Zwey Bogen wurden auf Goldsmiths Kosten vernichtet, und er schmiß seinen neugebackenen Autor die Treppe hinunter. —

So lange dieser treffliche Kopf in Newbury's Solde stand, und in Green-Arbour-Court wohnte, war er ein erträglicher Haushalter, und lebte glücklich; so bald er sich aber aus der Dunkelheit empor hub, und ein großes Einkommen genoß, hatte er weiter keinen Grundsatz oder Begriff von Sparsamkeit, (die doch ein jeder Unbemittelter haben sollte) oder nur der geringsten Sorgfalt; — lebte zehn Monate jeden Jahrs in der schrecklichsten Dürftigkeit, hatte in dieser Periode nie Ruhe, und

war nie frey von Foderungen, die er nicht bezahlen konnte.

Wenn das Uebermaß des Uebels ihn einmal aus dem Schlaf aufschreckte, so begab er sich eine Zeitlang aufs Land, nach einer Meyerey in Hampshire, wo er für wenig oder nichts lebte, Niemanden wissen ließ, wo er sey, fast den ganzen Tag mit Schreiben zubrachte, und nicht eher nach London zurückkehrte, als bis er mit fertigen Manuskripten so reichlich versehen war, daß er sich seine Schuldner vom Halse schaffen konnte. — Diese Zwischenzeit der Arbeit und Einsamkeit erklärte er oft für die glücklichsten Perioden seines Lebens.

Einige Jahre vor seinem Tode wurde seine Ruhe durch betrogene Erwartung sehr verbittert: Lord L — hatte ihm eine Stelle versprochen; diese Erwartung stürzte ihn vollends in Schulden, und er sprach oft mit großer Bitterkeit von seiner Abhängigkeit von dem, was er Mondschein nannte. — Noch immer genoß er glänzender Augenblicke des Witzes, der Lustigkeit, und gesellschaftlicher Unterhaltung, im Ganzen aber wurden seine letzteren Tage durch Mangel und Kummer vergiftet. —

Gomarus.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts entstand in Holland der berühmte theologische Streit über die Gnadenwahl und Prädestination. Jakob Arminius zu Leiden stritt für die gelindere Meinung, Gomarus aber behauptete ohne Scheu: daß Gott nach bloßer Willkühr ewig unglücklich mache, wen er wolle, und erhielt auf der Dordrechtischen Synode den Sieg, auf welcher die Arminianer, oder Remonstranten verdammt wurden. Gomarus focht auf derselben so heftig, daß er in der Hitze sogar einmal seinen Handschuh auf den Tisch warf, um den Bremenschen Rektor Martinus, nach alter Ritterart, zum Kampf heraus zu fordern.

Indessen hatte er den Sieg doch auch mit unter dem Umstande zu danken, daß die theologische Streitsache mit einer politischen verflochten wurde; denn die meisten Arminianer waren nicht gut Statthalterisch gesinnt, wogegen die Gomaristen nichts bessers thun konnten, als die Partey des Prinzen Moritz desto eifriger zu nehmen. — Dieser Gomarus starb im J. 1646.

Gonzaga.

Anne von Gonzaga, Prinzessinn von Cleve, von Montferrat und Mantua, Pfalzgräfinn am Rhein, besaß nebst vielen Tugenden ihres Geschlechts auch einen großen Theil des unsrigen. — Von Natur bestimmt, über Menschen zu herrschen, betrog das Glück ihre Absichten nur derowegen, damit sie einer Krone würdiger scheinen sollte; durch das, was sie in einem Privatstande that, urtheilte man mit vieler Wahrscheinlichkeit von dem, was sie auf dem Thron gethan haben würde, und man überzeugte sich, daß sie es der berühmten Elisabeth würde gleich gethan haben, wenn sie sie nicht noch gar übertroffen hätte.

Nebst den Talenten dieser unsterblichen Königinn besaß sie auch ihre Schwachheiten. — Von der Unbeständigkeit dieses Guisen hintergangen, der bey der Verwegenheit und dem Genie seiner Vorfahren weder ihre Klugheit, noch tiefe Politik hatte; indem sie sich mit dem Prinz Eduard, dem Sohne dieses Friedrichs, Churfürstens von der Pfalz vermählte, dessen Unbesonnenheit in Annehmung der Böhmischen Krone durch so viele Unglücksfälle und Demüthigungen gestraft wurde, eheligte sie nur einen bloßen Namen, und hielt sich dafür nur durch Buhlereyen schadlos.

Indessen verbesserte doch wenigstens ihr Geist die Thorheiten ihres Herzens, und ihre Fehler schienen mehr politische, als Temperamentsfehler zu seyn. — Da sie einen durchdringenden und feinen Geist hatte, so zeigte nie ein Weib bey Hofe mehrere Geschicklichkeit, eine Intrigue anzuspinnen, mehr Kenntniß des menschlichen Herzens, mehr Geduld, mehr Beredsamkeit sie zu entdecken, mehr Thätigkeit, sie zu entwickeln, wenn sie sie auf den bestimmten Punkt gebracht hatte.

So unerforschlich sie auch dem feinsten Beobachter war, so wenig entwischte ihr. Sie entgieng allen Schlingen, vereitelte alle Hinterliist; sie wußte sich überall herauszufinden, und während daß sie ihr Vorhaben stets sehr geschickt verbarg, war sie immer hinter denen her, welche glaubten, sie irre geführt zu haben. —

Eine Eigenschaft, die sie beynahe mit niemand gemein hatte, war das Zutrauen, das sie von beyden streitenden Parteyen zu gewinnen wußte, die Kunst, die entgegengesetztesten Vortheile zu vereinigen und zu befestigen. — Dieses kam daher, weil sie bey den Talenten einer vollkommenen Politik ihre Mängel nicht hatte; und bey Unterhandlungen eine Aufrichtigkeit, eine Freymüthigkeit zeigte, die, da sich die Uebrigen bey so bewandten Sachen der Klügeleyen

leyen schämten, ihr alle Herzen öfneten. — So war jene Prinzessinn beschaffen, die die Bewunderung ihres Jahrhunderts war! —

Gott.

Der inneren Empfindung des Menschen gemäß scheint ein gewisser Eindruck von der Gottheit unserer Seele angeboren zu seyn, welche ihr eine Furcht gegen selbige einflößt, noch ehe man selbige durch Unterricht und eigene Ueberlegung näher kennen gelernt. —

Gott schauen, können wir nur durch wachsende Erkenntniß, durch Gelangung zu deutlichern, richtigern Begriffen von dem selbstständigen Grundkeim der Dinge, von dem uns unbegreiflichen Wesen, was wir nicht sehen, was nur durch seine große, weise und wohlthätige Wirkung uns fühlbar, uns in Allem anbetungswürdig wird. —

Empfindung des Schönen in der Natur ist Annäherung Gottes und Entzückung im Gefühl des Schönen. — Einwohnung seiner. —

Zeitverlust in der Erkenntniß Gottes, in der Befolgung seines Willens, ist unersetzlicher Verlust; ist Verlust des größten Glücks, ist ein Uebel, das gute Handlungen findet. —

Augenblicke, in welchen die Seele, von der nähern Gegenwart der Gottheit hingerissen, sich ganz der himmlischen Empfindung überlassen kann, sind die seligsten des Lebens, und jede dieser Empfindungen ist ein Blick in das Wesen des unerschaffenen seligsten Geistes. — —

Obgleich das höchste Wesen, sagt ein neuerer philosophischer Autor, körperlichen Augen verborgen ist, so ist es doch den Augen des Geistes nicht unsichtbar, die, sobald sie das Licht der Wahrheit vertragen können, Ordnung und Zusammenhang, wohlthätige Endzwecke und weislich gewählte Mittel in dem großen Schauplatze der Natur wahrnehmen, und an dem Daseyn einer göttlichen Vorsehung, Güte und Macht eben so wenig, als an dem Daseyn ihrer eigenen Seele, die ihnen nicht sichtbarer ist, zweifeln können. — Die Welt, im ganzen betrachtet, ist viel zu künstlich, zu ordentlich, zu dauerhaft, und vortreflich, um nicht das Werk eines allmächtigen, weisen, höchsten Wesens, eines allgemeinen Wohlthäters zu seyn. Die Uhr setzt einen Uhrmacher, das Gemälde einen Maler, das Gebäude einen Baumeister voraus, die Welt einen Gott! — —

Ueberall zeigen sich Spuren einer göttlichen Vorsorge: die ganze Natur gehorchet dem Wink ihres Schöpfers; selbst die leblosen Körper erfüllen

füllen mit ehrfurchtsvoller Genauigkeit die Endzwecke des Ewigen. Die Sonne, die unsern Erdkreis beleuchtet, erwärmet, und fruchtbar macht; der Mond und die Sterne, die unsere Nächte verherrlichen, den Einwohnern unter den Polen den Mangel des Sonnenlichts ersezzen, und den ungewissen Seefahrer leiten; das gesalzene Meer, das nicht in Fäule übergehen kann, die ungesalzene, trinkbare Flüsse; die sich alle Jahre erneuernde Natur, können unmöglich die Wirkungen eines blinden Ungefährs seyn. —

Und woher kommt es, daß die ersten Menschen, was man immer für eine Weltverfassung auch voraus setzt, verschieden von allen andern Menschen, keine unmündige, hülflose Kinder waren? Sie wären gestorben, und das ganze menschliche Geschlecht würde sammt ihnen zu Grunde gegangen seyn.

Dagegen ist wohl nichts einzuwenden, aber eben daher stellet sich das nothwendige Daseyn eines unendlich weisen, gütigen und mächtigen Schöpfers bis zum Augenschein dar. Man müßte Menschen aus der Erde hervorschliefen, oder von den Wolken herabfallen sehen, um zu behaupten, daß die ungefähre Entwickelung eines eingebildeten Chaos, der blinde Zufall, und Fügung der Atomen, oder die bloße undenkende Materie, denkende Wesen hervorgebracht

habe,

habe, die mit so vieler Kunst zusammengesetzet, und so erhabener Kenntnisse fähig sind.

Ja, wenn wir den Menschen in seiner ganzen Anlage betrachten, finden wir in ihm allein einen unläugbarern Beweis einer göttlichen Vorsicht, als in der ganzen übrigen sichtbaren Natur. Er allein kann denken, eine ganze Welt voll Schönheit betrachten, und zu seinem Nuzzen verwenden; mit Augen, welche schwächer sind, als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringet in die Tiefe des Meers, und entblößet das Eingeweide der Erde. Er holet das Vergangene zurück, er überschauet das Gegenwärtige, und decket sogar den Vorhang der Zukunft auf. Er schaffet Wüsteneyen in blühende Gärten um, Wildnisse und grauenvolle Wälder verwandelt er in fruchtbare Ebenen, und nöthiget sie, unzählichen Mitmenschen Ueberfluß zu geben. Selbst die steilen Berge und ewigen Felsen können seinem Willen nicht widerstehen.

Wenn es nun ausgemacht ist, daß es ein höchstes Wesen giebt, von welchem alle andere Wesen abhangen, so ist es auch billig, daß es einen heiligen Dienst gebe, welchem das Geschöpf vom Schöpfer, die Dankbarkeit dem Gutthäter zu entrichten hat. —

Aber dieses höchste Wesen ist keinesweges, was eine eigennützige oder fanatische Einbildungskraft aus demselben machen will. Gott ist keinem orientalischen Despoten ähnlich, vor welchem man mit leeren Händen nicht erscheinen darf. — Er läßt sich durch keine kostbare Geschenke gewinnen. Dieses allmächtige Wesen bedarf weder Gold noch Silber, weder Perlen noch Diamanten; dies sind vielmehr die Wünsche eines Mogols, eines Schach Nadirs, als eines Gottes. Dieser anbetenswürdigste, unendlich vollkommene Geist verlanget ein weit kostbareres Opfer von uns, unser Herz, keinesweges unsern Beutel; dieser muß nur dürftigen Freunden, armen Wittwen, und verlassenen Waisen offen stehen. Alles, was wir diesen geben, ist eine Gott angenehme Gabe. — —

Gottheiten (heidnische).

Fast alle Mythologen und Geschichtschreiber behaupten, daß die heidnischen Gottheiten lauter großmüthige und mächtige Fürsten gewesen wären, welche die Erkenntlichkeit und Bewunderung vergöttert hätten. — Der Verfasser der géographie abrégée de la Grece ancienne giebt der Abgötterey einen andern Ursprung.

„Es waren Schutzgeister, von denen man vorgab, daß sie mit Anordnung verschiedner Theile der Natur beschäftiget wären. Da man die Triebfedern nicht kannte, die sie in Bewegung setzten, und folglich ihre Erscheinungen bewunderte, so glaubten die alten Völker, daß Geister die Urheber davon wären, und man sieht, daß dieses Vorurtheil noch heut zu Tage bey allen wilden Völkern des Erdbodens herrscht.

„Nach dieser kindischen und rohen Physik ist Jupiter der Genius, der den Himmel belebet; Juno, welche die Luft beherrschet; Neptun, der über das Meer und die Wässer gebietet; Pluto, der das Innere der Erde zu besorgen hat; Minerva, welche die Künste erfunden hat; Ceres, welche dem Ackerbau vorstehet; Bachus, dessen wohlthätiger Einfluß die Menschen mit verschiedenen Getränken beschenket ꝛc.

„In den Augen der Wilden lebt alles in der Natur, alles athmet, alles wird durch Geister in Bewegung gesetzt, die mit den Bedürfnissen des Menschen beschäftiget sind, und denen aufgetragen ist, dafür zu sorgen; sind sie ihm günstig, so überhäufen sie ihn mit Wohlthaten; sind sie erbittert, so machen sie ihn unglücklich. Der Eigennutz und die Erkenntlichkeit, die Furcht und der Schmerz verbinden ihn gemein-

schaftlich, diese mächtigen Wesen zu verehren, die er für Schiedsrichter seines Schicksals ansieht. —

„Der Mensch hat, um den Gegenstand seiner Verehrung gegenwärtig zu haben, die Götter malen wollen; er hat sie Anfangs in ungestalten willkührlichen Sinnbildern, und hernach in Statuen vorgestellet. Er hat sich überzeuget, daß diese nach Opfern und Ehrenbezeugungen gierige Geister die Tempel, Altäre und Sinnbilder bewohnten, die er ihnen geheiliget hatte. Dieses ist der Ursprung der eigentlichen Abgötterey, des Zeremoniels, und des heidnischen Aberglaubens.“ — —

Diese Meinung, die übrigens nicht gegen die Vergötterung der Helden ist, und lange Zeit nach der Einführung der Vielgötterey und Fabeln erfunden wurde, scheint dem Geiste der ersten Völker ganz gleichförmig zu seyn. —

Gottsched (Frau).

Adelgunde Luise Viktoria Gottsched, geborne Kulmus, (des berühmten Professors zu Leipzig, Johann Christoph Gottscheds, welchem die teutsche Sprache einigen Theil ihrer Kultur zu verdanken hat, Frau,) war aus Danzig

Danzig gebürtig, wo sie am 10ten April 1713 geboren ward.

Da ihr Vater frühzeitig starb, so übernahm ihres Vaters Bruder, der Professor Kulmus zu Danzig, ihre Erziehung, welche so wenig alltäglich war, daß sie nicht nur ihre Muttersprache gründlichst studirte, sondern es auch im französischen und englischen, ingleichen in der Philosophie, und sonderlich in der Mathematik zu großer Vollkommenheit brachte.

Die ihr übrigen Stunden verwand sie aufs Klavier und die Laute. So fertig sie jenes spielte, so exzellirte sie doch auf der Laute noch mehr, so, daß sie auch des damaligen berühmtesten Lautenisten, Sylvius Leopold Weiße, Beyfall erhielt. — Die musikalische Setzkunst lernte sie von dem berühmten Tonkünstler Krebs, und komponirte nachher verschiedene Stücke.

Dabey aber vernachlässigte sie auch die eigentlichen Frauenzimmerarbeiten nicht, und hatte es besonders im Spitzenklöppeln sehr weit gebracht, welches sie aber, da es ihr den Verlust ihres guten Gesichts drohete, in der Folge unterließ.

Ihr Mann lernte sie in ihrem 16ten Jahre kennen, und heyrathete sie 1734 in ihrem 22sten. Als Frau behielt sie nicht nur denjenigen Eifer,

welcher sich in ihren noch jüngern Jahren in ihr festgesetzt hatte, bey, sondern er verdoppelte sich, so, daß sie nicht nur ihren Mann, wenn er die schönen Wissenschaften und Philosophie lehrte, an der Thür ihres Wohnzimmers, welches an ihres Mannes Hörsaal stieß, lehrbegierigst belauschte, und ihre Kenntnisse dieser Art immer mehr und mehr erweiterte, sondern auch zur Erlernung der lateinischen Sprache Lust bekam, welcher ihr gütiger Gatte dadurch aufhalf, daß er sie von dem Professor Johann Joachim Schwabe darinnen unterrichten ließ, worinnen sie es, weil sie Fleiß mit Lust verband, in kurzer Zeit sehr weit brachte.

Nunmehr Kennerinn der vorzüglichsten Wissenschaften, trat sie als Lehrerinn in Schriften vor dem gelehrten Publikum auf, und beschenkte dasselbe mit siebenzehn verschiedenen Produkten, welche theils von ihrer Stärke in der englischen und französischen Sprache, aus welchen sie vieles übersetzte, theils von ihrem Talente zur teutschen Poesie, Beredsamkeit und andern schönen Wissenschaften die stärksten Zeugnisse gaben, und sie würde die Anzahl dieser Art Schriften noch vermehrt haben, wenn nicht der noch zu frühzeitige Tod, welcher schon im J. 1762 erfolgte, ihrem denkenden Geist ein Ziel gesetzt hätte. Sie wurde in der Universitätskirche zu Leipzig beygesetzt, und ihr sehr gut getrof-

getroffenes Porträt in der dasigen Universitäts-bibliothek unter die Porträts anderer berühmter Professoren der Akademie zu Leipzig aufgestellt.

Graham (Doktor).

Doktor Graham, ein Schottländer von Geburt, gab im Jahre 1780 mit seinem himmlischen Bette, das ihm mit dem dazu gehörigen Apparatus 16000 Pfund Sterling gekostet haben soll, ein besonderes Beyspiel des brittischen Unternehmungsgeistes.

Der Einfall war äusserst original und ganz ohne Beyspiel. Ein Mann, der von seinem Vermögen in seinem Vaterlande in Ueberfluß leben könnte, verließ es, und wagte alles das Seinige, um in einem andern Lande den Charlatan zu spielen.

Seine Hofnung war indessen auf Kenntniß der Menschen gebaut, und der Erfolg hat bewiesen, daß er sich nicht betrogen hat. Er hatte zu viel Verstand, um ein Enthusiast seiner geheimen Wissenschaft zu seyn; es bleibt daher nichts übrig, als ihn in die Klasse kluger Betrüger zu setzen.

Sein Haus nannte er den Tempel der Gesundheit, wo er als Oberpriester dieser Gott-

heit, seinem Vorgeben nach, das Nützliche mit dem Angenehmen, und die Pracht mit der Arzneykunst verbunden hatte. Man sahe die äusserste Pracht allenthalben in diesem Tempel; künstlich gemachte elektrische Feuer, die Bogenartigen Schimmer verbreiteten und Strahlen von sich warfen; transparente Gläser von allen Farben, mit kluger Wahl, und vielem Geschmack angebracht; kostbare Vasen mit den vortreflichsten Wohlgerüchen angefüllt, die eine Art von schmachtenden Begierden erweckten; alles dieses, das er jedermann umsonst zeigte, war hinreissend, und spannte die Vorstellung von denjenigen Dingen, die im Heiligthume des Tempels zu sehen waren, aufs höchste, da Pracht, Kunst und Erfindung schon in dem Vorhofe desselben erschöpft zu seyn schienen.

Dieser Aeskulap gab für den Preiß einer Guinee (oder 6 Rthlr. m. o. w.) gedruckte Lebensregeln, vermittelst welchen er vorgab, der Unfruchtbarkeit des einen, und dem Unvermögen des andern Geschlechts abzuhelfen. Nach einer sehr umständlichen Anzeige der nöthigen Vorbereitungen, die erfordert wurden, um mit gutem Erfolg an dem Vermehrungswerke zu arbeiten, worunter er die Reinlichkeit auch als ein sehr wirksames Mittel anpries, empfahl er sehr die Moderazion bey den Opfern, die man dem Hymen darbringt. Er verlangte, man

sollte

sollte zeitig zu Bette gehen, und früh aufstehen; die Fenster des Schlafzimmers nicht mit Laden verwahren, damit das Licht, besonders aber das Mondlicht, herein dringen könne. Er gestand jedoch dabey, daß er keine Ursache dieses Vorzugs anzugeben wüßte. „Aber, sagte er in seinen Ankündigungen, es giebt so viele Dinge, die da sind, was sie sind, ohne daß wir das geringste davon begreifen können; daher kann man von mir keine besondern Erklärungen über alles dasjenige verlangen, was ich zum Grunde legen werde.“

Er rieth den Ehemännern und Weibern, sich mit Singen zu unterhalten; denn dadurch werden die Seelen eines glücklichen Paars weich gemacht, und mit Liebe und Harmonie erfüllt, ihre Körper und Seelen begegnen sich, mischen sich, überlassen sich dem Eifer einer himmlischen Entzückung, und fliegen gleichsam nach Elysium. Diese glücklichen Wesen glauben sodann nicht mehr Einwohner dieser Unterwelt zu seyn.“

In diesem Tone fuhr er fort, bis er zu seiner Hauptbatterie kam. „Wenn man meinen Vorschriften auf das genaueste nachgekommen ist, und um sich zu stärken, den göttlichen Balsam eingenommen hat, den ich zubereite, und für das Wohl der Menschheit nur für eine Guinee die Bouteille verkaufe, wenn, sage ich,

ungeachtet aller dieser Mittel, man nicht seinen Zweck erreicht, so bleibt mir noch ein ausserordentliches Mittel übrig, dessen Erfolg aber unfehlbar ist. Dieses ist ein wunderbares und himmlisches Bette, das ich Magnetico-Electric nenne, es ist das Erste und Einzige, das in der ganzen Welt existirt, oder jemals vorhanden gewesen ist. Es steht im zweiten Stock, in einem großen und prächtigen Zimmer, rechter Hand meines Orchesters im Vordertheil meiner reizenden Einsiedeley. In einem benachbarten Kabinet ist ein Cylinder, durch welchen die Ausflüsse des himmlischen und allbelebenden Feuers in das Schlafzimmer geleitet, so wie auch die Vapeurs stärkender Medikamente, und orientalisches Rauchwerk, durch gläserne Röhren dahin geführt werden. Das himmlische Bette selbst ruhet auf sechs massiven und transparenten Säulen; die Betttücher, von Purpur und himmelblauen Atlas, sind über Matratzen, mit arabischen und andern morgenländischen Essenzen parfumirt, gebreitet, und zwar im Geschmack des persischen Hofes, wie es in den Zimmern der Favoritsultaninn im Serail des Großherrn befindlich ist.“

„Dieses Bette ist das Resultat eines unermüdeten Fleißes und der hartnäckigsten Arbeit; ohne die Kosten zu rechnen, die unermeßlich sind. — Uebrigens unterlasse ich keine Behut-

hutsamkeit, welche die Delikatesse sowohl als der Wohlstand nur immer verlangen können; denn weder ich noch meine Leute haben nöthig zu wissen, wer die Personen sind, die in diesem Zimmer ruhen, das ich das sanctum sanctorum nenne. — Man zeigt niemals das himmlische Bette denjenigen, die, durch Neugierde gelockt, den Rest meines Apparatus zu sehen bekommen. Diese Behutsamkeit ist nicht weniger weise als delikat; denn wer könnte dem Vergnügen, ja der Entzückung Widerstand thun, die dieser bezaubernde Ort erregt, welcher neue Ideen von Verfeinerung einflößt, wodurch die Wollust, und der vervielfältigte Genuß aufs höchste gebracht werden, wovon aber die Folge ist, daß unsere Tage verkürzt, und die Triebfedern des Körpers und der Seele geschwächt werden. Diejenigen, die in diesen Wonnereichen Ort dringen wollen, werden ersucht, mich davon schriftlich zu benachrichtigen, und ihre gewählte Nacht zu bestimmen; hiebey wird eine Banknote von 50 Pfund Sterling gelegt, für welche sie ein Einlaßbillet empfangen werden."

In einer Note, die zum Supplement der Beschreibung des himmlischen Bettes dient, fügt der Doktor hinzu: „Nichts ist erstaunungswürdiger, als die göttliche Energie des himmlischen und elektrischen Feuers, womit dieses

Bett angefüllt ist, so wohl als mit einer Mischung magetischer Ausflüsse, die sehr wirksam sind, den Nerven all ihre nöthige Kraft zu geben. Zu diesem allen kommen noch die melodischen Töne der Harmonika, der Cölestina, sanfter Flöten, angenehmer Stimmen, und einer großen Orgel. Die Macht und Eigenschaft dieses zusammengesetzten Ganzen kann nicht fehlen, bey Philosophen und Aerzten, Verwunderung und Vergnügen zu erregen. Man hat niemals auf ein ähnliches Mittel gedacht, um die Unfruchtbarkeit der Weiber zu heben, sie zu Müttern zu machen, und dem bejahrten Manne seine ursprüngliche Kraft wieder zu geben."

Man würde den Engländern Unrecht thun, wenn man glaubte, daß die Hofnung der wunderbaren Wirkung sie so häufig zu diesem himmlischen Bette führte. Fast jedermann sahe diese glänzende Farce für das an, was sie wirklich war. Genug, Herr Graham und reiche nach Wollust jagende Engländer befanden sich wohl dabey. Wie viel giebt es deren nicht, die hundert und mehr Guineen an einem Abend in einer Taverne oder Bagnio verschwenden; ja in den großen Subskripzions-Spielhäusern tausende verspielen? Warum sollte nicht ein solcher, der nun einmal sein Geld loß seyn will, 50 Pfund anwenden, um sich ein Vergnügen zu ver-

verschaffen, wobey alle seine Sinnen berauscht werden? und er eine nie empfundene sinnliche Wollust genießt? —

Junge Leute, die, mit Geld reichlich versehen, aus der Provinz kommen, um sich eine kurze Zeit in London zu vergnügen. — Offiziers von der Marine, und Kaper die große Summen für Prisen bekommen haben, und solche schlechterdings in wenig Tagen anbringen wollen, da sie der Dienst und die Hofnung neuer Beute wieder auf die See treibt; — Leute, die mit Reichthümern beladen aus Ostindien kommen; — unterhaltene Mätressen der Großen, die Lust haben, diese neue Art von Wollust zu versuchen, und ihren Liebhabern deshalb anliegen, welche sich um so viel eher dazu bequemen, da hiebey das äusserste Inkognito beobachtet werden kann. — Dieses waren die Hauptkunden unsers Doktors, ohne die Menge anderer Verschwender zu rechnen; denn Verschwendung und Pracht steigen in London täglich in demselben Maaße, als seit einigen Jahren die Handlung darinn abgenommen. — Hätte Graham zwey solche Betten gehabt, so würden sie doch nicht überflüßig gewesen seyn. —

Dieser Mann scheint das menschliche Herz so wohl, als auch diese sonderbare Stadt genau gekannt zu haben. Seine Unternehmung konnte

te nicht wohl fehlen; denn man behauptet, daß London in Betracht der sinnlichen Vergnügungen Paris nicht das geringste nachgiebt, wo nicht gar übertrift.

Im März 1784 ließ Graham den Vorhang zufallen, schloß seinen Gesundheitstempel, und verkaufte öffentlich alle dazu gehörige ausserordentlichen Dinge: den prächtigen Tempel des Apollo, den erstaunlichen elektrischen Apparat, nebst den sich selbst bewegenden musikalischen Maschinen, ja das himmlische Bette selbst. Und nun hört man, daß dieser Wunderdoktor seinen Landsleuten die Erdbäder als ein besonders stärkendes Mittel zur Gesundheit anräth, und zum Beweise dessen sich selbst vor allen Zuschauern bis an den Hals in die Erde vergraben läßt, wo er einige Stunden drinnen verweilet, und sich sodann wieder ausgraben läßt. Wenn nur nicht alles wieder auf eine neue Charlatanerie hinaus läuft! — —

Graham. (Lady,)

Diese noch jetzt lebende Dame Englands, welche mehr übertriebene Schmeicheley und Verläumdung erfahren hat, als irgend ein Frauenzimmer in der litterarischen Welt, ist die Tochter eines gewissen Herrn Sawbridge aus Kent,

des-

dessen Vater im Jahr 1720 Südseedirektor war; und aus gewissen Umständen läßt sich schließen, daß sie im Jahr 1738 oder 39 geboren ist.

Sie verlohr sehr früh ihre Mutter, und ihre Erziehung zeichnete sich durch nichts von der gewöhnlichen Erziehung andrer jungen Frauenzimmer gleiches Standes aus. Ein fast beständiger Aufenthalt auf dem Lande machte, daß sie in Ansehung der Wahl ihrer Beschäftigungen fast ganz ihrer eigenen Neigung überlassen war; und den Geschmack junger Leute gemäß, waren diese Beschäftigungen eben nicht von der Art, daß sie zu den wichtigen Werken, welche nachmals die Aufmerksamkeit des Publikums so sehr angezogen haben, hätten den Grund legen können. Man versichert sogar, daß die nichtswürdigen Kleinigkeiten, denen der größte Theil des weiblichen Geschlechts seine Neigung widmet, Reiz genug für sie hatten, um ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, und ihre müßigen Stunden zu beschäftigen.

Endlich bewarb sich Dr. Macauley, ein ausnehmend würdiger und rechtschaffener Mann um ihre Hand, und sie wurden im Jahr 1760 verbunden. Um diese Zeit scheint Mistreß Macauley noch nicht die Absicht gehabt zu haben, als Schriftstellerin Figur zu machen, ja sie legte sich nicht eher auf das Studium der

Poli=

Politik und Moralphilosophie, als 1 oder 2 Jahre vor ihrer Erscheinung als Schriftstellerin.

So große Talente, wie die ihrigen, erfordern nur wenige Kultur; und so finden wir, daß sie im Jahr 1763 den ersten Band ihrer Geschichte von England heraus gab. Diese Geschichte ist in einem starken, nervigten und beredten Styl geschrieben, der nichts von weiblicher Schwäche verräth, und die männlichsten, edelsten und patriotischsten Gesinnungen athmet. Sie wurde mit großem Beyfall aufgenommen, und das Publikum nahm sie auf eine für den Ehrgeiz eines Schriftstellers so schmeichelhafte, als für seinen Eigennutz befriedigende Art auf. Komplimente flogen von allen Ecken und Orten herbey, und alles ermunterte sie, in dem angefangenen Unternehmen fortzufahren. — Unter andern angesehenen und berühmten Männern findet man auch den berühmten Hume unter ihren schriftlichen Bewunderern.

Sie gab von dieser Geschichte 5 Bände hinter einander, und zwischen diesen gab sie noch verschiedene andere Broschüren, in welchen sie die Vertheidigung des englischen Volks gegen die Hofpartey über sich nahm, heraus, wodurch sie sich zwar einen großen Namen machte, aber ihre Gesundheit so sehr schwächte, daß sie nach Bath zu gehen gezwungen war.

Hier

Hier wurde sie mit dem Doktor Wilson, einem Geistlichen bekannt, welcher sich, in einem hohen Alter, noch mit großer Hitze in die damaligen politischen Fehden mengte, und, durch die unbegreiflichen Ausschweifungen seiner Ergebenheit, erst sich selbst, und nachher auch die Schriftstellerin, wahrhaft lächerlich machte. — Er kaufte und schenkte ihr eine Wohnung, die er Alfred Haus nannte, eine Bibliothek, Bedienten und alles, was zum Luxus und zur Pracht gehört. — Zu noch größerm Beweise seines Eifers ließ er ihr in seiner Kirche zu St. Stephan in Walbrook ein Statue aufrichten, und um die Ungereimtheit seiner Aufführung voll zu machen, feyerte er ihren Geburtstag auf eine Art, die so thöricht war, daß es allen Glauben übersteigt. —

Da ihr erster Mann im Jahr 1766 gestorben war, so schritt sie endlich im Jahr 1774 zur zweiten Ehe, nemlich mit ihrem jetzigen Manne, dem Bruder des berühmten Quacksalbers Doktor Graham, wodurch sie sich nicht allein etwas herabsetzte, sondern auch ihre Freundschaft mit dem alten Doktor Wilson zerrissen wurde.

Seit dieser zweiten Verheyrathung hat sie von der Welt getrennt gelebt, und während dieser Zeit ihre Geschichte vollendet, auch unterdeß einen Traktat über die Unwandelbarkeit

keit der moralischen Wahrheit herausgegeben.

Nie gab es vielleicht ein Beyspiel, wo das persönliche Verhalten eines Schriftstellers so großen Einfluß auf die Meinung des Publikums von seinen Schriften hatte. — Man bemerkt keine Verminderung der Geisteskräfte, die sie vormals zeigte, und die man so allgemein an ihr bewunderte; gleichwohl hat der Spott, welchen sie sich durch ihre Heyrath zugezogen, alle Neugier nach ihren Meinungen über jene wichtigen Gegenstände, welche sie vormals mit so großem Ruhm für sich selbst, und auch mit so großem Vortheil für die Welt, untersuchte, gänzlich erstickt.

Gratuliren.

Ist ohne Zweifel unter diejenigen Dinge zu rechnen, welche den gesellschaftlichen Umgang steif und gezwungen machen. — Die Erfindung, sich durch ein hingelegtes Papier den Anlauf der Gratulanten vom Halse zu schaffen, ist ein offenbares Geständniß, daß man das Unbequeme dieser Gewohnheit fühlet; aber daß man das Herz nicht hat, dieselbe gänzlich abkommen zu lassen. —

Es

Es möchte noch hingehen, wenn angesehene Männer sich des Verzeichnißes so vieler Namen statt eines Gedächtnißbuchs bedienten, um sich ihrer Untergebenen — um sich derjenigen zu erinnern, die von ihren Händen Beförderung und Wohlthaten erwarten. —

Es möchte hingehen, wenn man im gemeinen Leben auf diese Weise zu einem getreuen Verzeichnisse seiner Freunde gelangen könnte; aber welches Zeichen einer Größe sucht man darinnen, wenn man Leuten, deren Augenblicke Berufsgeschäften, oder gar einer sie kümmerlich nährenden Arbeit zugezählt sind, die Mühe auferleget, hundert und hundert Häuser abzulaufen, einzig und allein, um ihre Namen hinzusetzen, die gleichwohl derjenige, der dadurch verehrt werden soll, niemals lesen wird? — und wie richtig läßt es sich auf die Freundschaft eines Hauses schließen, weil ein Bedienter nach der Reihe alle Häuser abgeht, um unleserlich: Frau und Herr von — — — darnieder zu schreiben, indessen der unsrige zu eben dieser Verrichtung in den Wohnungen aller unsrer Bekannten umherläuft? — —

Gray. (Johanna,)

Dieses unglückliche Frauenzimmer war eine Enkelin der Marie, König Hinrichs VIII.

Schwester, und Tochter des Herzogs von Suffolk, Heinrich Gray. — Eduard VI. zog diese Person seinen zween Schwestern, Maria und Elisabeth unrechtmäßigerweise vor, und da er ohne männliche Erben starb, erklärte er sie zur Thronfolgerinn, wozu sie durch den Rath des Volkes genehmiget wurde. Der Herzog von Northumberland, der diese Sache angesponnen, auch seinen Sohn mit dieser sechzehnjährigen Prinzessinn vermählt hatte, ließ diese seine Schwiegertochter zween Tage nach dem tödlichen Hintritte Eduards zur Königinn von England ausrufen, und von allen Ständen huldigen. Allein man bemerkte, daß die junge Prinzeßinn, es sey nun, daß sie Gewissensbisse empfinden, oder eine geheime Ahndung von ihrem bevorstehenden Unglück gehabt, diese Würde nicht anders, als mit vielem und offenbaren Widerwillen annahm.

Maria, als rechtmäßige Erbinn der Krone, als sie diese Nachricht zu Hunsdon, wo sie sich damals befand, erhielt, und sich vor den Unternehmungen des Herzogs in Sicherheit gesetzt hatte, ließ sich an verschiedenen Orten Englands zur Königinn ausrufen. Sie hatte das Vergnügen, die Völker ihr mit Freuden anhangen, und die Großen ihre Sache öffentlich vertheidigen zu sehen.

Johannens Vater, von jedermann verlassen, vergaß sich selbst. Er gieng ins Zimmer seiner Tochter, um sie zu bereden, der königlichen Würde zu entsagen, und wieder in ihren vorigen Zustand zu treten. Johannen war dieser Antrag mehr freudig, als befremdend, indem sie ihm antwortete: „Es widerfährt mir durch diesen Antrag ein weit größerer Gefallen, als damals, da ich wider meinen Willen, und auf eure Bedrohungen diese Ehrenstelle annehmen mußte. Ich begieng zu der Zeit einen starken Fehler, und es kam mir sehr schwer an, euch zu gehorchen, und mich nach den Gedanken meiner Mutter zu bequemen; jetzt aber folge ich den natürlichen Bewegungen meines Herzens. Es ist meiner eigenen Neigung vollkommen gemäß, wenn man mich nöthiget, den Thron zu verlassen, und den Fehler eines andern wieder gut zu machen; wofern selbiger wirklich durch das Geständniß, so ich deshalb thue, und durch meine eigene Ablegung der königlichen Würde, wieder gut gemacht werden kann.“ —

Diejenigen aber, welche von ihrer Regierung Ehre und Glück erwarteten, gaben sich nicht so leicht darein. Sie schmiedeten allerhand Anschläge unter sich, um sie in ihrer Würde zu erhalten. — Marie bekam von der angezettelten Verschwörung Nachricht, ließ die

Rädelsführer beym Kopfe nehmen, und verurtheilte sie zur Enthauptung. Diese Lebensstrafe betraf gegen 24 Personen.

Ungeachtet die von der Johanne vorgekehrte Maßregeln sie vor ein so grausames Schicksal hätten decken sollen, so hielt sie es doch für rathsamer, gänzlich davon abzustehen, um die Unruhen und den Aufstand, auch sogar bis auf den Schein, zu hintertreiben. Nachdem sie ihr eben dasjenige Todesurtheil, welches bereits über ihre Anhänger ergangen war, zuerkannt hatte, schickte sie ihr einen Geistlichen zu, der sie, um als Katholikinn zu sterben bereden sollte, (denn sie war in der Reformirten, so wie die Marie in der katholischen Religion erzogen worden.) Johanne ertheilte zur Antwort: „daß sie nicht Zeit genug dazu habe, sich in theologische Streitfragen einzulassen, und daß sie es für schicklicher erachtete, die noch übrig habenden Augenblicke zur Anrufung Gottes, daß er ihr die Gnade, als Christinn sterben zu können, erweisen möge, anzuwenden.“ Man gab ihr zwar noch 3 Tage Frist, allein sie blieb bey diesem Entschlusse. —

Ehe sie zur Richtstätte geführt wurde, erhielt ihr Gemal Dudley die Erlaubniß, zu guter Letzt von ihr noch Abschied zu nehmen. Allein Johanne mochte ihn nicht sehen, sondern ließ ihm sagen, daß eine dergleichen Unter-

terredung den Schmerz nur mehr vergrößerte, als Trost gäbe. Sie fügte hinzu, daß sie in Kurzem durch weit genauere Bande mit ihm vereiniget werden, und sie beiderseits die Freude haben würden, sich in einem weit glückseligern Zustande zu erblicken.

Als sie aus dem Tower heraustrat, ersuchte sie der Oberaufseher desselben, ihm etwas zum Andenken von sich zu hinterlassen. Um seine Bitte zu erfüllen, forderte sie eine Schreibtafel, und schrieb in griechischer, lateinischer und englischer Sprache drey kurze Betrachtungen, welche ihre Unschuld bezeugten. Ohnerachtet sie gestand, daß ihr Verbrechen, den Thron angenommen zu haben, nicht leicht zu entschuldigen sey, so bezeugte sie doch, daß ihr die Unwissenheit zur Entschuldigung vor Menschen hätte gereichen können, ohne daß die Gesetze darunter im geringsten gelitten hätten.

Als sie auf dem Gerüste angelangt war, wandte sie sich mit einem heiteren Gesichte gegen die Umstehenden, und trug ihnen alles vor, was in Ansehung ihrer vorgegangen war. „Ich bin deshalb nicht, sagte sie zu ihnen, daß ich nach der Krone getrachtet habe, straffällig; sondern mein Verbrechen besteht darinn, daß ich selbige nicht, da sie mir angetragen wurde, standhaft genug ausgeschlagen habe. Ich werde der Nachwelt zu einem Beyspiele dienen,

daß die Unschuld selbst Dinge, welche wider den Staat gerichtet sind, nicht rechtfertigen könne; und daß man strafwürdig sey, wenn man sich dem Ehrgeitz, und dem unziemlichen Anmuthen anderer, wiewohl wider seinen Willen, ergiebt." —

Sie flehete hierauf zur Barmherzigkeit des Höchsten, und nachdem sie sich, mit Beyhülfe ihrer Gespielinnen, das Kopfzeug abgenommen hatte, knüpfte sie selbst ihr Haar auf, bedeckte sich selbst das Gesicht damit, und bückte sich mit dem Haupte vor dem tödlichen Streich des Scharfrichters nieder. — Dies geschah am 12ten Hornung 1554.

Dies war das Schicksal der Johanna Gray, die wegen ihrer vornehmen Abkunft (nemlich aus königlichen Geblüte) berühmt, wegen ihrer großen Seele aber noch weit berühmter war. Sie nahm, zur Befriedigung des Stolzes eines Schwiegervaters, und einer herschsüchtigen Mutter, den unglücklichen Namen einer Königinn an, welcher sie nur bloß von dem Throne auf die Bühne brachte, woselbst sie, vor das Verbrechen eines andern, büßen mußte.

Man muß übrigens gestehen, daß man so leicht keine Mannspersonen in so jungem Alter antreffen werde, welche mehr Verstand, mehr

Gerechtigkeitsliebe, mehr Stärke, und Unerschrockenheit an sich blicken lassen sollte, als diese unglückliche sechzehnjährige Regentinn ihre kurze Lebenszeit über an den Tag gelegt hat. — Das Königreich hätte von ihrer Regierung eben so viel, als von den größten Fürsten, sowohl in Ansehung der Wissenschaften, als auch der Ehre des Staats, erwarten können, wenn sie die Krone in Ruhe behalten hätte.

Die Aufführung der Marie, um sich in den festen Besitz derselben zu setzen, läßt sich so leicht nicht entschuldigen, denn Stolz und Ehrsucht war bey ihr die Haupttriebfeder dieser unmenschlichen Handlung, zu welcher sich vielleicht noch ein wenig Religionsfanatismus gesellt haben mochte. —

Maria hatte sogar die Grausamkeit, der Johanna, als sie nach dem Blutgerüste geführt wurde, den todten Leichnam ihres Gemahls, von dem sie nur aus einem Fenster im Tower Abschied genommen hatte, sehen zu lassen, welches sie mehr schmerzte, als das Beil selbst, das sie zernichten sollte. —

Johanna hatte, nach der Schilderung des Doktor Fuller, „die Unschuld der Kindheit, die Schönheit der Jugend, die Gründlichkeit des mittlern, und den Ernst des hohen Alters, und alle diese Eigenschaften im

17ten Jahre; die Geburt einer Prinzessinn, die Wissenschaften eines Gelehrten, das Leben eines Heiligen, und doch den Tod eines Missethäters, wegen Vergehungen ihrer Blutsfreunde, zum Loos bekommen."

Großmuth.

Diese ist eine Neigung, die uns zum Glücke anderer trägt. Diese Tugend erhebt gewissermaßen den Menschen über sich selbst, weil sie macht, daß er das Wohl anderer seinem eigenen Vortheile vorziehet. — Der Großmüthige wird von seinem eigenen Herzen belohnt. —

Die wahre Großmuth thut Gutes aus Liebe zum Guten selbst. — Diese erhabne Tugend wohnt nicht selten in dem Herzen der Menschen vom niedrigsten Stande. — Hier sind einige Beyspiele davon:

Der Kalif Almansor erlag fast unter der Gewalt einer Bande Rebellen, die ihn überfallen hatten, als ein Araber, mit Namen Maan, der sich bisher, weil er als ein Hauptanführer der feindlichen Partey die Ahndung des Kalifen fürchtete, versteckt gehalten hatte, eben als der Fürst in der größten Gefahr war, mit einer Anzahl seiner Leute aus seinem Hinterhalt heraus kam, und mit solcher Tapferkeit

auf

auf die Feinde desselben eindrang, daß er ihrer 6000 tödtete, den Ueberrest in die Flucht jagte, und den Fürsten von einem fast unvermeidlichen Tode errettete. Die Großmuth dieses Mannes war so äusserst rar, daß sie bald unter den Arabern zum Sprichwort ward. Sie brachte ihm die Gnade des Kalifen zu wege, der ihn zum ersten Beweis derselben bat, ihm seine Begebenheiten zu erzählen.

„Gnädigster Herr! antwortete Maan, mein Leben war seit der Erhebung deiner Familie das Leben eines Flüchtlings, der immer das Schwerd der Rache über seinem Haupte schweben sah, und sich im Dunkeln verbarg, um seinen Streichen auszuweichen. Ich hielt mich lange Zeit in dem Hause eines meiner Freunde in Basra verborgen, weil ich mich aber da nicht länger sicher glaubte, so verkleidete ich mich, verließ diese Stadt mit Hülfe der Nacht, und nahm den Weg nach der Wüste. Ich hatte alle ausgestellte Wachen sorgfältig vermieden, und glaubte mich schon ganz ausser Gefahr, erkannt zu werden, als mit einem male ein Mensch, den sein Gesicht nicht sonderlich empfahl, den Zügel meines Kamels ergriff, und mich fragte: „ob ich nicht der Mann wäre, den der Kalife allerwärts aufsuchen ließe? und dessen Entdeckung den, der ihn liefern würde, glücklich machen sollte?“ —

„Nein! antwortete ich — wie! du bist also nicht Maan?“ — Ich stutzte. „Weist du was? sagt ich, und gab ihm einen Edelstein, nimm dieses geringe Zeichen meiner Erkenntlichkeit einsweilen hin, und begünstige meine Flucht durch deine Verschwiegenheit; wenn bessere Zeiten kommen, soll mein Glück auch das Deine seyn.“ —

Er betrachtete den Juweel, und mocht' ihn so in Gedanken schätzen. — „Eine Frage, sagt' er hierauf, hab' ich an dich zu thun, aber beantworte mir sie aufrichtig: Ist dir der Fall noch nicht begegnet, daß du auf einmal dein ganzes Vermögen hingegeben hast? denn ich weiß, du giltst für einen sehr freygebigen Mann.“ — „Nein!“ — „Auch niemals die Hälfte?“ — „Nein!“ — und so stieg er immer von Grad zu Grad herab, aufs drittel, aufs viertel, bis aufs zehntel.

Aus Schaam sagt' ich, ich könnte wohl einmal den zehnten Theil auf einmal hingegeben haben. — „Nun wohlan! sagt' er hierauf, damit du siehst, daß es auch Leute giebt, die noch freygebiger sind, als du, so nimm deinen Diamant zurück. — Er ist mehr als 1000 Goldstücke werth, und ich bin nichts als ein gemeiner Soldat, der des Monats nicht mehr als zwey Thaler Löhnung hat; aber ich gebe dir ihn zurück.“

zurück." — Und so wie er das gesagt hatte, warf er mir den Edelstein hin und verschwand. —

Erstaunt über diese Heldenthat, eilt' ich ihm nach, und bat ihn zurück zu kehren. „Nein! rief ich aus, ich will tausendmal lieber entdeckt seyn, und den Kopf verlieren, als durch ein so großmüthiges Verfahren besiegt werden; o du edle Seele! entweder ich folge dir, wohin du dich auch wendest, und du mußt den Zoll Meiner Erkenntlichkeit annehmen." — Auf diese Worte kam er wieder zu mir, warf sich mir um den Hals, und sagte: „Du willst also, daß ich für einen Straßenräuber passiren soll? — Nein! ich werde dein Geschenk nicht annehmen, denn ich könnte dir Zeitlebens kein gleiches machen" — und hierauf schieden wir von einander.

Almansor war über diese Erzählung so vergnügt, daß er in seinem ganzen weiten Reiche diesen großmüthigen Soldaten aufsuchen ließ, um seine Tugend zu belohnen, aber die Mühe war umsonst. Die ganze Handlung ward in allen dem Kalifen unterworfenen Provinzen bekannt gemacht; aber der Edle meldete sich nicht.

* * *

Ein armer Hausmann in einem Kostgängerinstitut in Mailand fand einen Beutel mit 200 Skudi. Er macht' es durch einen öffent-

lichen

lichen Anschlag bekannt; und als der, der ihn verloren hatte, es erfuhr, kam er zu dem Hausmann, um ihn wieder zu holen.

Als er es gehörig bewiesen hatte, daß ihm der Sack gehörte, so bekam er ihn wieder. Voller Freud' und Erkenntlichkeit wollt' er dem Finder 20 Skudi schenken, aber er schlug sie schlechterdings aus. „Nun so nehmt zum wenigsten zehne." — „Nein auch die nicht." — „Aber fünfe doch wohl?" — „Nein auch nicht die fünfe, Herr!"

„O! sagte der endlich in einem aufgebrachten Tone, wenn ihr gar nichts annehmen wollt; so hab' ich auch nichts verloren," — und warf ihm den ganzen Sack vor die Füße. Hierauf ließ er sich bewegen, fünfe anzunehmen, theilte sie aber gleich unter die Armen aus. —

* * *

Als der große Konde' die spanische Armee in Flandern kommandirte, und eine gewisse Festung belagerte, so ließ ein General einem Soldaten, dem ein paar unbesonnene Worte entfahren waren, eine gute Anzahl Stockschläge geben. Mit kaltem Blute versicherte ihm der Soldat: „es sollt' ihm gewiß gereuen." —

Vierzehn Tage darauf befahl derselbe General dem Obersten, der in den Laufgräben kom-

man-

mandirte, ihm einen entschlossenen und unerschrockenen Mann zu Ausführung einer Expedizion zu schaffen, mit dem Versprechen, wenn er seine Sache gut machte, sollt' er hundert Louisd'ors haben.

Der bewußte Soldat, der für den bravsten im Regimente galt, erschien und mit ihm 30 seiner Kameraden, die er sich selbst ausgesucht hatte. Er führte seinen Auftrag, der überaus gefährlich war, mit unglaublichem Muthe und Glücke aus. —

Bey seiner Rückkunft lobt' ihn der General so wie ers verdiente, und ließ ihm die 100 Louisd'or auszahlen, die er aber gleich unter seine Kameraden vertheilte. „Ich, sagt' er, diene nicht vors Geld. Verdient aber meine Handlung Belohnung; so machen Sie mich zum Offizier. — Im übrigen, fuhr er fort, und wendete sich gegen den General, der ihn nicht erkannt hatte, bin ich der Soldat, den Sie vor vierzehn Tagen so übel behandelten. Hab' ichs Ihnen nicht damals vorausgesagt, daß es Ihnen einmal gereuen würde?" — Der General, voll Verwunderung, und bis zu Thränen gerührt, umarmt' ihn, und ernannt' ihn auf der Stelle zum Offizier.

* * *

Der Fluß Adige, oder Etsch war einst ausgetreten, und hatte die Brücke zu Verona weg-

weggerissen, bis auf den mittelsten Bogen, auf welchem ein Haus stand. Es war eine ganze Familie in diesem Hause beysammen. Man sahe vom Ufer, wie sie die Hände ausstreckte, und um Rettung flehete. Indessen riß die Gewalt des Wassers immer ein Stück nach dem andern aus den Pfeilern unter dem Bogen heraus.

Bey dieser augenscheinlichen Gefahr bot der Graf Polverini einen Beutel mit hundert Goldstücken an, wenn jemand das Herz hätte, mit einem Schiffe diesen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Der Zusammenlauf des Volks war ungemein; aber niemand hatte Lust, die Fahrt zu wagen, weil man in Gefahr war, entweder vom Strome fortgerissen, oder vom Bogen, wenn er einstürzte, und man darunter wäre, erschlagen zu werden.

Ein Mann vom Lande kam unterdessen auch dazu; man sagte ihm, was man hier gerne sähe, und was für eine Belohnung darauf gesetzt wäre. — Sogleich stieg er in ein Boot, arbeitete sich mit den Rudern bis mitten in den Strom und bis an den Pfeiler durch, nahm unten die ganze Familie, die sich eins nach dem andern an einem Stricke herab ließ, im Boote auf, und kam mit ihr glücklich ans Ufer zurück. —

Der Graf Polverini wollte ihm die versprochene Belohnung geben; er nahm sie aber nicht an, und sagte: „Ich verkaufe mein Leben nicht; meine Arbeit ernährt mich, meine Frau und Kinder; geben Sie dieses Geld lieber der armen Familie, die es nöthiger hat, als ich.“

Die Geschichte ist nicht weniger voll von großmüthigen Handlungen von vornehmern Personen, als wir jezt angeführt haben. — Die Großen haben auch mehr Gelegenheit, großmüthige Handlungen zu verrichten, als geringe Personen — aber wenig großmüthigere Handlungen wird man von erstern aufgezeichnet finden, als diese wenigen angezeigten von letztern.

Guinea.

Ist eine Landschaft, die an den westlichen Küsten von Afrika zwischen Sara und Congo liegt. Man theilt diese Küste in die Körner-, Zahn, Gold- und Sklavenküste. Erstere trägt Reis, Zucker, Baumwolle und Pfeffer, und hat Bagos zur Hauptstadt. Die zweite hat nebst dieser auch noch viele Elephanten. Die vornehmste Stadt heißt La Haw. Die dritte wieder die nämlichen Produkte, und über dies noch sehr feines Gold. Die vierte ist größtentheils sandigt und unfruchtbar. — Die

Hize

Hitze in diesem Lande ist außerordentlich groß, und sie würde unausstehlich seyn, wenn sie nicht die kalten Nächte und der Thau etwas mäßigte. Der hauptsächlichste Handel, der hier getrieben wird, bestehet in dem Goldstaub, oder Sand, welcher in den Flüssen gefunden wird, in Elephantenzähnen und in Sklaven, welche von den Europäern hier gekauft und nach Amerika gebracht werden, und wovon wir an seinem Orte mehr sagen werden.

Die Goldküste, oder derjenige Theil, welcher den englischen Guineen den Namen gegeben hat, wird von den Faktoreyen vieler Nazionen bewohnt. Die Eingebornen des Landes werden von den Europäern, wie das Vieh, sowohl von ihren Vorgesetzten, als selbst die Kinder von ihren Eltern, und die Eltern von ihren Kindern verkauft. Die Roheit ihrer Erziehung ist an diesem widernatürlichen Betragen sowohl, als ihr dummer Geiz nach Kleinigkeiten und Spielwerken schuld.

Ihre Begriffe von der Religion sind nicht minder abgeschmackt. Der geringste Vorfall giebt diesen Völkern Gelegenheit, sich einen Götzen zu bilden. Der eine wählt einen Reisbund, und bringt ihm Opfergeschenke, und der andere giebt einem Dachziegel den Vorzug, und wieder ein anderer umfaßt einen Baum, und richtet seine Gebete an ihn. — Sie haben

wöchent-

wöchentlich einen Ruhetag, nämlich den Mittwochen, den sie so genau nicht nehmen, als die Türken den Freytag, die Juden den Sonnabend, und die Christen den Sonntag.

Die eingebornen Neger werden in fünf Klassen getheilt: in die Könige, in obrigkeitliche Personen, in Adliche, (Kaboschiren,) in gemeines Volk, und in Sklaven. Die Erstern haben nicht das geringste Majestätsrecht. Sie haben weder Hofchargen noch Sklaven an ihrer Thüre. Man kann sie durch nichts vom übrigen Volke unterscheiden, und ihre Armuth ist so groß, daß sich ihr Gebiet oft nicht über eine Meile erstreckt. Unter sich führen sie bloß den Titel Hauptleute. — Die Prinzen widmen sich einem Handwerk, und die Prinzessinn wird oft die Frau eines Sklaven.

Unter den obrigkeitlichen Personen haben die europäischen Faktoren meistens den Vorsitz. Die Reichen stellen den Adel vor. Wenn jemand in diesen Adel aufgenommen zu werden verlangt, so giebt er einen Ochsen Preiß, welcher auf dem Markte geschlachtet, und gemeinschaftlich verzehret wird. Die Adlichen haben keine andere Handthierung, als den Handel. Ihr Vorzug besteht darinnen, daß sie ein elfenbeinernes Jagdhorn blasen, öffentliche Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen, und völlig bewaffnet unter freyem Himmel schlafen können.

Uebrigens scheint es, als ob die Natur diesen Barbaren niemals ihre Stimme habe hören lassen. Ein tödtlich Verwundeter hat nicht den geringsten Beystand von ihnen zu erwarten. Die Krankheit eines Freundes erweckt weder ihre Aufmerksamkeit noch Mitleiden, und sein Tod entreißet ihnen keine Thräne. — Wenn einer ihrer Könige stirbt, so werden außer seinen Sklaven noch andere abgelebte Leute erkauft, die sich freywillig auf seinem Grabe hinrichten lassen, und man trägt das Scharfrichteramt achtjährigen Knaben auf, damit das Blutbad und die Zeremonie desto länger daure.

Diese Nazion lebt in einer gänzlichen Unwissenheit der bey uns unter dem Namen der Politik so verehrten Kunst. Indessen unterlassen sie doch nicht, gewisse Formalitäten und gewisse Wohlanständigkeiten zu beobachten. Der Gebrauch, Botschafter abzuschicken, ist bey ihnen sehr gemein, entweder Hülfstruppen gegen einen Feind zu begehren, oder um eine Vermittelung in Streitigkeiten anzuhalten, oder einander wegen eines glücklichen Fortgangs einer Geburt, eines Regens nach langer Trockene Glück zu wünschen. Der Gesandte darf sich an dem Ort seiner Sendung nie länger als einen Tag aufhalten, noch in den Staaten eines fremden Fürsten bey der Nacht reisen. Ein Trommelschläger geht vor ihm her, der seinen Stand verkündigt,

kündigt, und fünf oder sechs von seinen Freunden begleiten ihn. In den Orten, wo er sich aufhält, um auszuruhen, wird er mit Hochachtung empfangen; aber er kann nicht vor Aufgang der Sonne abreisen, und ohne daß sein Gastwirth einige versammelt habe, welche Zeugenschaft geben können, daß ihm kein Unheil wiederfahren.

Ihre Art Krieg zu führen, ist so einfach, als ihre Politik. Sie haben keine Truppen im Sold. Jeder freye Mann ist bey ihnen Soldat. Alle ergreifen die Waffen, ihre Gränzen zu beschützen oder Beute zu suchen. Die Hauptleute werden aus den Soldaten gewählt, und von dem Fürsten bestätiget. Das Kriegsheer marschirt, und oft werden die des Morgens angefangenen Feindseligkeiten mit dem Abend beschlossen. Der Ueberfall dauert wenigstens niemals lang, weil, da sie keine Magazine haben, sie der Mangel an Nahrung zwinget, zurück zu kehren. Es wäre ein großes Unglück für diese Völker, wenn man sie die Kunst lehrte, nur vierzehn Tage im Felde auszuhalten.

Die Frauenzimmer auf der Goldküste hält man für die Schönsten auf Guinea. Ihre Lebhaftigkeit und ihre Verstandseigenschaften lassen sie in Vergleichung mit den Vorzüglichkeiten treten, die in Frankreich die Provensalinnen haben. Sie verkaufen ihre Gunst den

Europäern theuer, und ihre Schmeicheley läßt sie bald eine vollkommne Herrschaft über ihre Liebhaber gewinnen. Ihre einzige Bemühung ist, zu gefallen, und sie gefallen hauptsächlich wegen ihrer ungemeinen Reinlichkeit, und wegen ihrer Neigung zum Vergnügen.

Sie haben nur erst, seitdem sie bemerkten, daß ihre nackende Gestalt weniger als die Bekleidung Begierden erweckt, angefangen, sich zu bedecken. Sie tragen Halsbänder, Ohrengehänge, Armbänder, kleine schmale Gürtel, Ringe an den Füssen, Beinen und Knien. —

Es ist bey ihnen eine Zierde, große Nägel zu haben; sie unterhalten sie aber reinlich, und bey den Kaufleuten dienen sie statt des Maaßes und Löffels, womit sie das Goldpulver fassen. Ein Nagel voll beträgt gemeiniglich eine halbe Unze Goldstaub. Dieses Metall wird entweder als Fetischengold geschmolzen, zum Putz verkauft, oder in Stangen, oder in Pulver verhandelt, davon das Beste das aus dem Königreiche Arim ist.

Die Mannspersonen heyrathen mehr als eine Frau. Die erste heißt die Mütiere; sie ist von aller Handarbeit frey, und blos über das Geld und die Reichthümer des Mannes gesetzt. Die andere, welche Bußum oder die göttliche heißt, ist eine junge schöne Sklavinn, die dem

Schutz-

Schutzgott der Familie oder dem Ferisch gewidmet ist. Sie hat das Recht, an allen Festen des Gottes, dessen Priesterinn sie ist, bey dem Manne zu schlafen. — Die Mülliere hat dreymal in der Woche eben dieses Recht, und der Mann kann nicht eher bey einer seiner Kebsweiber schlafen, als bis er die Erlaubniß von ihr gekauft hat. —

Guise (Herzoge von).

Wer kennt nicht jene beyden Häupter der berüchtigten Ligue, die halb Frankreich zu ihrer Zeit mit Wehklagen und Jammer erfüllte! Ein englischer Geschichtschreiber schildert diese beyden Männer auf folgende Art:

„Guise besaß alle die so verschiedenen Eigenschaften der Seele und des Körpers. Sein Wuchs war edel, seine Gesichtsbildung verkündigte Würde und Sanftmuth; er hatte eine einschmeichelnde und feine Artigkeit, die man selten in einem solchen Grade besitzt. Die Natur schien ihn gebildet zu haben, um einen Hofmann und einen Soldaten aus ihm zu machen, sie gab ihm das sanfteste Ansehen *), den lebhafte-

*) Wie konnte ein solcher Mann, an den die Natur so viel gute Eigenschaften verschwendet hatte, dennoch

sten und anmuthvollesten Geist, und den dauerhaftesten Körper. —

Er vereinigte mit einem angenehmen Geiste alle Stärke des Genies; da er hochmüthig war, so faßte er nur kühne Entschlüsse, und er besaß die nöthige Geschicklichkeit und Geduld sie auszuführen. Er hatte Fehler, aber sie waren die Wirkungen seines verschmitzten Stolzes. — Falsch in seinen Reden, listig in seinem Betragen, vertraute er sich niemanden, und überredete doch seine Freunde, daß sie sein ganzes Vertrauen hätten.

Sein Hochmuth war gränzenlos, hatte aber keinen eigentlichen bestimmten Zweck; er machte sein Vaterland alle Tage unglücklicher, beförderte das Unglück und das Verderben seines Landesfürsten, ohne daß er sich selbst genaue Rechenschaft von seinen Bewegungsgründen und Absichten geben konnte.

Als Feldherr und Staatsmann ist er für einen der ersten Männer seines Jahrhunderts anzusehen; in einem andern Jahrhunderte würde er vielleicht den nemlichen Platz verdient haben, indem er seine Entwürfe besser überdacht, und ihren Zweck mehr bestimmt hätte.

Ma-

noch eine so grausame Bartholomäusnacht veranstalten, und so lange Jahre zu dem Tode so vieler Franzosen Gelegenheit geben!

Mayenne besaß keine so glänzende Eigenschaften, aber vielleicht einen gleichen Muth, mehr Mäßigung und mehr Tugenden; er hatte noch Eigenschaften, die seinem Bruder mangelten. Klug, fleißig in allem, was seine Ehre betraf, vorsichtig, zurückhaltend in seinen Verheißungen, strenge sie zu halten, schien er seinem Hochmuth Gränzen zu setzen. Er war bescheidner in seinen Reden, geschwind und unveränderlich in seinen Entschließungen; er besaß eben so viele Standhaftigkeit, aber vielleicht weniger Muth, als sein Bruder. — Da er auf glückliche Zufälle wenig Rechnung machte, überdachte er alle seine Entwürfe reichlich; wenn ihn besondere Umstände noch über seine politischen Aussichten hinaus führten, schien er fähig, mehr zu thun, als er sich Anfangs vorgenommen hatte.

Weil sein Charakter von dem Charakter seines Bruders verschieden war, so waren sie auch beyde nicht gleich glücklich. Der letztere nahm ein tragisches Ende, und wurde auf des Königs Befehl umgebracht. — Mayenne, nachdem er lange Zeit auf der nemlichen Bahn fortgewandelt war, wußte sich zu seinem Vortheile in Schranken zu halten.

Indessen ist das Andenken der beyden Guisen, ihrer Tapferkeit und großen Talente ungeachtet, durch ihre gegen die Königliche Parthey

geführten Kriege, und durch ihre Grausamkeiten gegen ihre Mitbürger, mit Schande und Verachtung belegt worden.

Gustav Adolph (König v. Schweden).

Der schöne Abriß, den der Herr von Rußdorf von diesem Könige macht, und welchen er mit dem griechischen Helden Epaminondas vergleicht, ist von einem italienischen Geschichtschreiber folgendergestalt ins Kleine gebracht worden:

„Gustav, Schwedens Stolz und Teutschlands Retter, sagt er, wird jederzeit unter die größten Könige gezählt werden. Alles war bey ihm weit aussehend, groß und kronenwürdig. Seine Anschläge waren von eben so weitem Umfange, als seine Tugenden im Kriege und in Frieden allgemein waren. Sein von den Leidenschaften unbeherrschter Geist strebte blos nach Ehre, die er nicht allein durch die Waffen zu erhalten suchte, sondern auch bereits durch die Bestrebung nach der wahren Weisheit und durch seine Redlichkeit erworben hatte. Fortreißend, wie sein Geist, war auch sein Glück. Dasselbe verließ ihn fast niemals weder in den vielen und schweren Kriegen, die er führen mußte, noch auch in dem letztern, dessen

Ehre.

Schrecken sich über ganz Teutschland ausbreitete. Er starb in der Schlacht bey Lützen 1632 den rühmlichen Tod der Helden, und siegte behauptend das Schlachtfeld, auf welchem er sein 38jähriges Leben in der Blüthe seiner Tage verlor."

Er hatte einige Ahndung davon, daß er in diesem Kriege bleiben würde; denn als er nach Sachsen kam, wurde er allenthalben, wo er erschien, nicht nur verehrt, sondern fast angebetet. Allein so sehr er die vollkommenste Hochachtung verdiente, so wenig fand er an der ausschweifenden Verehrung, die man ihm hier erwies, einigen Gefallen. „Gott wird mich bald hinweg nehmen, sagte er, damit man sehe, daß er sein großes Werk auch ohne meine Person ausführen könne."

Seine Tapferkeit machte, daß er sich stets der größten Gefahr aussetzte. Man muß gestehen, daß dies ein Fehler von ihm war, weil seine Person nicht mehr ihm selber, sondern seinem Volke, seinen Staaten, seiner Familie, dem menschlichen Geschlechte gehörte. Er erkannte diesen Fehler, unterwarf sich zwar gerne den Vorwürfen seiner Freunde, legte ihn aber zu Schwedens Unglück nicht ab. — Axel Oxenstierna, einer seiner Generale, und nachheriger Reichskanzler, welcher für seinen König nicht allein das, was er ihm schuldig war,

fühlte, sondern auch, was die Großen sich selten versprechen können, die zärtlichste Ergebenheit für seine Person empfand, erinnerte den König mit vielem Gefühle an die Pflicht, seine Person mehr zu schonen. Der König antwortete ihm zärtlich, blieb sich aber gleich. — Einstens da Gustav in seinem Eifer zu Oxenstierna sagte: „Du bist immer so kalt in deinen Geschäften; du hinderst mich in meiner Fahrt.“ Antwortete dieser Patriot: „Es ist wahr, Ihro Majestät, ich bin kalt; doch wenn ich nicht zuweilen von meinem Eise etwas auf Eurer Majestät Feuer würfe; so wären Eure Majestät schon lange verbrannt.“

Gustav war bey Dirschau aus seiner Verschanzung gegangen, um mit einem Fernglase den Posten des Polnischen Generals Koniecpolsky ausfindig zu machen, als ihn ein Schuß traf, der in die rechte Schulter, zwo Daumen breit von der Kehle gieng, und tief in den Muskeln unter der Achselgrube stecken blieb. Da der Doktor in der ersten Bestürzung, beym Anblick dieser Wunde, sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Das ist es, was ich immer vorher gesagt habe; Eure Majestät nehmen sich gar nicht in Acht.“ Antwortete der König lächelnd: Ne sutor ultra crepidam. — Da der Wundarzt es unmöglich fand, eine Kugel heraus zu schneiden, die sich so tief hinein gesenkt

hatte,

hatte, sagte der König ohne die geringste Rührung: „So mag sie denn da sitzen bleiben, und ein Zeichen seyn, daß mein Körper nicht in Wollüsten, noch Eitelkeiten abgenutzt worden.“

Hier war es auch, als das ganze vom Axel Oxenstierna angeführte Korps von Offizieren den König mit thränenden Augen bat, seines Lebens doch mehr zu schonen, indem so viele Tausende bereit wären, für ihn zu sterben. Diese ihre Ergebenheit rührte den König aufs zärtlichste, und seine Antwort schildert die Seele eines Helden, der weit über andere Sterbliche erhaben ist. „Gott hat mich, sagte er, hiezu berufen, ich muß meinen getreuen Soldaten mit Beyspielen vorgehen; und könnte mir wohl etwas ruhmvolleres wiederfahren, als wenn ich mein Leben eben just da verlöre, wo ich vor das Wohl meines Volkes fechte?“

Der glückliche Fortgang des Kaisers Ferdinands in Teutschland hatte denselben endlich im Stand gesetzt, seine Waffen auch gegen Norden zu wenden, und den König Sigismund zu unterstützen. — Arnheim, einer seiner besten Generale, ward mit einem starken Corps abgeschickt, sich mit den Polen zu vereinigen. Gustav, ungleich schwächer an Truppen, wartet dessen Anfall nicht ab, und greift ihn bey Scum an. — Tausendmal lief er Gefahr, gefangen oder niedergehauen zu werden; nur

durch

durch seinen eigenen, und den unbeschreiblichen Muth seiner treuen Gefährten schlug er sich durch. — Der König drang sich nemlich, unter diesem heftigen Streite, so weit ins Feuer hinein, daß ihm schon ein starker polnischer Dragoner an seinem Bandelierriemen gefaßt hatte, welchen der König von sich über den Kopf abwarf, um sich von jenem loß zu machen; und bey dieser Bewegung fiel ihm zugleich sein Hut ab, welchen Arnheim hernach als das größte Siegeszeichen aufbehielt. Kaum war der König dieser Gefahr entgangen, als ihn abermal ein anderer grober Pohle fest bey dem Arm ergriff, und ihm entweder die Freyheit oder das Leben rauben wollte; zum Glück wurde ein gewisser schwedischer Soldat dieses gewahr, und erschoß den Pohlen.

Man versuchte sogar oft, diesen Monarchen meuchelmörderischer weise ums Leben zu bringen: Torquato de Conte, ein Italiener, der Anfangs wider Gustav in Pommern kommandirte, hatte sich gleichwohl nicht gewagt, mit ihm anzubinden, gedachte ihn aber durch Verrätherey zu fällen. Für eine ansehnliche Geldsumme dung er einen seiner Landsleute, Quintus del Ponte, in Gustavs Armee Dienste zu thun, damit er den König umbringen könne.

Dieser wußte sich so wohl zu verstellen, daß er nicht allein in Dienste genommen, sondern auch zum Obristlieutnant gemacht wurde. Doch, da eben sein verrätherischer Anschlag entdeckt wurde, lief er zu den Feinden über. Verschiedene solcher Verräther wurden in dem schwedischen Lager entdeckt, die von dem Feinde bestochen waren. Einer von ihnen gestand, daß er oft die Pistole in der Hand gehabt, um dem Könige das Leben zu nehmen, daß ihn aber jedesmal eine heftige Furcht überfallen, die ihn an der Ausführung dieser Frevelthat verhindert hätte.

Nicht lange hernach wurde ein verkleideter Mönch, mit Namen Amberg, ertapt, der sich ins Lager hinein geschlichen hatte, um, nach seinem eigenen Bekenntnisse, bey Gelegenheit den König zu ermorden. — Nachdem wurde noch in Frankfurt am Mayn eine gleiche Verschwörung entdeckt.

Gustav mußte auch die Ehre seiner Krone zu behaupten, ohne sich durch Drohungen abschröcken zu lassen.

Da König Ludwig XIII. vernahm, daß Gustav Adolf auch sogar Augsburg in Besitz genommen, sagte er zu dem venezianischen Ambassadeur: „Il est temps, que nous pen-

sions

sions ferieusement, la Republique & moi, à arreter les progres de ce Goth. —

Doch, dieser gothische Kämpfer war nicht so leicht in seinem Fortgange zu hindern. — Da der französische Minister am bayrischen Hofe Gustav Adolph überreden wollte, Bayern die Neutralität zu vergönnen, und sich endlich äusserte: daß der König von Frankreich dem Churfürsten allenfalls mit 50,000 Mann beystehen könnte; „antwortete Gustav Adolph, daß er in diesem Falle seinen König mit einem so langen Marsche verschonen wollte, und gewiß fertig seyn würde, ihn in Paris mit 100,000 Mann aufzusuchen. — Es blieb indessen auf beyden Seiten bey bloßen Drohungen, und Frankreich verband sich sogar in der Folge nach Gustavs Tode noch genauer mit Schweden.

Gut. (höchstes,)

Seit langer Zeit streitet man schon über das höchste Gut, und seit eben so langer Zeit hat man nichts als Ungereimtheiten gesagt. Folgende Betrachtungen werden mehr Genüge leisten:

Das Gute ist selten. Sollte man das höchste Gut auf dieser Welt nicht für das höch-

höchste Unding ansehen? die griechischen Philosophen untersuchten nach ihrer Gewohnheit diese Frage lange. Ist dieses nicht eben so viel, als ob Bettler von dem Steine der Weisen redeten? —

Das höchste Gut! welches Wort! Es hätte gleich viel gegolten, wenn man nach dem höchsten Blau, dem höchsten Ragout, dem höchsten Gang, dem höchsten Lesen u. d. g. gefraget hätte. — Jeder setzt sein Gut dahin, wo er kann, und hat davon so viel, als er nach seiner Art haben kann; das ist: ziemlich wenig. —

Das höchste Gut ist dasjenige, welches euch so sehr vergnügt, daß es euch in die gänzliche Unmöglichkeit versetzt, etwas anders zu fühlen; so wie das größte Uebel dasjenige ist, welches so weit geht, daß es uns alle Empfindung raubt. Das sind die zwo Gränzen der menschlichen Natur, und diese beyden Augenblicke sind kurz. Es giebt kein äusserstes Vergnügen, noch äusserste Peinen, die ein ganzes Leben über dauren könnten.

Wir wissen die schöne Fabel des Krantor: Er läßt bey den olympischen Spielen den Reichthum, die Wollust, die Gesundheit und die Tugend erscheinen: Jede verlangt den Apfel.

Der

Der Reichthum sagt: „Ich bin das höchste Gut, denn mit mir kauft man alle Güter.“ — Die Wollust sagt: „Der Apfel gehört mir, denn man verlangt den Reichthum nur, um mich zu haben.“ — Die Gesundheit versichert, „daß es ohne sie keine Wollust gebe, und der „Reichthum unnütz seye.“ — Endlich stellt die Tugend vor, „daß sie den Vorzug vor den drey übrigen verdiene, weil man sich mit dem Golde, den Vergnügungen und der Gesundheit sehr elend machen könne, wenn man einen schlechten Lebenswandel führe.“ Die Tugend erhielt den Apfel. —

Die Fabel ist sehr sinnreich; sie würde es aber noch mehr seyn, wenn Krantor gesagt hätte: „Das höchste Gut bestehe darinnen, wenn man diese vielen Nebenbuhlerinnen beysammen hat. — Aber diese Fabel läßt, und kann die ungereimte Frage vom höchsten Gut nicht auflösen. Die Tugend ist kein Gut, sie ist eine Pflicht; sie ist von einer besondern Gattung, von einer höhern Ordnung. Ein tugendhafter Mann, der, von dem Stein und Podagra gequält, ohne Stütze, ohne Freunde, ohne dem Nothwendigen ist, von einem wollüstigen Tyrannen, der sich gut befindet, verfolget und in Ketten fortgeschlept wird, ist sehr unglücklich.

Gutes und Böses.

Was ist gut? was ist vollkommen? dasjenige, was im gewöhnlichen oder höhern Grade zu dem Endzweck tüchtig ist, zu welchem es vorhanden ist.

Das Gute ist nicht schwerer, als das Böse. Die menschliche Leidenschaften sind zwar dagegen schreckliche Hinderniſſe; aber so bald der Verstand der Menschen von ihrem wahren Interesse unterrichtet ist, so werden sie auch gerecht und billig. —

Gutes und Böses sind die Mischungen dieses Erdenlebens überhaupt; aber Pflicht ist es, jedes Vernünftigen Pflicht, das Gute von dem Bösen zu sondern, das Aechte von dem Unächten zu scheiden. O wären alle Menschen, oder doch die Meisten, solche moralische Chymisten, welche Metamorphose würde mit unsrer Welt vorgehen! Das wäre ein Vorspiel, ein gewiß nicht unbeträchtliches Vorspiel der Vereinigung und Verneuerung aller Dinge. Jeder würde auf diese Weise einsehn, wie groß das Uebergewicht des Guten über das Böse ist. —

Wie viele Quellen der Glückseligkeit würden dadurch eröfnet, und hervorspringend gemacht werden, die jetzt tief im Verborgenen,

von keinem Wanderer entdeckt und geschöpft versauren und verderben! Jeder würde dem andern Muster der Nachahmung seyn, und jeder fehlerhafte, sittenlose, tugendfeindliche Mitbruder würde sich schämen, und bessern, weil er sähe, daß er sich bey seinen Lastern niemals in diese Welt einpassen könne. — —

H.

Haare. (Haarputz.)

Man weiß, wie vielerley Veränderungen, in den Revoluzionen der Mode, diese unterworfen waren. Man weiß aber auch zugleich, was die schöpferische Hand eines pariser Friseurs daraus zu formen im Stande ist.

Ehedem trug man die Haare bald lang, bald kurz; bald schnitt man sie ganz ab, und bey einer jeden dergleichen Epoche spielte die Geistlichkeit eine wichtige Rolle; bald verwarf sie die langen Haare, und zwang die Gläubigen, sie abzuschneiden; bald befahl sie ihnen, dieselben zu ihrem Seelenheil, und um den erzürnten Himmel zu besänftigen, wachsen zu lassen. Alles dieses wechselte von den Zeiten Clodions des Langhaarigen, bis über das 12te Jahrhundert, immer ab.

Im Jahr 1092 schrieb ein ansehnlicher Bischof von Tournay den langen Haaren die Pest zu, die man in diesem Jahre auszustehen hatte, und überredete seine Schäflein, sich dieselben abzuschneiden.

Die Könige, und ihre Nachahmer, die Hofleute, hatten einen großen Einfluß auf die Haarmoden; Philipp August, König von Frankreich, liebte die langen Haare; sogleich sah man an seinem Hofe Geistliche, und Weltliche mit langen Haaren erscheinen. Unter Ludwig XI. änderte sich die Sache, man schnitt die Haare rund, so wie sie heut zu Tage die Weltgeistlichen tragen; unter seinen Nachfolgern kam eine neue Mode auf, welche sich unter Franz I. nochmals änderte.

„In meiner Jugend, sagt Pasquier, war niemand geschoren, als die Mönche. Da aber der König Franz I. zufälliger weise von dem Hauptmann de Lorges, Herrn von Montgomeri, mit einem brennenden Stück Holz an dem Haupt verwundet wurde, trug er keine langen Haare mehr. — Seinem Beyspiele wollten zuerst die Prinzen, hernach die Edelleute, und endlich alle seine Unterthanen folgen.“

Mit den kurzen Haaren kamen die kleinen Mützen (Callotes) auf; man trug sie, und führte einen neuen Gebrauch zu Grüßen ein. Vorhero wußte man nicht, was das sagen wollte, mit entblößtem Haupte vor seinen Obern zu stehen, die Großen entblößten ihr Haupt nicht einmal vor dem Könige, und nur, wenn der König redete, entblößten sie ihr Haupt.

Jetzt auf den Haarputz unserer Schönen zu kommen: Wenn wir die ungekünstelte Natur bey jedem Dinge nicht mehr verkennten, als unsere Vorfahren; so würden wir eben so viel, wo nicht mehr Reize bey einem von Natur nicht unförmlichen weiblichen Körper, in nachläßiger Tracht und abhängenden, oder gewundenen und geknüpften Haar bewundern müssen, als unter einem oft mehr fürchterlichen, als anmuthigen Kopfputz.

Bewunderte man nicht mit Grund der Sinesischen und thessalischen Frauenzimmer Schönheit in ihrer einfältigen Tracht und abhängenden Haaren? und zeigt uns nicht Circassien den Ausbund von Schönen in ihrem ungekünstelt herabhängenden Gewand und Haaren? —

Zuweilen scheinen wir uns zu besinnen, und wählen Moden, welche dem Endzweck so ziemlich nahe kommen; aber bald wenden wir uns wieder zu ganz Zweckwidrigen.

Wir wollen das Lächerliche, und die natürlichsten Vergleichungen, welche die meisten unserer itzigen Frauenzimmerköpfe verdienten, verlassen, und nur bloß auf den Schaden und wahren Nachtheil Rücksicht nehmen, welchen sie dem Körper zufügen. — Sie nehmen Haartouren, Locken und Unterlagen, von fremden

Haaren verfertigt, mit dem größten Vergnügen an, schätzen eine Locke ihrem Schooßhund gleich, und bekümmern sich nicht darum, ob vielleicht eben diese Haare einem unreinen Kopf abgeschnitten werden mußten. Oder, wenn sie keinen Abscheu bloß vor diesem Gedanken haben wollen, so sollten sie doch ihre Gesundheit dabey schonen, welche leicht durch deren unreine Ausdämpfung leiden kann! —

Um den größten monströsesten Wirrkopf leiden sie beym Frisiren die empfindlichsten Beschwerden, und ausser der übeln Empfindung bekommen sie auch noch Kopfschmerzen davon. Nichts begreiflicher ist, als der Schade einer großen Last falscher Haare und Unterlagen. Sie zwecken nicht nur auf die Ausrottung der eignen Haare ab, sondern fügen auch dem Körper beträchtlichen Schaden zu. Die Pomade, Puder, verwirrten Haare, dicke bekleisterte Unterlagen ꝛc. hemmen die Ausdünstung, wodurch der Körper öfters so viel leidet, daß man sich wundern muß, daß wir nicht häufige Wichtelzöpfe bey unsern Frauenzimmern, so wie bey den polnischen Jüdinnen, antreffen.

Wenn man nun noch dazu beweisen kann, daß Frauenzimmer von der verfaulten Pomade, vermoderten Puder, und stinkenden Haaren einen Ausschlag, und die nachtheiligsten Arten von Kopfschmerzen bekommen haben, da sie so-

sodann, dieses Uebel zu verbergen, die Frisur forttragen, und beständig krank bleiben müssen, so hoft man, daß unsere Leserinnen einen gegründeten Abscheu vor dem übertriebenen Kopfputz bekommen dürften! und wenn auch ihre verletzte Gesundheit sie nicht von dieser Mode abschrecken sollte, so sollte doch wenigstens die damit verbundene Unreinlichkeit, und der erzeugte üble Geruch ein hinlänglicher Grund zu Abschaffung solcher Moden seyn.

Ueber dieses Chapiter wollen wir noch einen der neuern französischen Autoren reden lassen; ein wenig Deklamazion mit unter, mag nicht schaden. Das Mehreste ist Wahrheit:

„Ihr sehet, sagt er, den Kopf dieser schönen, durch den Bau ihrer Coeffüre, und ihre langen fliegenden Haare so sehenswürdigen Frau; ihr bewundert die Farbe, die Gestalt, den Umriß und die Eleganz derselben. Und — es sind nicht ihre Haare. Sie hat sie den Köpfen der Todten abgeborgt, und das, was sie in euren Augen verschönert, ist der Raub vor. Geschöpfen, die vielleicht von schrecklichen Krankheiten angesteckt waren, und deren Namen allein schon ihre Delikatesse beleidigen würde, wenn man sie in ihrer Gegenwart zu nennen das Herz haben wollte.

„Indessen ist sie auf ihr entlehntes Haar stolz. Sie setzt sich in Gefahr, schädliche Be-

standtheile zu erben, die sie noch verborgen halten können. In der That trug man Hals- und Armbänder von geflochtenen Haaren; die Erfahrung hat es entschieden, daß man wegen der von ihnen verursachten Geschwüre Verzicht auf sie thun mußte.

„Aber die Frauens wollen lieber ein unbequemes Jucken ertragen, als auf ihre Coeffüre Verzicht thun. Sie mildern die Empfindung desselben mit dem Kamme. Damit zieht sich dann das Blut mit Ungestüm nach dem Kopfe hin, die Augen werden roth und feurig, aber was thut das? man trägt doch das Gebäude, sein Götzenbild zur Schau.

„Mit den falschen Haaren kommt ein schweres mit Pferdehaaren ausgestopftes Kissen, ein Wald von 7 bis 8 Zoll langen Nadeln, deren scharfe Spitzen auf der bloßen Haut aufliegen, in diese Coeffüre. Eine Menge von Puder und Pomade, die mit wohlriechenden Essenzen zubereitet sind, und bald eine Schärfe zuziehen, reizen die Nerven. Die unmerkliche Ausdünstung des Kopfes wird gehindert, und sie kann ohne der größten Gefahr in diesem Theile des Körpers nicht vor sich gehen.

„Fiele eine Last auf diesen schönen Kopf herab, so wäre er in Gefahr, von allen den stählernen Spitzen, mit welchen er durchspickt ist durchlöchert und durchstochen zu werden.

„Wäh-

„Während des Schlafes druckt man sowohl das falsche Haar, als die Nadeln und alle diese fremden und färbenden Substanzen mit einer dreifachen Binde nieder. So bekommt also der eingepackte Kopf einen dreifachen Bund, und erhitzt sich auf dem Kopfkissen.

„Die Augenbeschwerden, die Läusekrankheit, die Entzündung der Haut entstehen allein aus diesem übertriebenen Wohlgefallen an einer thörichten Coeffüre. — Der größte Theil der Frauens läßt sich nicht einmal die Zeit, alle den Ueberfluß vom Kopfe abzunehmen, weil die Stunden des Vergnügens zu kostbar sind, und der ganze Tag dem Tische, dem Spiele und dem Tanze gewidmet ist. Man kann sich nicht eher als gegen 2 oder 3 Uhr nach Mitternacht niederlegen; und muß den Tag darauf dasselbige Leben von neuem anfangen.

„Die Gesundheit wird zerrüttet, man kürzt sich seine Tage ab, verliert die wenigen Haare, die man hat, ist von Flüssen, Zahn- und Ohrenschmerzen, von der Rose geplagt, da indessen das Dorf- und Bauermädchen, die ihren Kopf ordentlich hält, nicht das Mindeste von allen diesen Beschwerden empfindet, ihre Haare bis ins Alter erhält, und noch vor den Augen ihrer Urenkel stolz darauf seyn kann, wenn sie

das Alter, um sie noch ehrwürdiger zu machen, schon ganz abgebleicht hat."

Habeas Korpus.

Ist eine sehr merkwürdige Parlamentsakte, welche im Jahr 1679 die Freyheit der Einwohner Englands, die Vernichtung aller Einfälle und allen Aufschub der Minister und Richter versicherte. —

Sie verbot, daß kein Einwohner des Reichs übers Meer geschickt werden sollte. — Ein Richter kann bey strenger Strafe dem geringsten Gefangnen keinen Befehl des Habeas Korpus abschlagen, der den Stockmeister verbindet, den Körper des Gefangnen auszuliefern, und die Sache der Gefangennehmung zu berichtigen. Diese Ordre muß innerhalb drey Tagen ausgeführt werden. Jeder Gefangne muß gleich nach dem ersten Termin seines Verhafts angeklagt und sein Prozeß den folgenden Termin zu Ende gebracht werden.

Dies Gesetz, sagt Hume, ist zur Aufrechthaltung der Freyheit in einer vermischten Monarchie, wie England, wesentlich nothwendig, und dies ist der einzige Grund, sagen die Engländer, warum ihre bürgerliche Einrichtung allen andern vorzuziehen ist.

„Diese

„Diese Habeas Corpus-Akte, sagt Herr von Archenholz, sichert einen jeden Engländer gegen die Unterdrückung der Großen und Mächtigen des Reichs. Dieser Akte zufolge darf kein Engländer auf Befehl eines Ministers, oder selbst des Königs, arretirt werden, ohne daß man in wenig Tagen die Ursache seines Verhafts anzeigt, und ihm seinen Ankläger in einem öffentlichen Tribunale vor die Augen stellt. Auf diese Weise ist der niedrigste Mensch gegen alle Unterdrückung eines mit der höchsten Autorität bewafneten Ministers völlig gesichert.

„Nichts macht einen größern Kontrast, als diese Akte, die seit der Revoluzion noch nie verletzt worden ist, mit den so berüchtigten Lettres de cachet, womit das Französische Ministerium von jeher so freygebig gewesen ist. — Es war genug, den Sous-Commis eines Commis irgend eines Ministers beleidigt zu haben, um in die Bastille gesteckt zu werden, und daselbst lebendig zu verfaulen. Wenn wir Linguet glauben, so ist diese teuflische Etikette noch immer Mode.“ —

Hacho.

König in Lappland, war in seiner Jugend der tapferste Held und tugendhafteste Mann in

ganz

ganz Norden. Seine Heldenthaten sind in einem der hangoischen Felsen eingegraben, und werden noch heutiges Tages bey dem nächtlichen Festen der Lappländer nach der Leyer abgesungen.

Sein Geist war so unerschrocken, daß er es wagte, über den See Verher auf die Insel der Zauberer zu gehen, wo er in ein finsteres Gewölbe stieg, in welchem, nach dem Glauben der Lappländer, seit 600 Jahren ein berühmter Zauberer begraben lag, und las daselbst die alte gothische Schrift, die auf seinem ehernen Stabe geschrieben war.

Seine Augen waren so durchdringend, daß er seine Feinde durch einen einzigen Blick entwafnen konnte. — Schon in seinem 12ten Jahre besaß er eine solche Stärke, daß er einen großen schweren Stein in Gegenwart aller Befehlshaber seines Vaters fünf Feldweges trug. Lauter Eigenschaften, die ihn bey den rohen und wilden Lappländern, die die Größe des Geistes nur nach der Stärke des Leibes schäzzen, groß und unvergeßlich machten.

Aber Hacho war auch wegen seiner Klugheit, und wegen seines großen Verstandes berühmt. Einmal fiel es den Lappländern ein, die gefrornen Wüsteneyen ihres Landes zu verlassen, und eine wärmere Himmelsgegend zu

suchen,

suchen, damit sie, wie sie sagten, doch auch wie andere Menschen leben, und statt des Fischthranes Bier trinken, und statt der gedörrten Fische Brod und Käse essen könnten. Allein Hacho wußte ihnen diesen Einfall durch seine Klugheit bald auszureden. Er versicherte ihnen, daß die Völker in wärmern Ländern, ungeachtet ihrer so berühmten Fruchtbarkeit, doch alle Nächte die fürchterlichsten Träume hätten, und des Morgens würden sie von dem entsetzlichen Geräusche, welches die Sonne bey ihrem Aufgange machte, erschreckt und ganz betäubt.

Hacho war außer diesem auch durch seine Mäßigkeit und ernsthaften Sitten berühmt. Er trank nie etwas anders als Wasser, und an Festtagen Fischthran. Er wollte sich nie eines gemalten Bechers bedienen. Er schlief beständig mit dem Spieße in der Hand, und wollte sich nie einer Streitaxt bedienen, deren Handgriff mit Kupfer ausgelegt war. Aber er blieb nicht immer so tugendhaft, und beschloß endlich seine Tage mit wenig Ehre.

Als er sich einmal des Abends auf der Bärenjagd in einem wüsten Walde verirret, und den ganzen Tag, ohne einige Erfrischung zu haben, sich weidlich abgemattet hatte, traf er einen großen Vorrath von Honig in einem hohlen Baume an. Da er solche Leckerbissen niemals

mals vorher gekostet hatte, und doch sehr kraftlos und hungrig war, so aß er sehr begierig davon. Diese ungewöhnliche und schmackhafte Kost gefiel ihm so wohl, daß er nach seiner Zurückkunft alle Tage Honig auftragen ließ. Sein Gaumen wurde dadurch nach und nach zärtlicher und verderbter; er fieng an, seinen natürlichen Geschmack an schlechtern Speisen zu verlieren, und gewöhnte sich an lauter niedliche Sachen. Er ließ sich einen Garten bey seiner Hütte anlegen, und führte endlich sogar das Bier in seinem Lande ein, welches den Lappen bisher völlig unbekannt gewesen war. Als er dieses Getränk nur erst einmal gekostet hatte, so versuchte er es immer mehr, und brachte es endlich dahin, daß er sich dessen bis zur ausschweifendsten Trunkenheit bediente.

Seine einfache Lebensart ward dadurch gewaltig verändert; er ließ seine Hütte täglich mit Wachholderbeeren ausräuchern, und befahl, seinen Helm mit den schönsten Rennthierszähnen zu schmücken. Unachtsamkeit und Weichlichkeit bemächtigten sich seiner nach und nach; sein tapferer Muth sank, und die Begierde, durch kriegerische Thaten berühmt zu werden, war endlich ganz in ihm verloschen.

Indem sich nun Hacho auf diese Art der Ruhe und dem Vergnügen überließ, brachte man ihm einmal des Morgens die Nachricht,

daß

daß sich in der Nacht ein böses Omen zugetragen hätte, indem das Oel in der ewigen Lampe des Odin von den Fledermäusen und Nachteulen wäre ausgetrunken worden. Zugleich kam ein Bote, der ihm meldete, daß der König von Norwegen mit einer großen Macht in Lappland eingefallen sey.

Hacho erwachte auf einmal aus dem Schlafe der Wollust, nahm seine noch wenigen übrigen Kräfte zusammen, und gieng seinem Feinde entgegen. Es kam in eben dem Walde zu einem Treffen, wo Hacho sich ehedem auf der Jagd verirret hatte, und es mußte sich zutragen, daß der König von Norwegen ihm an dem Baume, wo er Honig gekostet hatte, zum Zweykampfe auffoderte. Hacho, der träge, und des Fechtens nicht mehr gewohnt war, wurde bald überwunden und fiel zu Boden. Ehe ihm aber sein Ueberwinder den Kopf abhieb, rief er noch folgende Worte, welche die Lappen noch jezt ihren Kindern jährlich als eine weise Lehre einzuprägen pflegen: „Ihr Lasterhaften unter den Lappländern! schreibet euren Untergang gleich dem ersten Versuche der Laster zu. Wie gerecht falle ich jezt, als ein Opfer der Faulheit und Wollust, an eben dem Orte, wo ich zuerst ihren Lockungen nachgab, die mich verführten, von meiner Mäßigkeit und Unschuld abzugehen. Der Honig, den ich in diesem

Baume

Baume kostete, und nicht die Hand des Königes von Norwegen hat mich überwunden."

Hambrok.

Die neuere Geschichte macht uns in seiner Person einen zweiten Regulus bekannt. Seine Geschichte ist die folgende:

Ein Chineser, mit Namen Equam, der von unbekannten Eltern herstammte, war aus unruhigem Geiste ein Seeräuber geworden, und hatte sich durch seine Gaben zur Würde eines Großadmirals geschwungen.

Er focht lange für sein Vaterland gegen die Tartarn; als er aber sah, daß sein Heer bezwungen worden war, suchte er für sich einen Frieden zu treffen; er wurde zu Peking, wo man ihn hingelockt hatte, in Verhaft genommen, und durch den Bezwinger von China zu einem ewigen Gefängniß verdammt, wo er, wie man glaubt, mit Gift hingerichtet wurde.

Seine Flotte diente seinem Sohn Coxinga zur Freyheit, der den Tyrannen seiner Familie und seines Vaterlands einen ewigen Haß schwur, und bildete sich ein, er würde entsetzliche Rache an ihnen ausüben können, wenn er die Insel Formosa in seine Gewalt bekäme. Er griff

sie

sie im J. 1662 an, machte die holländischen Kolonisten des platten Landes, und unter solchen auch ihren Prediger Hambrok gefangen.

Da nun Coxinga einen unerwarteten Widerstand an der tapfern Gegenwehr des Kommendanten des Forts Seeland, Namens Kayot (oder Koyet) fand, so bediente er sich des Hambroks, um denselben zur Uebergabe des Orts zu bereden, und verband zugleich die Erhaltung seines Lebens mit dem glücklichen Erfolge seiner Gesandschaft.

Hambrok, dieser patriotische Republikaner, anstatt dem Kommendanten die Uebergabe anzurathen, wandte seine ganze Beredsamkeit an, denselben zur Vertheidigung seiner Festung zu ermahnen; und der Entschluß wurde seinen Wünschen gemäß genommen.

Man stellte ihm hierauf die Gefahr seiner Rückkehr vor, und man bemühete sich, ihn davon abzuhalten. Zwey seiner daselbst in Sicherheit sich befindenden annoch unerzogenen Kinder warfen sich zu seinen Füssen, benetzten sie mit Thränen, und vereinigten ihre Zärtlichkeiten, ihre Wehklagen, ihr Jammergeschrey mit den ernsthaften Vorstellungen einer ganzen Versammlung.

Hambrok, ob er gleich selbst in Thränen zerfloß, sagte: „Ich habe versprochen, zu

meinen Ketten zurückzukehren; ich muß mein Versprechen erfüllen. Niemals soll man meinem Andenken vorwerfen können, daß, um mein Leben in Sicherheit zu stellen, ich das Loos meiner Gefährten im Unglück härter gemacht, und vielleicht gar ihren Tod bewirkt hätte.“ Hierauf entriß er sich ihren Umarmungen, und eilete in den Tod, indem er noch hinzusetzte: „Er hätte seine Pflicht gegen sein Vaterland nun erfüllet, er müßte dem Feinde auch sein Wort halten.“

Hanau (Gräfinn von).

Amalia Elisabeth zu Hanau, Landgräfinn von Hessenkassel, eine Gemahlinn Wilhelms V. und nach seinem Hintritt Regentinn seiner Staaten, machte sich durch ihren Muth und ihre Staatskunst berühmt.

Sie nahm an den großen Vorgängen Antheil, die damals den besten Theil Europens beschäftigten. Sie trat die Regierung zu einer Zeit an, da die hessischen Lande durch die vorhergegangenen Kriege bey Lebzeiten ihres Gemahls, der 1637 in Ostfrießland jung verstarb, waren verheeret worden. Diejenigen, die Lust hatten, die Kasselischen Lande zu überziehen, und unter diesen, ihre Anverwandten und nächsten

Nach-

Nachbaren, glaubten, daß itzt die rechte Zeit sey, ihr Vorhaben auszuführen; allein sie hatten bald Ursache, es sich reuen zu lassen, als sie sahen, daß sie mit einer Prinzessinn zu thun hatten, die das Herz eines Helden, und den Geist eines in Staatsgeschäften vollkommen gemachten Staatsbedienten besaß.

Der Landgraf George von Darmstadt wollte alles an sein Haus bringen, was ehemals Philipp der Großmüthige besessen hatte; sie jagte ihn aus den bestrittenen Ländern, und nöthigte ihn, sich mit ihr zu vergleichen, da sie auf der Seite Schwedens und Frankreichs getreten war, so wie sich der Landgraf von Darmstadt auf der Kaiserlichen befand.

Fast ihre ganze Regierung war unruhig, und vergieng unter Schlachten liefern und Plätze bestürmen, und die Art, mit der sie dabey verfuhr, machte, daß man gestehen mußte, daß sie sich so gut darauf verstünde, als ihre Generale. — Bey Schließung des Westphälischen Friedens wußte sie die Vortheile des Landgrafen ihres Sohnes so wohl in Acht zu nehmen, daß nach Verhältniß keiner von allen daran theilnehmenden Fürsten so viel dabey gewann.

Nie hat man ein unerschrockeneres Frauenzimmer gesehen, als sie war, und keines, das bey allen ihren Widerwärtigkeiten gelassener ge-

wesen wäre. Hier ist ein Beyspiel: Im J. 1646 belagerte das Kasselische Heer Paderborn; allein die Stadt erhielt Beystand, das Heer ward geschlagen, und gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Die Landgräfinn empfieng die Nachricht eben, als sie an der Tafel saß, und sagte, als sie den Brief gelesen hatte: „Meine Armee ist geschlagen, und die Paderbornische Belagerung ist aufgehoben. Es ist eine schlechte Zeitung; indessen muß man das Unglück ertragen, um sich nicht im Glück zu erheben.“

Als sie das gesagt hatte, fuhr sie fort zu speisen, als ob sich nichts zugetragen hätte. Sobald sie von der Tafel aufgestanden war, ließ sie ihre Staatsbedienten ins Kabinet treten, um mit ihnen Rath zu fassen, was zu thun sey.

Was man an dieser Prinzessinn allezeit am meisten bewundert hat, ist die Hurtigkeit, mit der sie alles ausführte, und daß sie unermüdet in ihrer Regierung gewesen ist. Man bewunderte ihre Beredsamkeit im Staatsrath, wenn sie den Vortrag von dem machte, worüber berathschlagt werden sollte; ihren Scharfsinn, in das Wesentliche der Frage, darüber gerathschlaget ward, einzudringen; ihre Fähigkeit, die Meinungen zu fassen; und ihre Klugheit, die beste Parthey zu ergreifen.

Sie

Sie sprach angenehm, und schrieb nachdrücklich. — Sie war mit Jedermann zu allen Zeiten gesprächig, edelmüthig bey Belohnung geleisteter Dienste, holdselig und menschenfreundlich. Sie liebte die schönen Wissenschaften, und that den Gelehrten Gutes.

Sie entsagte der Regierung im J. 1650, und übergab ihrem Sohn die Staaten weit ausgebreiteter, als sie gewesen waren, da sie die Regierung antrat.

Haller (Albrecht von).

Albrecht von Haller, Herr auf Gumnoens, le Jux und Eklagnens, war zu Bern in der Schweiz im J. 1708 den 16ten Oktober aus einer alten und berühmten Familie geboren.

Schon in seinem 9ten Jahre war er über alle seine Mitschüler an Fleiß und Lehrbegierde das, was er in männlichen Jahren über Tausende seines Metiers war. Im 10ten Jahre zeigte er schon in einigen Versen seine Fähigkeit zur Dichtkunst; und obgleich nach seines Vaters Tod, welcher schon 1721 erfolgte, seine Anverwandten seinem Hang zur Dichtkunst und Litteratur, als zu brodlosen Wissenschaften, auf allerhand Art Einhalt zu thun suchten, so waren es doch vergebliche Bemühungen.

Er suchte sich in diesen feinern Wissenschaften immer fester zu setzen, und erreichte indessen das 15te Jahr, da er sich entschloß, die Arzneygelahrtheit zu studieren, auf welche er so viel Fleiß zu verwenden sich vornahm, daß er seinen bisherigen freylich mehr anmuthigen Beschäftigungen entsagte, und seine verfertigten Gedichte dem Vulkan opferte.

Er zog im J. 1723 auf die Universität Tübingen, nach zwey Jahren aber nach Leiden in Holland, wo er im J. 1726 in seinem 18ten Jahre die Doktorwürde annahm. Das Jahr darauf reisete er nach England, und weiter nach Frankreich, und endlich wieder in sein Vaterland, in die Schweiz zurück, und zwar zuerst nach Basel, wo er sonderlich mathematische Wissenschaften trieb, und von da endlich wieder in seine Vaterstadt Bern.

Hier wurde ihm zuerst die Aufsicht über ein Hospital und über die öffentliche Bibliothek anvertraut. Um beyde machte er sich Verdienste, und beschenkte dabey das Reich der Gelehrsamkeit mit immer mehrern neuen Schriften, durch welche er täglich berühmter wurde, und daher im J. 1736 von der Universität zu Göttingen den Ruf zu einer medizinischen Professur erhielt, welchem er auch folgte.

So sehr er für die Arzneygelahrtheit geschaffen war, und tief in die verborgensten Winkel

dieser

dieser Wissenschaft, zu ihrer gewaltigen Aufnahme und Erweiterung eingedrungen war, so sehr blieb er doch noch Liebling der Musen, welche an ihm den herrlichsten Dichtergeist gefunden hatten. Seine Gedichte sind, wie Hallers Lobredner ganz richtig urtheilet, nicht etwa nur gereimte Kleinigkeiten; nicht kalt hingeschriebene Spiele des Witzes; nicht blos artige und mit zierlichen Worten ausgeschmückte Gedanken. Nein, wir sehen hier das erhabene und wahre Gemälde der wichtigsten Gegenstände; den Ausdruck des tief arbeitenden Schmerzes; den edlen Enthusiasmus, der die lebhaftesten und wahresten Bewegungen würkt; den frechen und schnellen Zug, mit welchem Raphael die größten Wesen malt, und den zarten Pinsel, womit Albano bey der Zeichnung der Grazien verweilet. Hier sieht man den großen Weltweisen, den die Wärme seiner Betrachtungen verzehret; dem seine feurigen und verschlossenen Gedanken, wie Blitze entfahren, und nur jene großen Züge übrig lassen, welche Gott, die Ewigkeit, die Natur und den Menschen darstellen.

Einen Mann von so großen und seltenen Talenten in ganz verschiedenen Wissenschaften, konnte die Welt, der er diente, auch ihre Belohnungen nicht vorenthalten. Monarchen — und was sonst noch Verdienste belohnen konnte,

suchten ihm wetteifernd immer neue Aufmunterungen zu geben. Im J. 1734 wurde er Mitglied der Akademie zu Upsal; 1739 nicht nur ein Mitglied der teutschen Gesellschaft zu Leipzig, sondern auch königlich großbritannischer Leibarzt. — 1743 wurde er in die königl. Gesellschaft zu London, und 1745 mit in die Regierung seiner vaterländischen Republik, und 1747 in die königl. Akademie zu Stockholm aufgenommen. 1748 wurde ihm von den beyden Universitäten Oxford und Utrecht die Professur der Botanik angetragen, die er aber ausschlug.

Im J. 1749 erhob der Kaiser ihn und seine Familie in den Reichsadelstand; in eben diesem Jahre machte ihn der König von England zu seinem Staatsrath, und der König von Preußen ertheilte ihm eine Stelle in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und wollte ihn auch zum Präsidenten dieser Akademie haben.

1751 nahm ihn die K. K. Akademie der Naturforscher zu Wien und das Institut von Bologna, und 1752 die königl. Akademie der Wundarzneykunst zu Paris unter ihre Mitglieder auf. 1753 nöthigten ihn seine Gesundheitsumstände, Göttingen zu verlassen, und in sein Vaterland zu ziehen. Das Jahr darauf 1754 erwählte ihn die königl. Akademie

der

der Wissenschaften zu Paris zu einem der acht auswärtigen Mitglieder. — 1755 wurde ihm die Stelle eines Kanzlers der Universität Göttingen angetragen, welche er aber auf dringendes Bitten des Raths zu Bern so, wie die Stelle eines Kanzlers und Kurators der Universität zu Halle ausschlug. Er wurde in eben dem Jahre Beysitzer am Sanitätsrath der Republik, und unter dem Namen Isikrates Emire, zum Mitglied der Akademie ernannt.

1757 ward er ein Mitglied des Akademischen Senats, Beysitzer beym Oberkonsistorium und der Landesökonomie-Kommission. 1758 ward er Gouverneur von Roche, 1759 Mitglied der botanischen Akademie zu Florenz und in Bayern. 1764 der ökonomischen Gesellschaft zu Zürich. 1765 der Gesellschaften zu Hannover und Zelle. 1766 ward er in den Appellazionsrath zu Bern, welcher in Civilsachen die Obrigkeit vorstellet, und 1767 in den geheimen Rath aufgenommen, der die damaligen Genfischen Streitigkeiten beylegen sollte; und in eben diesem Jahre erhielt er von der russischen Kaiserinn einen Ruf nach Petersburg.

In Jahr 1770 schrieb der König von England an den Rath zu Bern, daß sie ihren grossen Haller wieder nach Göttingen lassen möchten; aber die Schweiz war so glücklich, ihn zu

behalten. — 1772 kam er in das Kollegium der Aerzte zu Edinburg. 1773 wurde er Mitglied der Akademie von Padua und Kopenhagen, und 1775 Präsident der ökonomischen Gesellschaft zu Bern. 1776 ertheilte ihm der König von Schweden den Nordsternorden. 1777 nahm ihn die kaiserliche Akademie zu Petersburg unter ihre Mitglieder auf, und in eben diesem Jahr, den 12ten Dezember starb er, gekrönt mit Ruhm und Ehre im 70sten Jahre seines Alters.

So wie sich sein Ruhm von Jahren zu Jahren vermehrte, so beeiferte man sich auch in ganz Europa um die Wette, ihn mit Ehren zu überhäufen, und er hatte noch in seinem hohen Alter das Glück von dem größten Monarchen seiner Zeit, einem Joseph II. einen freundschaftlichen Besuch zu empfangen, eine Ehre, wonach ein Voltaire vergeblich verlangt hatte. —

Was er im Fache der Gelehrsamkeit, so in der Medizin, Botanik ꝛc. als in den schönen Wissenschaften und in der Philosophie geleistet hat, davon zeugen seine schönen Schriften, die der Welt bekannt genug sind, ohne davon weiter reden zu dürfen. Ihr Inhalt empfiehlt sich von selbst, und sie sind auch fast in jedermanns Händen.

Haller (der Jüngere.)

Unser eben berühmter großer Haller hinterließ einen Sohn, der Offizier bey einem französischen Schweizerregimente wurde. — Dies war ein Genie und Sonderling zugleich, und einer der ausserordentlichsten Menschen.

Er vereinigte oft die glücklichsten und ausgebildetesten Naturgaben und Kunsttalente, den menschenfreundlichsten offensten Charakter, und überraschende hinreißende Anmuth im Umgang, mit den drolligsten Launen, und unbiegsamer Störrigkeit.

Er hatte seinem Vater (als ihm dieser nach elterlichen Herkommen, und nach seinem Vaterrecht, unangenehme Vorwürfe machte, und noch immer der Leiter seiner Männerjahre seyn wollte) allen für ihn von jeher gemachten Aufwand, sogar die Kosten der Taufe und Hebamme, wieder erstattet, und er aß seit dem nie bey ihm, ohne ihm nicht seine Mahlzeit zu bezahlen. Er that gewöhnlich seine Reisen zu Fuß, und gerade aus. Stieß er auf einen Fluß, so schwamm er hindurch; kam er an einen Berg, so kletterte er hinüber. — Sein ganzes Gepäcke bey solchen Reisen bestand aus ein Paar Hemden.

Er war auch ein sehr großer und glücklicher Spieler. — Im Jahr 1781 gerieth er mit einem

einem gewissen Herrn von Erlach über eine Ehrenstelle, um die sich beyde in Bern bewarben, in Streit. Sie duellirten sich in der Gegend von Avignon mit einander, und unser Sonderling wurde in diesem Duel zum Schmerzen seiner Freynde und Anverwandten erschossen.

Handkuß.

Der Handkuß war in den ältesten Zeiten Religionsgebrauch; man grüßte Sonne, Mond und Sterne, indem man seine Hand küßte. Die alten Indier warfen sich vor der Sonne nieder, und führten ihre Hand zum Munde. — Lucian, wenn er der prächtigen Opfer erwähnt, welche die reichen Griechen den Göttern brachten, setzt hinzu, daß sich die Armen begnügten, ihre Anbetung durch Handküsse zu erkennen zu geben.

Von den Griechen gieng dieser Gebrauch zu den Römern über. Plinius erwähnt seiner, als eine von jenen alten Gewohnheiten, von denen man weder Grund noch Ursprung anzugeben weiß. Ein Freigeist der damaligen Zeiten wurde als ein Gotteslängner ausgeschrieen, weil er vor einer Bildsäule vorbeygegangen war, ohne die Zeremonie des Handkusses zu beobachten.

Wenn uns ein alter Schriftsteller die Schönheit der berühmten Psyche recht lebhaft schildern will, so sagt er: „man sey bey ihrem Anblick gereitzt gewesen, sie als Venus mit einem Kuß auf die rechte Hand, und den Zeigefinger auf den ausgestreckten Daumen gedrückt, zu ehren; denn alle diese Handküsse geschahen mit der rechten Hand.

Als das Christenthum die Religion der Heiden und ihre Gebräuche verdrängte, behielten die Bischöfe und die vornehmsten der Geistlichkeit den Handkuß lange als eine Ehrenbezeugung bey, auf welche sie Anspruch machten. Sie pflegten denen, welche ihnen in ihren Kirchenverrichtungen und am Altare aufwarteten, die Hand zum Kuß zu reichen.

Im gemeinen Leben ist die Sitte des Handkusses älter, als alle anderen Gebräuche, ja, wenn es wahr ist, daß die Gebährdensprache älter als Worte und Schriftzüge war, auch älter als diese. Salomo sagt von den Schmeichlern seiner Zeit, daß sie nicht müde würden, die Hände ihrer Gönner zu küssen, bis sie ihren Zweck erreicht hätten. — Priam küßte Achilles Hände, als er ihn um Hektors Leichnam bat.

Diese Höflichkeit war auch in Rom und in Welschland üblich, wo sie aber verschiedenen

Ver-

Veränderungen unterworfen blieb. — In den ersten Zeiten der Republik scheint sie nur von Untergebenen ihren Obern erwiesen worden zu seyn; freye Leute gaben sich die Hände, und umarmten sich. Die Liebe zur Freyheit gieng sogar in der Folge der Zeit so weit, daß selbst Soldaten sich nicht gern dieser Pflicht gegen ihren Feldherrn entledigten; man betrachtete deswegen als etwas ganz ausserordentliches, die Handlung der Soldaten von Catos Heere, die ihm alle die Hand küßten, als er genöthigt war, das Kommando nieder zu legen.

In der Folge dachten die Römer nicht mehr so streng über diesen Punkt. Bey dem ersten Ansehn, in welches sich die Tribunen, Konsuln, Diktatoren zu setzen wußten, sahen sich die Privatpersonen gezwungen, ihnen auf eine demüthigere und ehrfurchtsvollere Art zu begegnen; statt der vorigen gewöhnlichen Umarmungen schätzten sie sich schon sehr glücklich, wenn sie zum Handkuß zugelassen wurden, welches accedere ad manum „der Hand sich nähern“ hieß.

Unter den Kaisern wurde der Handkuß, selbst für die Großen, zu einem sehr wesentlichen und unentbehrlichen Stück des Zeremoniels. Die Hofleute von einem niedern Range mußten auf ihre Knie fallen, den Saum der Kleidung des Kaisers mit der rechten Hand berühren, und dann diese Hand, zum Zeichen

der

der Anbetung, gegen ihren Mund führen. In der Folge wurde diese Ehre selbst nur den Konsuln und ersten Staatsbedienten zugestanden. Die andern blieben in der Ferne, und grüßten den Kaiser mit einem zugeworfenen Handkuß, auf eben die Art, wie man die Götter zu grüssen pflegte.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn man diesem Gebrauch auch in andern Zeitaltern und Ländern und bey andern Völkern nachspüren wollte; genug, daß man ihn überall antrift. Kortez fand ihn sogar in Mexiko. Tausend Große des Reichs kamen ihm entgegen, ihn zu grüßen, indem sie mit der Hand die Erde berührten, und dann die Hand zum Mund brachten.

Der Handkuß ist noch in unsern Tagen an den meisten Höfen ein Punkt der Etikette. Im gemeinen Leben hat aber seine Gewohnheit, ausser in einigen Provinzen des Oberntеutschlands und Böhmen, sehr abgenommen, und man würde es als eine kriechende Niedrigkeit auslegen, wenn man einem andern in Gesellschaft die Hand küssen wollte. — Ohne das schöne Geschlecht würde vielleicht in vielen Ländern diese Sitte gar nicht mehr existiren.

In Ansehung des Handkusses erzählt uns die Legende folgendes, welches uns zugleich auf den Ursprung des Pantoffelküssens führt:

Pabst

Pabst Leo der Große ließ sich, nach der damaligen Gewohnheit des fünften Jahrhunderts, am Osterfeste von einer schönen Frau die Hand küssen. Augenblicklich aber empfand der heilige Vater, der ein starker Ascet war, bey dem Kusse einen sündhaften Trieb, den er längst überwunden und erstickt glaubte; denn heilige Männer sind auch nicht ohne Fleisch und Blut.

Dies verdroß ihn, denn kaum war die Küsserey vorüber, so schnitt Leo, aus einem seltsamen Mißverstand, sich die Hand ab. — Bald gereuete ihn jedoch diese That, die ihn zur Verrichtung seiner priesterlichen Amtsgeschäfte untüchtig machte.

Voll Verlangen also, daß ihm eine neue Hand wachse, fiel er vor dem Bilde der Jungfrau Maria nieder, das der Evangelist Lukas gemalt hatte, und das man deswegen in der Hauptkirche Santa Maria Maggiore zu Rom, noch anitzt ausserordentlich verehrt.

Die heil. Jungfrau Maria erhörte das Gebet des Pabstes, die Hand wuchs ihm nicht nur wieder, sondern durch ein eben so großes Wunderwerk (denn zu der Zeit waren die Wunderwerke so selten nicht, wie in den jetzigen aufgeklärten und so freigeisterischen Zeiten) verschwand auch beym Leo, ungeachtet der am

ganz unrechten Orte angebrachten Verstümmelung, das Feuer böser Begierden.

Aber die folgenden Päbste, die dieser völligen Auslöschung nie recht traueten, veränderten die Gewohnheit des Handkusses, und daher küßt man seitdem dem Pabst nur den Pantoffel.

Harcourt. (Gräfin von)

Eine neue Artemisia gab, im Jahr 1774 der französischen Nazion ein so seltenes als merkwürdiges Beyspiel von einer ehelichen Liebe, welche die Zeit selbst nicht schwächen konnte, diese war die Gräfin Harcourt, deren Gemahl schon 5 Jahre todt war. —

Noch da ließ sie ihm von dem berühmten Bildschnitzer, le Moine, ein Mausoläum verfertigen, und solches in der Frauenkirche zu Paris zum Andenken des Grafen aufrichten. Sie begab sich oft bey dessen Verfertigung zu dem Bildhauer hin, um die Arbeit dieses Denkmals, bey welchem sie mit fliegenden Haaren, und in dem traurigsten und leidtragendsten Auftritte abgebildet war, zu befördern. —

Ihre Betrübniß begnügte sich aber nicht mit öffentlichen Merkmalen; überall, wo sie sich aufhielt, war sie davon begleitet. — Um

sich das Andenken ihres geliebten Gemahls immer desto gegenwärtiger zu machen, hatte sie ihm die Zimmer, die er bey seinen Lebzeiten bewohnte, gleichsam geheiliget. Man sah daselbst sein Bildniß in Wachs, das sie nach seinem Tode verfertigen ließ. Selbiges war in einen Schlafrock gekleidet, und saß auf dem Lehnstuhle des seel. Grafen zur Seite dessen Bettes, als wenn er sich darein legen sollte. Hier in diesem Zimmer pflegte die Gräfinn sich zum öftern ganz allein zu verschließen, um in Freiheit zu weinen, und mit diesem stummen Bilde von dem Gegenstande ihrer zärtlichen Bedaurungen sich zu unterhalten. —

Man muß gestehen, daß ein so hartnäckiger Schmerz um den Verlust eines Gegenstandes, der nicht mehr vorhanden, und welchen alle Thränen, alle Seufzer, nicht wieder zur Wirklichkeit bringen können, sehr rar ist, und von den Sitten der meisten Frauen unserer Zeit sehr weit abgeht.

Haro.

Karl der Einfältige, König von Frankreich, cedirte den Theil von Neustrien, den man schon die Normandie nannte, dem Raoul, dem Oberhaupte der Dänen oder Normänner, die

die in dem 9 und 10ten Jahrhunderte so viele Verheerungen anrichteten, indem er ihm seine Tochter Gisella zur Ehe gab. — Raoul war der erste Herzog von der Normandie, unter dem Beding, daß er dem Könige huldigen sollte, und die christliche Religion annähme.

Die strenge Gerechtigkeit dieses Fürsten wird noch nach 800 Jahren in der berühmten Formel, die man das Geschrey des Haro nennt, angerufen *). — Unter den Zügen der Gerechtigkeit dieses Fürsten, welche die größten Wirkungen thaten, sind einige ein wenig sonderbar:

Raoul, sagt der Geschichtschreiber, ließ öffentlich bekannt machen, daß alle Bauren ohne Furcht ihre Pflüge und ihre Pferde mitten auf dem Felde lassen könnten, und wenn ihnen etwas gestohlen würde, er sich verpflichte, es ihnen wieder zurück zu stellen, oder den Schaden zu ersetzen.

Ein Bauer, voll Zutrauen auf das Wort des Fürsten, kam zu Mittag ohne Pferde nach Hause. Sein Weib murrte sehr darüber, und warf ihm seine Nachläßigkeit vor. Er, um sich zu entschuldigen, sagte ihr, was der Her-

*) Indessen hieß Haro lange vorher schon so viel als Geschrey.

zog öffentlich habe bekannt machen lassen. Sie lachte über seine Einfalt, und endete damit, daß sie sagte: er würde wohl betrogen werden. Sie selbst ließ ihm wirklich einige Tage darauf die Pferde stehlen, und sperrte sie in den Stall ein. —

Da der Bauer wieder zur Arbeit zurück kehrte, und seine Pferde nicht mehr fand, ließ er dem Herzog seine Klage vortragen, der sie ihm bezahlte, und zugleich überall genau nachforschen ließ.

Seine Untersuchungen waren lange Zeit fruchtlos; man konnte nach aller angewandten Mühe nichts entdecken. Endlich fand man die Pferde in dem Stall des Bauern, und erfuhr, daß sie sein Weib daselbst eingesperrt habe.

Beyde wurden eingezogen, und ins Gefängniß gebracht. Der Herzog ließ den Mann kommen, und fragte ihn: „ob ihm sein Weib den listigen Streich nicht erzählt habe, den sie ihm gespielt?“ — der Bauer antwortete, “daß er erst seit ungefähr 24 Stunden davon wisse.“ „Wohl, sagte Raoul, du hättest mir also vor 24 Stunden Nachricht davon geben sollen, du hast es nicht gethan, du hast dich also des Diebstals mit schuldig gemacht.“ — Er befahl, den Mann und das Weib auf der Stelle zu henken.

In

In dem Herzogthum des Fürsten herrschte die größte Sicherheit; kein Räuber wagte es, darinn zu erscheinen; das Volk schien zu glauben, daß ein besonderer Schutzgeist den Herzog von allem unterrichtete, was man in Geheim thun könnte.

Als er einsmals in den Wäldern zu Rouen jagte, und von seinen vornehmsten Offizieren und einigen französischen Edelleuten begleitet ward, sagte einer von den letztern in einem lachenden Tone: daß er sich für verlohren halten würde, wenn er das Unglück hätte, bey Nacht allein durch diesen Wald zu gehen. „Ihr würdet Unrecht thun, erwiederte der Herzog, und so sicher, wie in eurem eigenen Hause seyn.“ Zugleich nahm er ein goldenes Halsband von seinem Hals, hieng es an den nächsten Baum, und schwur, daß niemand die Verwegenheit haben sollte, es anzutasten. — In der That hieng 3 Jahre hernach, als Raoul starb, das Halsband noch an dem Baume, und man nahm es herab, um es mit ihm zu begraben.

Harrison.

Als Karl II. von England den Englischen Thron wieder bestieg, wurde eine allgemeine Amnestie ausgerufen — und nur die eigentli-

chen Mörder Karls I. davon ausgeschlossen. Unter ihnen war der General Harrison, der also gefangen genommen, und vor die Richter gestellt wurde. —

Der Schwindelgeist seiner Partey hatte ihn so wenig verlassen, daß er noch nicht einsehn wollte, ein Verbrechen begangen zu haben. Selbst wenige Augenblicke vor seinem Tode sprach er: „Er gehe nun hin, um vor dem Könige aller Könige seine Handlungen zu rechtfertigen.“ — Den Henker frug er: „wie er sich auf dem Karren recht setzen sollte? denn er wisse sich in der Sache des Hängens noch nicht recht zu verhalten, weil es das erstemal seyen. — —

Hedlinger.

Dies ist der Mann, der unseren Zeiten den Stolz erlaubt, daß neuere Medaillen neben jene schöne Denkmäler Griechenlands, die ein günstiges Schicksal erhalten hat, hingestellt werden dörfen — der erste Künstler seiner Art.

Er studirte das Alterthum, um es, wo nicht zu übertreffen, doch zu erreichen. Er fand die besondere Kunst, auf seinen Medaillen die Haare sanft, und der Natur getreu darzustellen. Die Erfindung der Reverse sind allezeit Beweise seines guten Geschmaks, und sei-

ner antiquarischen Kenntnisse. Was ist passender auf einen Karl XII. der in Bender von den Türken wie ein Gefangener beobachtet wird, als der Löwe, der von den Stricken, die ihn umgeben, sich los zu machen sucht? — Daher wars kein Wunder, daß alle große Herren und Frauen unsers Jahrhunderts von ihm auf Medaillen ausgedrückt zu werden sich bemüheten, deren er würklich einige durch den Stempel ähnlicher dargestellt hat, als manche Maler durch den Pinsel. Doch bleiben die Kaiserinn Anna und Elisabeth von Rußland, sein König in Preussen, und der gelehrte Reder, einer seiner schwedischen Freunde, seine Meisterstücke.

Er war in dem Hauptorte des Kantons Schweiz im Jahr 1691 geboren, bildete sich zu Sion, Nancy und Rom, und weihete hauptsächlich seine Dienste dem Königreiche Schweden, wohin er schon im Jahr 1717 durch den Baron Görz gerufen wurde. Weder Petersburg noch Berlin konnten ihn durch die größten Versprechungen reizen. Er blieb meistens in Stockholm bis ins Jahr 1751, wo er sich in sein Vaterland zurück begab, um da sein Leben in Muße und Ruhe auf seinem Landsitze zu beschließen. — Seine Medaillen hat der vortrefliche Grabstichel des Herrn von Mechel der Welt vorgelegt.

Heerfort und Klärchen.

Wenige, oder gar keiner unsrer Leser wird diese Geschichte, die sich sehr angenehm lesen läßt, unbekannt seyn, und dieser Roman verdient wirklich von ihnen gelesen zu werden. Man nimmt sich die Mühe, einen Auszug davon herzusetzen, welcher den Leser auf das Original aufmerksam machen wird: Die Hauptgeschichte ist kurz folgende:

Heerfort, ein armer Edelmann, studirt. Sein Vater, und noch einzige Mutter sterben. — Ein gewisser Graf Glückstern, sein Freund, welcher zu seiner Zeit studirt, nimmt ihn zu sich, daß er fort studieren kann, und, wie er abgeht, hinterläßt er ihm seine Meubles und geht zu seinem Anverwandten von Waldemar. In dessen Klärchen verliebt er sich. — Klärchen wird aber, wider Willen des zärtlichen Vaters, von ihrer tückischen Mutter, und boßhaften ungesitteten Bruder mit Gewalt und List ins Kloster gesteckt.

Heerfort kundschaftet endlich das Kloster aus. Er besucht seine Geliebte unter dem Namen ihres Bruders. Er läßt ihr wissen, daß, und auf welche Art er sie entführen wolle. In vielen Nächten feilt er endlich die eisernen Stäbe an der Klosterbrücke des Wasserkanals durch, bestellt sein Klärchen an den Ort, paßt in der

Nacht

Nacht mit einem Pferde auf, und entführt wirklich — statt Klärchen, — Sophie, eine andere Nonne, welche von dem Anschlag Nachricht erhalten, und diese Gelegenheit, und die Nacht benutzt hatte. — Sie war ebenfalls ihrem Geliebten Willebald entrissen, und ins Kloster gezwungen worden, und fand nach dieser Entführung hernach ihren Willebald wieder. —

Heerfort, äußerst verlegen über diese Täuschung, kam hierauf auf den Einfall, sich in einen Rauchfangkehrer zu verkleiden, mit andern Rauchfangkehrern, die er bestochen hatte, ins Kloster zu gehen, für sein Klärchen auch einen Rauchfangkehrerhabit mit zu nehmen, und sie so zu entführen.

Bis hieher geht unter tausend andern empfindsamen und wunderbaren Geschichten und Entdeckungen der erste Theil.

Der zweyte Theil dieses Buchs fängt die wirkliche Geschichte der Entführung an, und glücklich kommen sie durch. Ihr Freund Buchheim führt sie fort. Nach zurückgelegter Strecke des Wegs kleiden sie sich alle um. — Heerfort soll mit dem Grafen Glückstern auf Reisen. Er reist, nimmt aber sein Klärchen in der Person eines jungen Edelmanns mit. Sie heißt Herr von Kläret.

Der Graf entdeckt, daß sie ein Frauenzimmer ist, und verliebt sich in sie. Heerfort wird mit List an einen Ort geschickt. Des Grafens Wagen fährt seitwärts. Heerfort findet die Spur nicht. Kläret findet Gelegenheit, dem Grafen zu entfliehen, verirrt sich, und muß endlich gar in Straßburg Dienste nehmen.

Heerfort sucht sein Klärchen in der ganzen Welt auf, findet sie unverhoft in Antwerpen, kömmt nach Hause, und vermählt sich mit ihr, nachdem ihr Vater ein gewaltiges Vermögen ererbt hatte. — Den Grafen reuet sein Verbrechen; er kundschaftet sie aus, und versöhnt sich mit ihnen. — —

Des Verfassers Hauptabsicht ist, in den Herzen der Leser Empfindungen zu erregen; und diese hat er durch die große Stärke seiner nicht langweiligen schönen Schilderungen, seiner Ausdrücke und seiner empfindsamen Mannichfaltigkeit vollkommen erreicht. Dabey ist aber auch der Roman an sich gar nicht vergessen worden; und besonders wird der Leser im ganzen Buch keine einzige Lücke, oder etwas unwahrscheinliches im Roman antreffen. Eine sehr seltene Sache von einem Roman, dem man es doch wirklich ansieht, daß er Roman ist. —

Hei=

Heiduken.

Ist ein besonderes Völkchen, das sich in Dalmazien befindet, und sich aus Noth mit Rauben und Plündern ernährt. Ein in diesem Lande Reisender sollte zwar wegen ihnen der größten Gefahr ausgesetzt seyn; allein es giebt auch für dieselben ein Mittel, in diesen gebürgigten Gegenden mit Sicherheit reisen zu können, und dies besteht gerade darinn, eine Begleitung von einigen dieser ehrlichen Leute, die man sich durch einige Wohlthaten verpflichtet hat, mit sich zu nehmen.

Man muß sich nicht abschrecken lassen, ob man schon weiß, daß sie Banditen sind. — Wenn man auf den Grund ihrer traurigen Situazion sehen will, so wird man Zufälle finden, die eher Mitleiden, als Mißtrauen erwecken müssen. Wehe den Einwohnern der Seestädte Dalmaziens, wenn die nur zu sehr gehäufte Anzahl der Heiducken von schwärzerm Karakter wäre, als sie nicht ist! Sie müssen wie Wölfe leben, zwischen hangenden und unzugangbaren Abgründen herumschweifen, von einem Felsen auf den andern klettern, in der Ferne ihre Nachstellungen abzulauren; herumgetrieben von immerwährendem Argwohn, dem Ungestüm aller Jahreszeiten ausgesetzt, oft der nothwendigsten Lebensmittel beraubt, immer genöthigt, ihr Leben für ihren Unterhalt zu wagen, und in den

Finsternissen der ödesten Berghölen zu schmachten.

Es wäre kein Wunder, wenn man von diesen verwilderten Leuten, die von dem immer gegenwärtigen Gefühl ihres elenden Zustandes gepeinigt werden, unaufhörliche Handlungen von Unmenschlichkeit erfahren müßte; im Gegentheil ist es erstaunend, daß sie, anstatt das Geringste gegen die zu unternehmen, welche sie für die Urheber ihres Unglücks ansehen, die Ruhe ihrer Wohnungen gleichsam heilig halten, und immer die sicherste Begleitung für die Reisenden sind.

Ihre Räubereyen haben das Vieh zu ihrem Gegenstand, sie schleppen es in ihre Hölen, das Fleisch zu ihrer Nahrung, und das Fell zu ihren Schuhen zu gebrauchen. — Es scheint eine barbarische Grausamkeit zu seyn, zu diesem Endzweck den Ochsen eines armen Landmanns zu rauben; allein vielleicht konnte sie dadurch entschuldigt werden, daß die Schuhe eines von der größten Nothwendigkeit für diese Unglücklichen sind, seitdem sie sich verdammt sehen, ein unstätes und flüchtiges Leben zu führen, und immer die rauhesten Gegenden zu durchstreifen, die weder von Graß, noch von Erde, sondern überall von schneidenden Felsenspitzen bedeckt sind, und jeden Tag von der Luft noch rauher und unwegsamer gemacht werden.

Manch-

Manchmal geschieht es auch, daß der Hunger einige von ihnen in die Schäferhütten treibt, wo sie mit Ungestüm zu essen begehren, und mit Gewalt nehmen, wenns ihnen versagt wird. In solchen Fällen ist das Unrecht immer auf der Seite dessen, der sich ihrem Begehren widersetzt.

Der Muth dieser Leute ist vollkommen ihrem Bedürfniß und dem verwilderten Leben gleich, das sie führen. Vier Heiduken scheuen sich nicht, eine Karavane von 15 bis 20 Türken anzugreifen; und gemeiniglich werden die Letztern geplündert und in die Flucht gejagt.

Die Heiduken halten sich größtentheils für trefliche und verdienstvolle Leute, wenn sie türkisch Blut vergossen haben. Ein übelverstandener Religionsgeist vereinigt sich mit ihrer natürlichen und angebornen Wildheit, und treibt sie, ohne Rücksicht auf weitere Folgen, ihre Nachbarn zu beunruhigen. Ihre Geistlichen, die meistens von Vorurtheilen und Nazionalungestüm angefüllt sind, unterlassen nicht, den Haß der übrigen gegen die Türken im Feuer zu unterhalten, und es, so gut sie können, noch immer in größre Flamme zu blasen. —

Heinrich III.

Ein König von Kastilien zu Ende des 14ten Jahrhunderts, wurde gewahr, daß die Regenten die Finanzen verschwendet hatten. — Er war so arm, daß er einsmals nach einer langen Jagd nichts zu essen fand. Er fragte um die Ursache, man antwortete ihm: daß er kein Geld und keinen Kredit mehr habe. „Geht, sagte er, verkauft meinen Mantel, und kauft mir dafür etwas zu essen.“

Die Geschichte setzt hinzu, daß man ihm ein schlechtes Stück Hammelfleisch und einige Wachteln, die er gefangen hatte, auftrug; aber man versicherte ihn zu gleicher Zeit, daß der Erzbischof von Toledo den nemlichen Abend ein prächtiges Gastmal geben würde, daß die Großen des Reichs dazu wären geladen worden, und daß sie einander alle Abende so bewirtheten. Sobald die Nacht angebrochen war, verkleidete sich der König, um die Wahrheit von dem zu erfahren, was man ihm gesagt hatte.

Den Tag darauf ließ er alle Gäste zusammen in seinen Pallast rufen; als sie beysammen waren, wandte er sich zu dem Erzbischof und fragte ihn: wie viel er Könige in Kastilien gesehen hätte? „Ich habe dreye gesehen, versetzte der Prälat, Ihren Großvater, Ihren Vater und Sie.“ — — „Und ich, der ich

doch

doch viel jünger, als ihr, bin, erwiederte der König, habe zwanzig gesehen; Ihr alle seyd Könige, und ich bin arm: es ist Zeit, daß ich allein regiere;" und nachdem er den verborgenen Soldaten ein Zeichen hervorzutreten gegeben hatte, fuhr er fort: „ihr sollt alle sterben; ich bin meiner Erhaltung und meinem Volke das Opfer so vieler Tyrannen schuldig." —

Die erschrockenen Großen fielen ihm zu Füssen, und baten um Gnade. „Wohl, sagte der König, ihr sollt euer Leben und eure Güter haben, aber unter dem Beding, daß ihr mir zustellet, was mein ist." — Sie erhielten auch nicht eher ihre Freyheit, als bis sie die Summen zurückgestellet hatten, die sie schuldig waren. —

Heinrich VIII.

König von England; veränderlich und stürmisch, wie das Meer, das dies Königreich umgiebt, war ein besonderes Phänomen seiner Zeit. —

Seine Gemahlinn Katharina von Aragonien verstieß er, und heyrathete Anna Bolen (oder Boleyn.) Als er sich im Genusse der Anna gesättigt hatte, welche die Mutter der großen Königinn Elisabeth wurde, ließ er

sie enthaupten, aus Liebe zur Johanna von Seymour. — Diese erlößte der Tod frühzeitig von dem unbeständigen Heinrich. — Er vermälte sich hierauf mit der Prinzessinn Anna von Cleve, die er bald überdrüßig wurde, weil er sie nicht so hübsch fand, als man sie ihm geschildert hatte. Katharina Howard, Tochter des Herzogs von Norfolk, ward nun seine Gemahlinn. Allein dieser ließ Heinrich ebenfalls etwan ein Jahr nach der Vermählung den Kopf abschlagen, weil er sie nicht als Jungfer gefunden haben wollte; eigentlich war er in die Katharina Parre, eine Wittwe von vieler Schönheit verliebt. —

Heinrich ließ hierauf einen Befehl bekannt machen, daß alle die, welche um die Unkeuschheit einer künftigen Königinn wissen, und sie verschweigen würden, die Todesstrafe verdient hätten; und daß diejenige des Hochverraths schuldig sey, welche, im Vertrauen, daß sie der König als Jungfrau heyrathe, ihn hintergehen würde. Ueber diese sonderbare Verordnung machten sich seine Unterthanen und Europa lustig; und die Satyre, welche ihm geraathen hatte, eine Witwe zu heyrathen, schien Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn er heyrathete wirklich die Witwe Parre, welche mit dem Lord Lartimer vereheliget gewesen, und eine sehr kluge und tugendhafte Dame war, als seine sechste Gemahlinn. —

Seine Religion. — Weil der Pabst nicht in die Ehescheidung mit seiner ersten Gemahlinn, Katharina von Arragonien, willigen wollte, trennte er sich ganz vom römischen Stuhle, und ließ sich vom Parlament als das einzige Oberhaupt der römischen Kirche bestätigen. Er zog hierauf alle Klöster ein, deren Schätze seine erschöpfte Schatzkammer brauchte, und ließ 90 Kollegiengebäude, 2374 Meßkapellen, und 110 Hospitäler schleifen.

Als er in der Kirche des heiligen Thomas von Canterbury, die ebenfalls ruinirt wurde, einen außerordentlichen Schatz fand, und so viel Gold, daß acht starke Männer daran zu tragen hatten, so ließ er den Heiligen gerichtlich vorladen, und als einen Verräther richten und verurtheilen. Seine Gebeine wurden öffentlich verbrannt, und sein Name unter den Heiligen im Kalender und im Breviarium ausgestrichen.

Bey alle dem wollte Heinrich den Namen eines ächten Katholiken behaupten. Die Anrufung der Heiligen sollte nicht abgeschaft, nur eingeschränkt werden. — Er ließ die Bibel in die englische Sprache übersetzen, und verbot bey Todesstrafe den Layen, sie zu lesen. — Er schrieb wider Doktor Luthern das bekannte Buch in lateinischer Sprache, und setzte doch den Tod darauf, des Pabstes Oberherrschaft zu glauben.

Die Nazion murrte wider dergleichen Gewaltthätigkeiten; allein der König hatte die Großen auf seiner Seite, die er mit den geplünderten Schätzen der Klöster bereicherte.

Die Anhänger des Pabsts und der Lehre Luthers wurden in gleich hohem Grade von der Rache des Königs verfolgt. Als ein, nach damaliger Zeit, sehr gelehrter Mann, setzte er selbst ein Glaubensbekenntniß auf; allein so willig auch seine Unterthanen waren, die Einfälle des Königs anzunehmen, so konnten sie sich doch nicht immer geschwind genug in den Eigensinn desselben fügen; denn er änderte selbst täglich an seinen Glaubensartikeln. —

Er besaß unglaublichen Stolz, und hielt sich allein für berechtigt und klug genug, der ganzen Nazion seine Meinungen als Glaubenslehren aufdringen zu können. Bey alle dem Stolze disputirte er öffentlich und mit vielem Gepränge in Westmünsterhall mit einem armen Schulmeister, Johann Lambert in London, über die Gegenwart des Leibes und Blutes im Abendmahl. — Lambert läugnete die Gegenwart, und verfocht seine Sätze fünf ganzer Stunden lang gegen den König. Allein zum Beweise, daß er völlig unrecht habe, befahl der letztere, daß man ihn bey einem langsamen Feuer sogleich verbrennen solle; welches denn

auch

auch die Lieblinge des Tyrannen nach aller Kunst zu verrichten wußten. —

Heinrich ließ während seiner Regierung eine Menge seiner Unterthanen wegen Glaubensmeynungen hinrichten. Eine höchst sonderbare Streitsucht in Religionssachen hatte die Gemüther gegen einander so erhitzt, daß alles menschliche Gefühl unterdrückt wurde. Heinrich ließ einst drey gelehrte Männer, (unter welchen Doktor Barnes war,) die sich für die Reformazion erklärten, mit drey andern, die Anhänger des Pabstes waren, zusammen verbrennen. — Letztere beschwerten sich über nichts so sehr, als über die Schmach, daß sie zu gleicher Zeit mit Ketzern sollten verbrannt und von demselben Feuer verzehrt werden, welches die Gebeine der Ketzer in Asche verwandeln würde. —

Zuletzt schrieb Heinrich theologische Bücher, in denen er die Lehre vom leidenden Gehorsam seinen Unterthanen besonders einzuschärfen suchte, und starb im 56sten Jahre seines Alters, nachdem er beynahe 38 Jahre regiert hatte. —

Heinrich (Prinz von Preußen.)

Ein militärischer Schriftsteller *) schildert diesen Prinzen auf folgende Art: „Dieser mehr als königliche Prinz, gleich groß als Held und Menschenfreund, ist sanguinisch-cholerischen Temperaments, klein von Statur, aber in allen Theilen so regelmäßig und nach einem so richtigen Maßstabe geschaffen, daß man glauben sollte, die Natur habe bey Zusammensetzung seines Körpers jene künstlichen Meister des Alterthums herbey gerufen, welche in dem Begrif des Schönen untrüglich waren, um über jeden Theil seiner Organe ihr Urtheil einzuholen. —

Er spricht zwar etwas durch die Kehle, gleichwohl ist seine Stimme sanft und überaus einnehmend, und nähert sich dem Tenor. — In seinen Gesichtszügen hat er etwas besonders auszeichnendes, welches Größe des Geistes, mit sanften Reizen durchwebt, ausdrückt. — Sein Gesicht ist männlich, und wird durch ein in regelmäßige Locken gelegtes schwarzbraunes Haar noch mehr erhöhet. Eine etwas flache Stirn und auswärts gebogene Nase heben sich über einem regelmäßigen Kinn, welches ein schwarzbläulicher Bart umfasset. —

Seine Augen sind blau, groß und schön. Sie enthalten den ganzen Innbegriff seiner Vor-

*) S. Soldat I. Th.

Vorzüge und majestätischen Tugenden. Er übersieht mit einem Blick das Ganze, und auch der kleinste Theil desselben wird von ihm bemerket. Sein Blick, so einnehmend und bezaubernd er gegen Menschen, die ihren Pflichten getreu nachkommen, ist, so fürchterlich ist er gegen Uebertreter und alle diejenigen, die aus Vorsatz gegen seine Befehle und das Interesse des Dienstes handeln. —

Sein Geist ist bey vieler Arbeit unverdrossen, und findet in den weitläuftigen Geschäften eines Heerführers seine Nahrung. Auch in seinem Zimmer ist er unermüdet in Geschäften, und dennoch bleibt seine Miene heiter, einnehmend und gefällig; ja sogar alsdann, wenn ihm die Beschwerlichkeiten des Kriegs die gewöhnlichen Ruhestunden versagen. —

Er kennet seine große Bestimmung in ihrem ganzen Umfange; er durchläuft die große Kette seiner Pflichten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, verbindet damit immer neue Sorgen, und regiert alles mit einer bewundernswürdigen Ordnung. —

Seine größte Leidenschaft ist der rühmliche Eifer, das Wohl seines Vaterlandes und aller Menschen zu befördern mit seinem eigenen Ruhme verbunden, welcher, so wie bey allen Helden, also auch bey ihm, die Triebfeder großer

Thaten und schönen Handlungen ist. — Er ist außerordentlich mildthätig, und besitzt einen brennenden Eifer, allen Menschen zu helfen. An den Schicksalen dieses oder jenen Menschen nimmt er öfters einen so lebhaften Antheil, daß man glauben sollte, er sey durch die Bande der Freundschaft mit ihm verbunden. Dieser Antheil vermehrt sich, wenn ihm die Person bekannt, und durch gutes Verhalten sich seiner Gewogenheit bereits versichert hat. Alsdann ist sein ganzes Herz Gefühl, Liebe und Gefälligkeit, und scheint gleichsam über die Mittel, wodurch er seinen Antheil äußern könnte, verlegen zu seyn, und man findet, daß der gute dienstfertige Wille allezeit mit der That vereinbaret ist. Dies Gefühl von Menschenliebe haben auch seine Feinde an ihm bewundert, und sein Andenken bleibt bey denselben unvergeßlich. —

Sein Anzug ist die Uniform seines Regiments, und diese ist einfach, aber nichts destoweniger schön und prächtig. Er gehet in vielem von dem Anzuge des Königs ab, und kleidet sich mehr nach der Mode. — Er liebt die Reinlichkeit in allem, und sieht es gerne, wenn seine ihn begleitenden Offiziers ihm darinnen nachahmen. —

Das Gefolge ist nicht groß, aber wohl ausgesucht, und besteht aus Leuten, von deren Treue

und

und Fähigkeiten er bereits überwiesen ist. Der vornehmste Liebling ist der Major und Generaladjutant von Kapphengst, ein Mann, dessen Karakter edel, und der schönen Bildung vollkommen angemessen ist. —

Nichts liebt der Prinz mehr, als die Mässigkeit, und seine Tafel ist mit wenigen, aber wohl ausgesuchten Speisen und Weinen besetzt, und dies ist der Grund seiner bey einer schwächlichen Leibeskonstituzion dennoch fortdaurenden Gesundheit. —

Er liebt mehr die stillen Vergnügungen, bey welchen der Geist mitwürkt, als solche, die Körper und Geist ermüden. Man sieht ihn daher nie jagen; und wenn er spazieren geht, so geschieht es in keinem Gefolge, sondern mehrentheils in Begleitung des Majors von Kapphengst, ohne irgend einem andern Bedienten bey sich zu haben. —

Er legt sich mehrentheils früh zu Bette, um die Morgenstunden seinen Geschäften zu weihen. Wenn die Armee aufbricht, es sey zu welcher Stunde es wolle, so ist der große Heinrich der erste, der die Kolonnen formiren und in Bewegung setzen läßt. Er gehet immer mit der Avantgarde voraus, bleibt während dem Marsche allezeit zu Pferde, und wählet den Platz, wo und wie die Armee kampiren soll. Nun

bleibt er auf der Lagerstatt und erwartet die Teten der Kolonnen. — Aber auch diese Zeit bleibt er nicht unthätig; denn nun bereitet er das Terrain in seinem ganzen Umfange, zeiget die Außenposten und bestimmt ihre Stärke. Seine Befehle, die er ertheilet, sind deutlich, gedrungen und bündig. Eine ganz hinreißende Leutseligkeit begleitet sie, und er verbindet sich auch dann die Menschen, wenn man glaubt, er habe nicht die Zeit, dieses zu seinem Endzweck zu machen. Daher übertrift die Liebe und das Vertrauen, welches die Armee auf ihn setzt, alle Erwartung.

Sowohl der Landmann als der Soldat verehrt ihn als Vater. Und solche Zeugnisse sind Bürgen seinrr Verdienste, seiner Tugenden, und ewige Denkmäler seiner großen und schönen Thaten."

Der Verfasser des **grauen Ungeheuers** *) erzählt uns eine Anekdote, durch welche man glauben soll, daß sogar die Polen diesen Prinzen zu ihrem König verlangt haben sollen. Hier ist sie: „Der Theilungstraktat über Polen war von den drey vereinigten Höfen bereits entworfen, als ein Magnat, der Herr von **Mokranowsky**, Woywode von Masovien, in Berlin

*) Siehe zweyter Band S. 318.

lin erschien, im Namen der Konföderazion die sarmatische Krone dem Prinzen Heinrich anzutragen.

Der Heldenruf dieses Fürsten hatte ihm die Herzen der Polen längst unterworfen. Die Nazion hofte unter seinem Zepter die schönen Tage der Republik, und das blühende Reich der Jagellone wieder zu sehen. Hiebey war es auf nichts weniger anzusehen, als den regierenden König hintan zu setzen. Der Herr Niokranowsky hatte diesen Auftrag nicht anders, als unter der bestimmten Kondizion übernommen, daß demselben eben die Versorgung vorbehalten seyn sollte, die Stanislaus der Weltweise genoß.

Als der Woywode seinen Antrag Friedrich dem II. eröfnete, so fragte der König: „Haben Sie mit meinem Bruder gesprochen?“ — „Nein! Sire, die erste Pflicht meiner Ehrfurcht bin ich Euer Majestät schuldig.“ — „Je nun: so begeben Sie sich unverrichteter Dinge wieder zu Haus“ *). In diesen Worten bestund die ganze Audienz. —

Man muß gestehen, setzt der Besitzer dieser Anekdote hinzu, es läßt sich schwer erra-

*) En ce cas, reprit le roi: repartez: ne le voyez pas.

then, warum Friedrich II. bey alle dem Ehrgeiz, woran man ihn erkennt, und alle den Hülfsmitteln, die er hat, dieser Leidenschaft Genüge zu thun, einen solchen Antrag ausschlug. Zog er das Vergnügen, sein Reich mit einer Provinz vermehrt zu sehen, dem Ruhm vor, das preußische Haus mit einem neuen Diadem zu verherrlichen? War er zu gewissenhaft, sein den zwo übrigen Mächten etwa schon gegebenes Wort zu brechen, so sehr ihm die Eigenschaft des Falls eine solche Untreu verzeihlich gemacht haben würde? Oder fürchtete er eine Krone auf dem Haupt des Einzigen, der ihm ähnlich war? —

Es sey dem wie ihm wolle, so erhebt diese Anekdote die Annalen Heinrichs. — Zu einer Krone berufen werden ist oft mehr werth, als mit einer geboren seyn. — —

Held. (Mathias)

Alexander, Herzog von Parma, hatte im Jahr 1581 die wichtige Vestung Breda erobert. Als er aber durch die Liguisten nach Frankreich gerufen wurde, zeigte sich dem Prinzen Moriz von Nassau eine Gelegenheit, sie wieder zu erobern, und zwar durch folgende Kriegslist:

Ein

Ein Schiffer, Adrians von Bergen, der Breda mit Torf versorgte, that dem Prinzen den Vorschlag, Soldaten in das Schiff zu verstecken. Ein gewisser Kapitain, Heraugiern, ein entschlossener Mann, übernahm die Ausführung mit 70 Mann.

So widrig die Umstände Anfangs waren, indem theils der gefrorne Fluß, theils andere Ursachen die Unternehmung verhinderten, so kam das Schiff doch endlich glücklich in das Kastell. — Ein spanischer Korporal untersuchte es, und war blind genug, nichts zu entdecken. Unter dem Getöse einer Pumpe, durch die das Schiff von dem Wasser befreyet werden sollte, stiegen die Soldaten, die bis an die Knie im Wasser gestanden hatten, aus, und griffen die Wache an. Der Schrecken und die Nacht ließ die Besatzung die kleine Anzahl ihrer Feinde nicht bemerken. Moriz eilte aus der Nähe herbey, und die Stadt kam wieder unter seine Botmäßigkeit. —

Bey dieser Gelegenheit verdient aber noch besonders der Patriotismus eines Lieutnants, Namens Mathias Held, bemerkt zu werden. Als das Schiff schon vor dem Kastell lag, kam ihn das Husten so unaufhaltsam an, daß der ganze Anschlag in Gefahr war, in einem Augenblicke entdeckt zu werden. Er reicht seinem Nachbar einen Dolch, und spricht: „Wann

du

du siehst, daß ich das Husten nicht lassen kann, so stoß zu."

Er wollte lieber sein Leben selbst Preis geben, als seinem Vaterlande durch dessen Erhaltung schaden.

Helden.

Ursprünglich war dieser Name demjenigen geweihet, der alle kriegerischen Eigenschaften mit den moralischen und politischen Tugenden vereinigte, der die Unglücksfälle mit Standhaftigkeit ertrug, und den Gefahren mit Unerschrockenheit Trotz bieten konnte; kurz, daß damals der Heldenmuth den Großen Mann, und ein über die Menschheit erhabnes Wesen voraus setzte, welches die Verehrung der Sterblichen verdiente.

Allein in der Bedeutung, die man diesem Worte heut zu Tage beylegt, scheint es nicht, daß man nach aller Strenge diejenigen Tugenden dabey für entbehrlich halte, welche den grossen Mann in allen Ständen ausmache, und von dem Helden nichts mehr, als die Kunst, Schlachten zu gewinnen, verlange.

Daher giebt man den Titel eines Helden demjenigen, der im höchsten Grade die kriegerischen

rischen Talente und Tugenden besitzet; Tugenden, die oft in den Augen der Weisheit nichts anders als glückliche Laster sind, welche sich den Namen der Tugenden angemaßt haben.

Wie viele Helden könnte man anführen, die weder gute Bürger noch Patrioten gewesen sind! Sie vertheidigten ihr Vaterland, nicht weil es ihr Vaterland ist, sondern weil es ihrem Stolze zu einem bequemen Vorwande diente.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Held auch ein großer Mann seyn könne, man könnte sogar viele Beyspiele davon anführen; allein wo ist wohl der Krieger oder König, der auch diese Eigenschaften besitzt, der unter dem Namen des großen Mannes nicht bekannter, als unter dem Titel eines Helden sey? —

Heinrich IV. in Frankreich hat Wunder der Tapferkeit bewiesen, die ihm den Titel eines Helden unstreitig zu Wege gebracht, und dem ungeachtet frage man einen jeden Franzosen, was er von ihm halte? so wird ein jeder sagen, daß er der beste König, der Vater seines Volks, und der Freund der Unterthanen gewesen. — Der bloße Name des Alexanders erweckt schon die Vorstellung von einem Eroberer, unerschrockenen Krieger, stolzen Fürsten und Helden. — Der beliebte Name Heinrichs ist unserm Verstande angenehm, erhebet unser

Herz,

Herz, und erweckt in der Seele diejenige Empfindung des Vergnügens, die man nur bey der Ausübung einer tugendhaften That gewahr wird.

Titus vereinigte die Eigenschaften des Helden mit den Tugenden des großen Mannes; und gleichwohl ist er mehr wegen seiner Gnade und Wohlthaten, als wegen seiner Siege bekannt. Man vergißt, so zu sagen, gern, daß er ein Held gewesen, um sich nur daran zu erinnern, daß er ein großer Mann war.

Jedermann weiß, daß Trajan ein großmüthiger, leutseliger und gerechter Fürst, und die Zierde des menschlichen Geschlechts war, aber wenige Personen kennen ihn unter dem Titel des Helden. — Man redet weniger von seinen Siegen über die Dazier, Armenier, Parther, Perser und viele andere Völker, als von seiner Gnade und Güte, die ihn zum Liebling der Menschen gemacht haben.

Wer weiß nicht, daß Markus Aurelius ein philosophischer Kaiser war, der seine Unterthanen glücklich machte? Allein, ist es wohl eben so allgemein bekannt, daß der römische Ruhm und Namen durch die nordischen Völker würden seyn unterdrückt worden, wenn sie nicht dieser große Mann zurück getrieben und die Parther überwunden hätte?

Der unsterbliche Gustav Adolph, groß als Held und als Menschenfreund, rechnete sich Tugend und Frömmigkeit zur Pflicht und Ehre. Er hielt es seiner Majestät sogar nicht für unanständig, selbst die Gebete zu verfassen, deren sich seine Soldaten beym Gottesdienst im Lager bedienen mußten. Seine Frömmigkeit theilte sich seinem ganzen Heere mit, und gab ihm den freudigen und getrosten Muth, der es zum gewissen Sieg führte. —

Der Prinz Eugen von Savoyen, der größte und glücklichste Feldherr seiner Zeit, besaß eine ungeheuchelte Frömmigkeit. — Er als Sieger der französischen Helden, und Ueberwinder der Ottomannen, führte den Degen nicht nur mit dem Ruhme eines Helden, sondern auch eines großen Mannes und guten Christen; und sein Name bleibt unsterblich. —

Der erfahrne Montekukuli, dessen schätzbare Memoiren keinem geschickten Offizier unbekannt seyn können, verband mit dem feinsten und erhabensten Geiste ein Herz voll Liebe, Menschenhuld und Eifer für die Religion. Durch diese allein war er dem größten Feldherrn seiner Zeit, einem scharfsichtigen Turenne überlegen.

Der Feldmarschall Schwerin war ein eben so großer Mann, als großer Soldat, und sein Heldenmuth, den er bey allen Gelegenhei-

ten bewies, gründete sich lediglich auf ein thätiges Christenthum. Er gieng seinem Regimente und dem ganzen Kriegsheere, welches er anführte, mit einem rühmlichen Beyspiele in Beobachtung der öffentlichen und besonderen Andachtsübungen vor, und versorgte sie mit Feldpredigern von geprüfter Gottesfurcht und Tugend. Er stieg keinen Morgen zu Pferde, ohne vorher sein Gebeth in seinem Zimmer verrichtet, und seine Unternehmungen der Aufsicht des Höchsten empfohlen zu haben. —

Weit unter solchen Männern, die von der Tugend geleitet auf der erhabenen Bahn wahrer Helden zum Ruhm und zur Unsterblichkeit fortgegangen sind, erscheinen jene Krieger, deren zügellose Wildheit, Laster, Grausamkeit und Irreligion ihr Andenken uns schrecklich machen. Die Geschichte stellt sie uns als Unmenschen und Geißeln des menschlichen Geschlechts auf. Alexander, Attila, Gengiskan, Koulikan, Tilly, Wallenstein, Kromwell u. a. m. sind fürchterlich in ihren Thaten gewesen, wofür die Nachwelt zittert, wenn sie die Größe dieser Helden mit ihren Grausamkeiten die sie begangen haben, vergleichet. —

Es ist wahr, oft blendet der Glanz der Siege die Augen der Völker, welche ihre Aufmerksamkeit weniger auf solche Tugenden richten, die bewundert zu werden verdienten. Allein

lein man sieht auch, daß diese Täuschung nur bey unsern Zeitgenossen statt findet, und daß endlich in dem Laufe der Zeit die Talente und Tugenden sich erheben.

Karl XII. dieser nordische Donnerer, und das wahre Bild des Alexanders, der die Gefahren mehr aus Eitelkeit, als aus Liebe zum wahren Ruhm suchte, zog die Aufmerksamkeit von Europa weit mehr auf sich, als der Czaar Peter der Große, der eben so tapfer wie er war, und dabey viele andere große Eigenschaften besaß. Das Grab beschließt das Interesse, welches sie trennet, die Zeit zerstreuet die Bezauberung, und die Nachkommenschaft beurtheilet sie nunmehr mit kaltem Blute.

Karl wird als ein Held betrachtet, dessen Talente man bewundert, und sein Nebenbuhler bleibt allezeit ein großer Mann, dessen Fehler man gern vergißt, um seine Tugenden recht hoch zu schätzen. Man weiß nunmehr, wie er sein Land aus der tiefsten Unwissenheit gezogen, worein es herabgesunken war; er gab Gesetze, denen er sich zuerst unterwarf; groß durch die Künste, die er schuf, und noch größer durch diejenigen, die er selbst annahm, und sich darinnen von seinen Nachbaren unterrichten ließ; er beraubte sich, so zu sagen, der Hoheit seines Ranges, und unter der Verkleidung, die ihn vor andern unkenntlich machte, durchreisete er

die verschiedenen Länder von Europa; die mühsamsten Arbeiten, und dem Anscheine nach erniedrigendsten Proben kosteten ihm nichts; überall erwarb er sich Kenntnisse, er sammelte alle Geheimnisse der Künste, und nöthigte sie gleichsam mit Gewalt, ihn nach Moskau zu begleiten.

Der Held, als ein bloßer Held, (das ist, ein Mann, der nur den Krieg liebt, nach Ruhme strebt, ohne das Blut zu schonen, sich nicht scheuet, den Gefahren Troz zu bieten, mit dem kriegerischen Genie die Kühnheit und Wuth vereinigt, sich über alle Schwierigkeiten erhebt, und mehr die Befriedigung seines Stolzes als den Ruhm und das Glück des Vaterlandes zur Absicht hat) ziehet alles auf sich selbst; — der große Mann, und wahre Held aber hat keine andere Absicht, als den Ruhm seines Fürsten, die Größe des Staats und das Glück der Völker. — —

Heloise.

Dies merkwürdige Frauenzimmer war zu Ende des 11ten oder Anfang des 12ten Jahrhunderts geboren, und hat sich durch ihren Witz und Gelehrsamkeit eben so bekannt gemacht, als durch ihre

ihre Liebeshändel mit dem berühmten Peter Abälard.

Sie war ein junges Frauenzimmer von 17 bis 18 Jahren, und ihr Geist war so erhaben, und zu den Wissenschaften so aufgelegt, das sie sich nicht etwann begnügte, ihre Muttersprache vollkommen zu verstehen, sondern sie hatte auch das Lateinische, und sogar das Griechische und Hebräische gelernt; sie fieng bereits an, große Progressen in der Philosophie, Mathematik, und in der Erforschung der heil. Schrift zu machen, und wenig junge Mädchen übertrafen sie an Schönheit.

Sie war die Nichte eines Domherrn bey der Kathedralkirche zu Paris, Namens Fulbert, der bey dem König Heinrich I. Almosenierer gewesen. Dieser Oheim, der sie sehr zärtlich liebte, machte sich ein Vergnügen daraus, sie mit aller ersinnlichen Sorgfalt in seinem Hause zu erziehen, und, da sie schon als Kind ihre Eltern verlohren hatte, Vater- und Mutterstelle bey ihr zu vertreten. — Er suchte ihr nicht nur hohe Grundsätze von Religion und Tugend beyzubringen, sondern sparte auch sonst nichts, diese edle Begierde, gelehrt zu werden, auf alle nur mögliche Art, zu befriedigen. Und schon der Gedanke, daß seine Nichte, einst das Orakel ihrer Zeit, und der Ruhm ihrer Familie werden würde, war hinlängliche Be-

lohnung für ihn, wegen des vielen Geldes, welches er zu ihrer Erziehung aufwenden mußte, und welches ihm, da er geizig war, sehr beunruhiget haben würde. Eben dies war aber auch die Quelle von seinem nachherigen Mißvergnügen.

Eben um jene Zeit lebte zu Paris ein berühmter Gelehrter, der schon seit 4 Jahren die Theologie mit allgemeinem Beyfall lehrte, und schon lange, wegen seiner Vorlesungen in der Philosophie und Dialektik, bewundert worden war; der schon oben genannte Peter Abälard. Er stand noch in der Blüthe seiner Jahre, sprach gut, sang noch besser, und machte mit großer Leichtigkeit Verse.

Alles was er von Heloisens Vorzügen gehört hatte, machte ihn neugierig, diese liebenswürdige Person zu sehen; aber gleich bey der ersten Zusammenkunft, die sie mit einander hatten, verwandelte sich ihre beyderseitige Hochachtung in Liebe. Sie giengen mit einander zu Rathe, wie sie es anstellen würden, daß sie einander so oft sprechen könnten, als sie es wünschten; und der Doktor ersann das Mittel, sich bey dem Domherrn Fulbert in die Kost zu verdingen.

Vergnügt über die großen Vortheile, die er sich von einem solchen Kostgänger versprechen konnte,

konnte, forderte er nicht nur ein starkes Kostgeld, sondern dingte sich noch dabey aus, daß Abälard seine Nichte ohnentgeltlich unterrichten, und, um sie desto folgsamer und gelehriger zu machen, sich Drohungen und wohl gar der Züchtigungen bedienen sollte. Der Antrag des Domherrn wurde eben nicht mit großer Schwierigkeit angenommen, und die Liebe gewann ungemeinen Fortgang in ein paar Herzen, die schon bereit waren, ihr den Eingang zu eröfnen.

Unter dem Vorwand des Studierens suchte man die einsamsten Oerter. Der Lehrmeister war, seinem Vorgeben nach, den Tag über viel zu beschäftigt, um Heloisen Unterricht zu geben, und konnte daher nur die Abende, und einen Theil der Nacht dazu anwenden. — Der Domherr, der die Metten abwarten mußte, und deswegen zeitig zu Bette gieng, ließ ihnen völlige Freyheit, die sie sich auch vortreflich zu Nutze zu machen wußten, und alles schien zu ihrem Vergnügen etwas beyzutragen.

Es giebt kein dauerhaftes Glück. Die Nachläßigkeit des Professors machte, daß seinen Studenten die Augen über seinen Lebenswandel aufgiengen; daher währte es nicht lange, und es war Abälards Liebesverständniß mit Heloisen für niemanden weiter ein Geheimniß mehr, als für den Domherrn. Sobald aber

Letzterer erfuhr, was in seinem Hause vorgieng, jagte er den Kostgänger fort, der freylich über dieses Abentheuer sehr beschämt war.

Einige Zeit darauf merkte Heloise, daß sie schwanger war. Sie gab ihrem Liebhaber Nachricht davon, welcher sie aus ihres Oheims Hause entführte, und sie nach Bretagne bringen ließ, wo sie bey Abälards Schwester ihre Wochen halten mußte.

Indessen konnte der ehrliche Fulbert den Schimpf, der seiner Familie wiederfahren war, und den Verlust einer Nichte, die er so zärtlich geliebt hatte, nicht verschmerzen. Und er war darauf bedacht, sich auf die empfindlichste Art gegen den Abälard zu rächen, als dieser sich von selbst erbot, ihm Genugthuung zu geben, und Heloisen zu heyrathen, wobey er sich weiter nichts zur Bedingung ausbat, als daß es verschwiegen bleiben möchte, weil, da er eben Bischof werden sollte, er durch eine öffentliche Heyrath alle seine Hofnung und sein Glück zu Grunde gehen sah. Mit dieser Genugthuung zufrieden, versprach Fulbert alles, was man verlangte.

Abälard reiste auf der Stelle nach Bretagne; aber wie erstaunte er nicht, da er sahe, daß seine Geliebte sich aus Zärtlichkeit gegen ihn einer Verbindung widersetzte, welche doch allem

allem Ansehen nach ihre Wünsche erfüllen mußte! Sie wendete alle Mittel der Liebe und Beredsamkeit an, ihn von diesem Vorhaben, sich mit ihr trauen zu lassen, abzubringen. Sie meynte, der Ehestand schicke sich gar nicht für einen so großen Gelehrten, wie Abälard war. „Ich kenne meines Onkels Gesinnung, sagte sie zu ihm, nichts wird vermögend seyn, seinen Unwillen gegen Sie zu besänftigen; und zu dem was wird es mir denn für Ehre machen, Ihre Frau zu seyn, wenn ich dadurch ihren Ruhm zu Grunde richte? wie viel Flüche werde ich nicht auf mich laden, wenn ich die gelehrte Welt eines so hell scheinenden Lichts beraube, wie Sie sind? wie viel Schaden werde ich nicht der Kirche thun? wie viel Kummer werde ich nicht den Philosophen machen? was für Schimpf und Schande wird es nicht für Sie seyn, da die Natur Sie zum gemeinen Besten gebildet hat, wenn Sie sich einem Weibe gänzlich ergeben!“ u. d. m.

Abälard gab aber nicht nach. Er kam mit Heloisen nach Paris zurück, und ließ sich im Beyseyn Fulberts und einiger von seinen Anverwandten heimlich trauen.

Die Unbesonnenheit des Domherrn wurde zu einer neuen Quelle von Unglücksfällen. Seinem Versprechen zuwider schwatzte er die Heyrath aus, und jeder kam darauf seiner Nichte

Glück zu wünschen, die aber betheuerte, daß es nicht andem wäre; weswegen dann eine Menge spöttischer Reden über den ehrlichen Mann fielen. Man wußte, daß er geizig war; und dies war hinreichend, ihn in den Verdacht zu bringen, daß er dies Gerücht aus irgend einer eigennützigen Absicht ausgestreut haben möchte.

Diese Widerwärtigkeit brachte ihn wider seine Nichte noch mehr auf, und da er sie nicht bereden konnte, daß es ihr guter Ruf und die Ehre der ganzen Familie erforderte, ihre Heyrath bekannt zu machen, so fieng er erst an, ihr zu drohen; und vom Drohen kam es endlich zur That, da er sie denn auf eine solche Art mißhandelte, die sich für einen Mann von seinem Charakter gar nicht schickte. — Heloise beschwerte sich darüber bey ihrem Gemahl, und Abälard faßte den Entschluß, sie diesem Barbaren aus den Händen zu reißen, es möchte auch kosten, was es wolle.

Er paßte die Zeit ab, da der Oheim nicht zu Hause war, holte Heloisen ab, und brachte sie in eine Benediktiner Abtey zu Argenteuil nahe bey Paris. Die Wuth, worinnen der Domherr sich befand, da er diese Nachricht erfuhr, ist nicht zu beschreiben. Er läßt vier bis fünf seiner Anverwandten zu sich holen, und feuert sie zur Rache an. Einer unter ihnen

thut

thut den Vorschlag, Abälarden an dem Theil seines Lebens zu strafen, mittelst dessen er die Familie beschimpft hatte.

Dieser Anschlag fand Beyfall. In der gleich darauf folgenden Nacht überfiel man Abälarden, und richtete den Vorsatz, ihn zu entmannen, ins Werk.

Die Sache machte Lärm, ganz Paris bedauerte Abälarden, seines Unglücks wegen, und kam den folgenden Morgen nach seiner Wohnung gelaufen. Von allen Seiten beklagte man ihn, und die Obrigkeit stellte Untersuchung über diese mörderische Gewaltthätigkeit an. — Es ergieng ein Befehl, Fulberten beym Kopf zu nehmen; man beraubte ihn seiner Pfründen, und sein ganzes Vermögen wurde zum Besten der Kirche eingezogen. Zween von den Mördern, die einzigen, die man noch habhaft werden konnte, wurden verurtheilt, das Wiedervergeltungsrecht zu leiden, und noch über dies die Augen zu verlieren.

Unterdessen hieng die unglückliche Heloise dem ausschweifendsten Kummer nach. Kaum sah sich Abälard wieder ausser Lebensgefahr, so schrieb er an seine geliebte Gemahlinn, ihr Trost zuzusprechen, und sie sogleich zu ermahnen, daß sie der Welt entsagen möchte, so, wie er den Entschluß gefaßt hätte, das nemliche zu thun. —

Welch ein Opfer für eine Liebhaberinn! Jedoch gehorchte sie, und nahm wirklich im Kloster Argenteuil den Nonnenschleyer an. Wenig Tage hernach ward Abälard zu St. Denis ein Mönch.

Beyde Liebende fuhren zwar von der Zeit an fort, einen Briefwechsel mit einander zu unterhalten; aber es war kein Briefwechsel mehr aus Galanterie, sondern Frömmigkeit und Religion machten den hauptsächlichsten Innhalt davon aus.

Sie schilderte ihm nachher, da sie der Welt schon seit vielen Jahren entsaget und sich zum Klosterleben längst gewöhnt hatte, in ihren Briefen die Uneigennützigkeit ihrer Liebe, und betheuerte, daß sie weder die Ehre der Ehe, noch die Vortheile eines Witwengehalts, noch ihre persönliche Lust, sondern das einzige Vergnügen gesucht hätte, ihren lieben Abälard zu besitzen. Sie sagte ihm: obgleich der Name einer Frau heiliger und von größerer Würde zu seyn schiene; so hätte sie doch allemal mehr Vergnügen daran gehabt, seine Geliebte, seine Beyschläferinn, oder gar seine Hure zu heißen. Dabey betheuerte sie aufs feyerlichste, sie hätte lieber Peter Abälards Kebsweib, als rechtmäßige Gemalinn eines Kaisers über die ganze Welt seyn wollen.

Abälarden brachten die verdorbenen Sitten und der ausschweifende Lebenswandel der Mönche zu St. Denis einen Eckel vor dem Kloster bey; er erlangte mit vieler Schwierigkeit die Erlaubniß, selbiges wieder zu verlassen, und faßte den Entschluß, seine übrige Lebenszeit, nach dem Beyspiel der ältesten Anachoreten, in einer Einsiedeley zu beschließen. Hiezu wählte er sich einen Platz bey Noyent an der Seine, den ihm der Bischof von Troyes schenkte. Daselbst nahm er seinen Aufenthalt, und bauete eine kleine Kapelle mit Binsen und Zweigen von Bäumen, die er der heil. Dreyfaltigkeit widmete.

Nachher, da ihn sein Vermögen in den Stand setzte, sie prächtiger zu machen, widmete er sie dem heil. Geist, und gab ihr den Namen Paraklet. Die beyden nachher kanonisirten Heiligen, Norbert und Bernhard, erregten wegen dieser Benennung Verfolgungen wider ihn, welches ihm seine Einsamkeit unerträglich machte.

Er wurde damals zum Abt von St. Gilda zu Ruyß in Bretagne ernannt; und weil kurz darauf die Abtey zu Argenteuil wegen der ärgerlichen Lebensart der dasigen Nonnen mit St. Denis vereinigt wurde, setzte er seine geliebte Heloise ins Paraklet, und machte sie

zur

zur ersten Aebtissinn des Klosters, das er daselbst stiftete.

Dieser große Philosoph starb zu Clüny den 21sten April 1142 in seinem 63sten Jahre; Heloise überlebte ihn noch 21 Jahre, und starb den 17ten März 1163 im Paraklet.

Helvetius.

Die Familie der Helvetiusse stammt aus der Pfalz her, weil sie aber da zur Zeit der Reformazion verfolgt wurde, ließ sie sich in Holland nieder. — Der Großvater unsers Helvetius war erster Feldarzt bey den holländischen Truppen, und man prägte wegen der Dienste, die er der Republik geleistet hatte, ihm zu Ehren Münzen.

Der Sohn dieses berühmten Mannes kam noch sehr jung nach Paris, war allda unter dem Namen des holländischen Arztes bekannt, und ihm haben die Franzosen die Ipekakuanha zu verdanken. Ludwig XIV. erhob ihn in den Adelstand, und machte ihn zum Generalaufseher über die Spitäler. Er starb 1727, und wurde sowohl von den Armen, als allen rechtschaffenen Leuten bedauert.

Der

Der junge Helvetius, sein Sohn, wurde 1715 geboren. — Schon in seiner ersten Jugend liebte er das Lesen. Seine ersten Bücher waren Feenmährchen, und alles, wo das Wunderbare herrschte. Aber bald darauf folgten La Fontaine und Despreaux. Als er hernach die Iliade und den Curtius las, änderte er seinen sonst furchtsamen Charakter, und wollte Kriegsdienste suchen. — In der Rhetorik gab ihm ein gewisser P. Porne, der sein Regens war, da er die Fähigkeiten dieses jungen Geistes einsahe, eine besondere Erziehung. Er las mit ihm die alten und neuen Schriftsteller von der besten Gattung. — Da lernte Helvetius das Werk des Loke vom menschlichen Verstande kennen, und dieses Buch brachte in seinen Begriffen eine große Veränderung hervor. Er ward ein eifriger Anhänger des Loke, aber wie Aristoteles des Plato Anhänger ward, er setzte zu den Entdeckungen seines Lehrers seine eigenen hinzu. Er brachte in die Rechtsgelehrsamkeit den philosophischen Geist, den ihm Loke eingeflößt hatte. Von diesen Zeiten untersuchte er die Verhältnisse der Gesetze mit der Natur und dem Glücke der Menschen.

Bald nach seinen jungen Jahren verband er sich mit den berühmtesten Gelehrten. Marivaux war einer davon. Dieser Mann, der

seine

seine Romanen mit so viel Geist, Empfindung und Worten überhäuft hatte, war in Gesellschaft oft sehr angenehm: er verdiente wegen seiner Scharfsinnigkeit und reinen Sitten Freunde. Helvetius warf ihm eine Pension von 2000 Thalern aus.

Der Sohn des Herr Saurin, von der Akademie der Wissenschaften, hatte zwar noch kein Werk herausgegeben, wodurch er sich einen Ruhm hätte erwerben können, allein er war unter den Gelehrten als ein großer und richtiger Geist bekannt. Er bekleidete damals eine Stelle, die nicht für seinen Charakter war. — Helverius gab ihm eine Pension von 1000 Thalern, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich auf die Wissenschaften ganz zu verlegen, es zu fühlen, und überall bekannt zu machen, daß er sein Glück seinem Freunde zu verdanken hätte. — Als Saurin sich vereheligen wollte, zwang ihn Helvetius, das Kapital von seiner Pension anzunehmen.

Er suchte das Verdienst überall auf, um es zu lieben und ihm beyzustehen. Soviel er sich auch Mühe gab, seine Wohlthaten geheim zu halten, so könnte man doch ein ganzes Verzeichniß von bekannten Leuten anführen, die er sich verbindlich gemacht hatte.

Vom Fontenelle lernte Helvetius seine Begriffe deutlich vortragen. Aus den persia-

nischen

nischen Briefen des Montesquieu, die damals heraus kamen, lernte er, was die Gesetzgeber für einen Weg einschlagen sollen. — Montesquieu errieth auch sogleich, was für ein Mann sein Freund einmal werden würde. „Ich weiß nicht, sagte er, ob Helvetius seine Uebermacht kennt; aber ich sehe es ein, daß er die Andern weit übertrift.“

Dem Herrn von Voltaire zeigte er den Entwurf, und die ersten zwey Gesänge seines Gedichtes le Bonheur, er fand an ihm einen viel aufgeklärtern Kritiker, als die andern waren, die er bishero darüber zu Rathe gezogen hatte, und einen für seinen Ruhm eifernden Freund.

Er hielt einen Sekretär, mit Namen Baudot, einen mürrischen tadelsüchtigen und unruhigen Geist. Unter dem Vorwande, daß er seinen Herrn schon in seiner Jugend gekannt hatte, erlaubte er sich immer, so mit ihm umzugehen, wie ein tyrannischer Schulmeister mit seinen Kindern verfährt. Eins von den Vergnügungen des Baudot war, die Aufführung seines Herrn, seinen Geist, seinen Karakter und seine Werke mit ihm durch zu gehen. Diese Untersuchung endigte sich immer mit einer heftigen Satyre. Helvetius hörte ihn mit Geduld an, und manchmal sagte er, wenn Baudot

ihn

ihn verließ, zu seiner Gemahlinn: „Aber ists möglich, daß ich alle die Fehler, und so oft Unrecht habe, als Baudot sagt? Nein, ich glaube es nicht! aber ich habe doch einige, und wer würde mit mir davon reden, wenn ich Baudot nicht bey mir behielte.“

Die meiste Zeit brachte er auf seinem Landguthe Vove zu. Ein guter Gemahl; ein guter Vater, mit seiner Frau und mit seinen Kindern vergnügt, genoß er allda die Vergnügungen des häuslichen Lebens. Das Glück dieser Familie bemerkten sogar diejenigen, welche am wenigsten dazu gemacht waren, es zu fühlen. Eine Frau aus der großen Welt sagte, als sie von ihnen redeten: „Diese Leute sprechen nicht wie wir die Worte: mein Gemahl! meine Frau! meine Kinder! aus.“

Auf dem Landguthe, das Helvetius gekauft hatte, war ein Edelmann, mit Namen Vaßeconcelle; er besaß ein kleines Guth, wovon er dem Grundherrn seit langer Zeit die Zinsen nicht bezahlt hatte. Helvetius erhielt durch den Kauf zugleich das Recht auf diese Zinsen. — Seine Verwalter, um die Gunst ihres neuen Herrn zu gewinnen, foderten die Bezahlung auf das strengste. Nach einigen Tagen kam Vaßeconcelle, seinen Grundherrn zu besuchen; er stellte ihm vor, daß es ihm stets unmöglich gewesen wäre, seine Zinsen

zu

zu bezahlen, und daß er auch itzt nicht im Stande wäre, alles zu bezahlen, aber daß er künftighin alle Jahre dasjenige richtig abtragen wolle, was auf ein jedes Jahr zu bezahlen seyn würde. Er setzte noch hinzu, daß, wenn man mehr forderte, und ihn weiter triebe, man ihn ganz zu Grunde richten würde. Er bat den Helvetius, seinen Sachwaltern zu befehlen, daß sie mit ihren Betreibungen inne halten sollten. „Ich weiß, sagte dieser, daß Sie ein ehrlicher „Mann, aber nicht reich sind, Sie sollen mich künftighin bezahlen, so gut Sie können, und hier ist ein Papier, das meine Leute verhindern soll, Sie ferner zu beunruhigen;“ und er gab ihm eine Quittung für die ganze Schuld.

Vaßeconcelle wirft sich mit diesen Worten zu seinen Füßen: „Ach, mein Herr! Sie erhalten meiner Gemahlinn und fünf Kindern das Leben!“ Helverius hob ihn auf und schloß ihn in seine Arme, redete auf das edelmüthigste und zärtlichste mit ihm, und zwang ihn, eine Pension von 1000 Livres zur Erziehung seiner Kinder anzunehmen. Wenn seine Pächter einigen Verlust erlitten, wenn ein unfruchtbares Jahr gewesen war, so ließ er ihnen vieles an den Abgaben nach, und oft gab er ihnen selbst noch Geld.

Er hatte auf seinem Guthe einen Wundarzt, einen Mann von Verdienste angesetzt; er

wurde zugleich mit einer Apotheke versehen, die sehr gut eingerichtet war, und woraus jeder Kranke die Arzney umsonst haben konnte. Sobald ein Bauer krank wurde, so wurde ihm Fleisch, Wein und alles, was er genießen durfte, geschickt. Helvetius besuchte ihn oft, tröstete ihn, sorgte für seine gute Bedienung, oft bediente er ihn selbst.

Er hatte eine ziemlich sichere Art, die Prozesse zu enden. Er zahlte gleich Anfangs soviel, als die Sache, um welche gestritten wurde, werth war. Er war ein eifriger und aufmerksamer Freund derjenigen Bauern, welche Sitten und Güte blicken ließen; es war ihm angenehm, alte Männer und Weiber an seiner Tafel zu haben, die zwar alles Rauhe ihres Standes hatten, aber billige und wohlthätige Leute waren.

Seine Freunde genossen oft des rührenden Schauspiels, wenn sie ihn auf seinem Guthe ankommen sahen. Weiber, Alte, Männer und Kinder umgaben ihn, umarmten ihn, erregten ein Freudengeschrey, und vergossen Freudenthränen. Bey seiner Abreise folgten seine Unterthanen zum Theil seinem Wagen lange nach.

Er suchte auf allen seinen Güthern die Leute zur Arbeit aufzumuntern, hauptsächlich suchte

er

er in Vore den Fleiß zu erwecken, da wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens für diese Leute keine andere Hülfe war. Endlich hatte er eine Strumpfmanufaktur allda zu Stande gebracht.

Alle Morgen meditirte und schrieb er; die übrige Zeit des Tages war zu seiner Unterhaltung bestimmt. Er liebte die Jagd. Viele Wildschützen fanden sich in diesen Gegenden ein. Er ließ es ihnen auf das strengste verbieten, auf seinem Grunde zu schießen, allein da ihn seine Jäger kannten, so trieben sie ihre Strenge nicht sehr weit.

Einsmals jagte ein Bauer unter den Fenstern des Schlosses vorbey. Helvetius wurde dadurch aufgebracht, und befahl, auf diesen Menschen Acht zu haben, und ihn, sobald man seiner habhaft werden könnte, vorzuführen. Den Tag darauf schleppten ihn zween Jäger in den Hof des Schlosses hinein. — Helvetius lief ihm voll Zorn entgegen, da er ihn aber eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Mein Freund! ihr thut mir großen Schaden. Wenn ihr Wildpret nöthig hattet, warum verlangtet ihr keines von mir? Ich hätte euch selbst eins gegeben.“ Nach diesen Worten ließ er ihn los, und gab ihm Wildpret mit nach Hause.

Allein seine Gemahlinn, über die Verwegenheit der Wildpretschützen aufgebracht, ver-

sicherte ihrem Gemahl, daß, wenn er sie nicht strafen würde, sie zu jagen niemals aufhören würden. Er gestand es ein, und versprach, ins künftige strenger zu seyn. Er befahl seinen Jägern, daß, wenn sie einen Wildschützen anträfen, sie ihm das Gewehr nehmen, und ihn nicht eher los lassen sollten, bis er die Strafe würde bezahlt haben.

Wenig Tage darauf hielten sie einen Bauren an, nahmen ihm das Gewehr, führten ihn ins Gefängniß, und ließen ihn nicht los, bis die Strafe nicht bezahlt war. Als Helvetius dies erfuhr, gieng er, um sich keine Vorwürfe von seiner Gemahlinn zuzuziehen, insgeheim zu dem Bauren. Nachdem er sich feyerlich hatte versprechen lassen, ja keinem Menschen etwas von dem zu sagen, was unter ihnen vorgehen würde, zahlte er ihm seine Flinte und die Strafe, welche man von ihm gefodert hatte, nebst den übrigen Unkosten.

Aber die Frau Helvetius war ihrer Seits eben nicht ruhig. Sie sagte zu ihren Kindern: „Ich bin Ursache, daß der arme Mann ist zu Grunde gerichtet worden; ich habe euren Vater angereizet, so streng gegen die Wildschützen zu seyn.“ Sie läßt sich zu demjenigen führen, dessen Unglück sie verursacht hatte, fragte, wie hoch sich sein Schaden beliefe, und bezahlte alles. — Wie konnte auch eine Frau anders

denken

denken, die ein so edles Vorbild an ihrem Gemahl hatte!

Sein Buch de l'esprit de l'homme hatte ihm viele Feinde zugezogen. Da er darinn besonders den Klerus angriff; ihnen länderfressenden Geiz, Unwissenheit, Faulheit, Rachsucht vorwarf, und Fakta sammelte, Stubborn things, die sich nicht wegandächteln ließen, so fiel die Leibwache des heiligen Stuhls, die Bande Loyola's, über ihn her; darum drohten ihm Gefängniß, Verlust seines Glücks. Er konnte sich nur durch einen Widerruf retten.

Helvetius starb den 26sten Dezember 1771 im 60sten Jahre seines Alters am Podagra. Unsere Leser werden erlauben, noch eine Anekdote von diesem berühmten Manne nachzuholen. Er hatte, wie man schon weiß, das Herz, von seinen Reichthümern einen edlen Gebrauch zu machen. Er ernährte mehr als dreyhundert Arme auf seinen Güthern. — Hier ist ein Zug seines Karakters, der für alles andere, was man noch zu seinem Lobe sagen könnte, Bürge seyn wird. Einmal fand sich seine Kutsche in einer engen Straße durch einen Lastwagen aufgehalten. Es währte ihm zu lange, und aus Ungeduld schalt er zur Kutsche heraus auf den Fuhrmann. „Sie haben recht, versetzte ihm der Fuhrmann gelassen, Sie haben vollkommen recht, denn Sie sind im Wagen,

und ich bin zu Fuß.“ — Helvetius empfand diesen Vorwurf so lebhaft, daß er aus der Kutsche sprang, und ihm mit einem harten Thaler für die Lekzion dankte. —

Genug von einem Manne und einer Familie, die das Glück und das Vergnügen ihrer Freunde sowohl als Unterthanen, und beynahe aller Menschen war. — Man kann füglich jene Worte, die Hagedorn vom Karpser singt, auf unsern Helvetius anwenden:

— — Wünscht Königen sein Herz!
Sein Anblick selbst erquickt, die Schwermuth hemmt sein Scherz,
Und er vergißt sonst nichts, als seine Gütigkeiten.

Heraklius *).

Dieser Fürst, der jezt ganz Georgien und Kacherien, nebst zween kleinen ihm ehemals vom Schach Nadir abgetretenen Distrikten Bortschol und Kasach, beherrscht, ist etliche sechszig Jahr alt, mittlerer Größe, hat ein längliches Gesicht, braune Gesichtsfarbe, große Augen und einen kleinen Bart. Er ist ein verschlagener Mann und ungemein herzhaft. Seine

*) Aus russischen Nachrichten gezogen.

ne Jugend hat er zum Theil beym Hofe und in den Feldzügen des berühmten Schach Nadirs zugebracht, wodurch er eine Vorliebe zu persischen Gebräuchen und Sitten angenommen, die hierauf in seinem Lande fast allgemein geworden sind.

Er hat sieben Söhne und sechs Töchter. — Schon bey seines Vaters Lebzeiten hatte er verschiedene Jahre lang das Ansehen und die Gewalt eines regierenden Herrn, seit dessen Tod aber regiert er schon über zwanzig Jahre mit unumschränkter Gewalt.

Seine Nachbaren die persischen Chane fürchten und ehren ihm; er unterhält sie in beständiger Uneinigkeit, und ist der gewöhnliche Vermittler ihrer Streitigkeiten, wofür beyde Partheyen ihm reiche Geschenke zu senden pflegen. Bey entstehendem Kriege zwischen ihnen unterstützt er die am wenigsten verdächtige Partheyen durch einige Hülfsvölker, welches der andern allen Muth und Hofnung benimmt, weil die georgischen Kriegsvölker als die tapfersten dieser Gegenden, und der Fürst Heraklius selbst als der geschickteste und tapferste Feldherr berühmt ist.

Er reitet niemals ohne ein paar geladene Pistolen an seinem Gürtel, und wenn der Feind in der Nähe ist, nie ohne eine über die Schul-

tern gehangene Flinte. — In der Schlacht giebt er jederzeit seinen Truppen Beyspiele der Herzhaftigkeit, und stürzt an ihrer Spitze mit bloßem Säbel in der Hand auf den Feind los.

Er liebt Pracht und Aufwand; trägt beständig reiche Kleider, und einen Kopfbund nach persischer Art; sein Hof ist mit einer großen Anzahl vornehmer Hofbedienten angefüllt, und ganz nach dem Muster des persischen eingerichtet. — Seit dem letzten türkischen Kriege, und der Anwesenheit der russischen Truppen in Georgien, hat er Tische, Stühle, Porzellain und allerhand Tisch- und Hausgeräth aus Rußland kommen lassen, und bey seinem Hofe eingeführt, auch haben verschiedene der dasigen Fürsten mit Löffeln zu essen angefangen, welche vorher nach asiatischem Gebrauch auf dem Boden sitzend, mit den Händen zu essen pflegten.

Bey allem diesem sind seine Finanzen in schlechter Verfassung; seine Einkünfte lassen sich auch mit keiner Gewißheit bestimmen, weil darüber weder Bücher noch Rechnungen geführt werden. Die gewöhnlichen rechnet man auf ungefähr 150,000 Rubel. Sie bestehen aus den Abgaben der fürstlichen und adelichen Bauern an Getraide, Vieh und Wein, welche aber weder gehörig bestimmt, noch berechnet werden. Der Fürst bekümmert sich auch wenig um die Art dieser Gefälle, sondern schickt

nur

nur seine Tributeinnehmer ab, welche mehr stehlen, als sie abliefern. Ueberdies ist die Münze in seiner Residenz Tiflis für 30,000, und der Zoll für 10,000 Rubel verpachtet; der Fürst von Erivan bezahlt jährlich 30,000, und der Fürst von Gansha 10,000 Rubel Schutzgeld, ohne andere Geschenke zu rechnen.

Die Regierung in Georgien ist völlig unumschränkt, und die Strafen sehr strenge, die gelindeste ist die Konfiskazion der Güter; welches einen Theil der Finanzen des Fürsten ausmacht. — Unter dem Adel herrscht noch der gerichtliche Zweykampf, welcher dort unter die Privilegien dieses Standes gerechnet wird. Ehe sie ihren Streit anfangen, gehen sie zur Kommunion, und der auf dem Kampfplatze bleibende wird für den Schuldigen anerkannt. Diese Art Recht heißt vor das Gericht Gottes gehen. Indessen so despotisch auch der Adel mit seinen Unterthanen umgeht, so sklavisch beugt er sich vor seinem Fürsten, und um Ehrenstellen zu erlangen ist ihm die Ehre seiner Töchter nicht zu theuer.

Die Georgier sind dem äusern Ansehn nach sehr devote Leute, aber dabey sehr große Heuchler. — Im ganzen genommen sind die Georgier ein leichtsinniges, faules, eigensinniges und durch keine Erziehung und vernünftigen Religionsunterricht gebessertes Volk. Nicht nur

die Kinder des gemeinen Mannes, sondern auch adliche und fürstliche Kinder, wachsen in der größten Unwissenheit auf, und es giebt viel Fürsten und Edelleute, die weder lesen noch schreiben können, hingegen findet man die Frauenzimmer viel qualifizirter, und sie werden in verschiedenen Kenntnissen unterrichtet.

Die Landleute in Georgien sind alle sehr arm, und man läßt ihnen nur eben so viel Getreide, als sie zum Leben höchst nothwendig haben. — Geld ist fast gar nicht bey ihnen anzutreffen, und verirrt sich einmal eine Silbermünze bey ihnen, so nimmts der Edelmann oder Fürst gleich in Beschlag. —

Ueberhaupt werden die Weiber in Georgien, die meistens sehr schön sind, nach der gewöhnlichen asiatischen Art gehalten, und eingeschlossen. — Die Töchter werden schon im 3ten und 4ten Jahre verlobt, und im zwölften verheyrathet.

Als Schach Nadir Georgien beherschte, führte man alle hübsche Mädchen mit Gewalt nach Persien, ohne die zarische Prinzessinnen zu schonen; auch sagt man, daß eine der Schwestern des Zar Heraklius sich in Schach Nadirs Harem befunden habe. — Da nun die Perser keine verheyrathete Frauenzimmer entführen, so sucht jeder Vater seine Töchter so früh, als

es

es immer möglich ist, zu verheyrathen, welcher aus Noth erfundene Gebrauch noch immer Mode ist. Heraklius selbst hat eine seiner Töchter in ihrem dritten Jahre an einen seiner Untergebenen verlobt. —

Die vornehmen Georgier kleiden sich auf persische Art, und tragen eine Art Turbane, welche sie bey Begrüßungen nicht abnehmen. Der gemeine Mann kleidet sich fast auf polnische oder vielmehr kosakische Art. Die Georgier färben zur Zierde ihre Bärte und Nägel, und die Frauenzimmer sogar die Hände roth.

In ganz Georgien giebts wenig oder gar keine Fabriken und Manufakturen. Die einzige Manufakturwaare, die hie und da von einzelnen Arbeitern verfertigt wird, ist gedruckte Leinwand. — Die gewöhnlichen Münzen in Georgien sind Abaße, oder Stücke Silbergeld von ungefähr 30 Kopeken oder Sous, und kupferne Scheidemünze, die in Tiflis auf den Namen des Zar Heraklius geschlagen wird. Ausser diesen gehen im Lande persische und türkische Gold- und Silbermünzen, welche für Honig, Butter und blaue Leinwand eingezogen werden.

Herr.

„Wie unglücklich bin ich geboren worden! — „sagte Ardaßan Ougli, ein junger Ikoglan des großen Padischah der Türken. — Wenn ich, nur noch von dem großen Padischah allein abhienge! Aber ich bin dem Oberhaupt meiner Oda, dem Kapigi-Bachi untergeben; und wenn ich meine Besoldung empfangen will, so muß ich mich einem Bedienten des Tefterdar zu Füßen werfen, der die Hälfte davon für sich behält. Ich hatte noch nicht 7 Jahre, als man wider meinen Willen eine Zeremonie mit mir vornahm, wovon ich 14 Tage krank war. — Der Dervisch, der uns beten lehrt, ist mein Herr, ein Imam ist es noch mehr; der Mollah hat noch mehr als der Imam zu befehlen. Der Kadi ist ein anderer Herr; der Kadileskier ist es noch mehr. Der Mufti hat mehr Macht, als sie alle zusammen. Der Kiaja des Großveziers kann mich mit einem Worte in den Kanal werfen, und der Großvezier kann mir endlich nach seinem Gefallen den Hals zuschnüren, und die Haut meines Kopfs mit Stroh ausstopfen lassen, ohne daß es auch nur jemand gewahr wird, oder darüber muchsen darf." —

„Was für Herren! großer Gott! wenn ich so viele Körper und Seelen hätte, als ich

Pflich-

Pflichten zu erfüllen habe, so würde ich kaum zureichen. O Allah! warum hast du mich nicht zur Eule gemacht? Ich würde in meinem Loch frey leben, und ohne Herrn und Diener die Mäuse nach meinem Belieben essen. Die Freyheit ist gewiß das wahre Schicksal des Menschen; er hat nur seit der Zeit Herren, als er gefallen ist. — Kein Mensch war gemacht worden, um unaufhörlich einem andern Menschen zu dienen. Jeder würde gern seinem Nächsten zu Hülfe gekommen seyn, wenn die Dinge in der Ordnung wären. — Diese Welt würde das Paradies des Mahomet gewesen seyn, und sie ist dermalen die Hölle."

So redete Ardaßan-Ougli, nachdem er von einem seiner Herren derb geprügelt worden.

Ardaßan Ougli wurde nach einigen Jahren Baschа von drey Roßschweifen. Er machte ein erstaunliches Glück, und er glaubte fest, daß alle Menschen, nur den Großtürken und den Großvezier ausgenommen, wären geboren worden, um ihm zu dienen, und alle Weiber, um ihm Vergnügen zu verschaffen. — So ändern sich die Gesinnungen der Menschen nach ihren Umständen! — —

Herz.

„Es ist, (sagt ein neuer berühmter Schrift-„steller) ein schwach Ding um unser Herz, und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.“

Dennoch ist große Hitze des Herzens und große Sonnenhitze beydes dem Kopfe gleich schädlich. — Wir leben nicht unter solchen Bedingungen, daß wir uns auch in Stücken, wo es seyn sollte, bloß unserm Herzen überlassen können. —

Nach sichern Regeln der Politik soll man die geheimen Winkel des Herzens bey den sogenannten Leuten von Stande am besten in vermischten Gesellschaften, beym Spiele und beym Wein ausforschen; diejenige Geschöpfe aber, welche zu der niedrigsten Klasse der Menschen gehören, am ohnfehlbarsten mitten in ihrer kleinen Oekonomie, oder in ihren vier Pfählen beobachten können. — —

Heumann. (Dr.)

War Professor zu Göttingen, uud ein Polygraph dieses Jahrhunderts. Er schrieb kriti-

sche,

sche, theologische, philosophische ꝛc. Werke. — Daher sein Conspectus reipublicæ litterariæ noch den größten Werth unter seinen Schriften hat. — Am meisten Aufsehn machte ein kleines nach seinem Tode erschienenes Schriftchen, das er den Muth nicht gehabt hatte, selbst heraus zu geben, worinnen er zu beweisen suchte, „daß die Lehre der Reformirten vom heil. Abendmale die rechte und wahre sey.“ —

Dies hätte man dem lutherischen Doktor vielleicht verziehen. Aber daß er eine ganze Reihe von Doktoren aufstellte, und von diesen, die doch im Geruche der Orthodoxie gelebt hatten, und gestorben waren, behauptete: „sie seyen theils heimlich, theils öffentlich seiner Meinung gewesen“ — das war ein solches Piakel in den Augen aller Orthodoxen, daß jeder Pastor und Kantor von der Elbe an bis an den Neckar seinen Speer gegen das Büchelchen einlegte. — Requiescat in pace! Er war zu Altstadt in Thüringen 1681 geboren, und starb 1664 den 11. May zu Göttingen.

Heucheley,

Ist das Merkmal eines bösen greuelvollen Herzens. — Ein Heuchler giebt sich das Ansehn eines rechtschaffenen Mannes, eines Menschen-

freun-

freundes, eines Demüthigen, eines Andachtsvollen --- und ist, wenn man ihn in seinen Schlupfwinkel verfolgt, und seine einzelnen Handlungen beobachtet, von allem, was er vorgiebt, das Gegentheil, ist ein Bösewicht, der Gott und Menschen beleidigt, diese hintergeht, und jenen lästert. — Flieht diesen Proteus, der sich, je nachdem es seine Vortheile erfordern, in hundert verschiedene Gestalten verwandeln kann, und laßt euch nicht durch seine heiligen Gebärden verführen, unter welchen nichts als Trug und Bosheit verborgen liegt. Ueber kurz oder lang erscheint dieser Niederträchtige, dieser heimliche Uebertreter göttlicher und menschlicher Gesetze in seiner ganzen verächtlichen Blöße, über kurz oder lang übt die Wahrheit, an welcher er zum Verräther wurde, ihre furchtbare Rache an ihm aus, und er empfängt, was seine Thaten werth sind. Wie traurig wird alsdenn in der letzten entscheidenden Stunde, wo alles Blendwerk aufhört, das loos des Heuchlers — wie quälend seine vergebliche Reue über die vorsetzliche Entweihung der Tugend und Religion, indeß ruhiges, tröstendes Bewußtseyn eines reinen Herzens und wohlgeführten Lebens, und der süße Vorgeschmack einer unaufhörlichen, durch keinen widrigen Zufall unterbrochenen Glückseligkeit die scheidende Seele des Rechtschaffenen erheitert.

Heyrathen.

Eine Verbindung, welche nach der weisen Einrichtung des Staats nur in ausserordentlichen Fällen getrennt werden kann, sollte nie ohne eine Aussicht von Glückseligkeit errichtet werden, die sich auf Vernunft gründet. Dieser Kontrakt sollte auf Liebe und Freundschaft gebauet seyn, indem er die Verbindlichkeiten in sich fasset, daß einer an des andern Schicksal Theil nehmen, einen jeden Schmerz lindern, und ein jedes Vergnügen gemeinschaftlich geniessen will. —

Die Gesetze, welche in allen wohleingerichteten Staaten über das Heyrathen vorhanden sind, zeigen deutlich, wie die weisesten Gesetzgeber die ordentliche Einrichtung desselben als die wichtigste Angelegenheit betrachten, und wir werden allezeit finden, daß diejenigen Gesetze von den wohlthätigsten Folgen begleitet sind, und die schätzbarsten Endzwecke erreichen, welche der natürlichen Neigung den geringsten Zwang auflegen. —

Nichts nehmen die Frauenzimmer mehr übel, als wenn man zum Nachtheil des verheyratheten Standes etwas sagt; ja sie pflegen wohl gar eine Satyre auf den Ehestand als eine Satyre auf sie selbst anzusehen. Glauben sie

vielleicht, daß sie hierbey die Hauptpartheyen sind? und daß sie alsdann, wann die Abneigung gegen den Ehestand in der Welt herrschend werden sollte, am meisten dabey leiden werden? oder merken sie es, daß die vielen unglücklichen Ehen, welche man überall antrift, mehr ihrem, als unserm Geschlechte zuzuschreiben sind? —

Die Liebe zur Herrschaft, welche sich das schöne Geschlecht nur allzuoft anmaßet, scheinet der Hauptgrund der Uneinigkeit zu seyn, die in den Ehen so gewöhnlich ist; ob man es gleich auf der andern Seite vielleicht für unbillig hält, daß die Männer so sehr auf diesen Punkt ihrer Rechte dringen. —

Gewöhnlich sind die Männer am meisten Schuld daran, daß die Weiber so gern herrschen wollen; indem sie vielleicht nie daran denken würden, den Männern ihre Herrschaft streitig zu machen, wenn sie dieselbe nicht mißbrauchten. — Die Tyrannen sind selbst Schuld daran, daß Rebellen entstehen; und die ganze Geschichte sagt es uns, daß die Rebellen, so bald sie die Oberherrschaft bekommen, selbst wieder Tyrannen werden. Daher wäre es zu wünschen, daß man auf keiner Seite einigen Anspruch auf die Herrschaft machte, sondern lieber mit vollkommener Gleichheit als Glieder eines Leibes zu handeln suchte. —

Hobbes. (Thomas).

Von diesem Gelehrten Engländer sind zwey Bücher berühmt, eines: vom Bürger und das andere betitelte er Leviathan. Beyde sind wahrscheinlich aus der damaligen Verfassung Englands entsprungen. Denn da er ein eifriger Royalist war, zeigte er seinen Mitbürgern, daß nichts bessers sey, den Frieden in einem Staate zu erhalten, als zur Erhaltung desselben einer Herrschaft zu gehorchen, die Gewalt genug in Händen habe, die Sicherheit des gemeinen Wesens fest zu setzen: Geschehe dieses nicht, so seye Krieg Aller wider Alle. —

An diesen Grundsätzen wird man heut zu Tage nichts gefährliches finden. Allein ehemals wurde Hobbes für nicht viel weniger, als einen Ketzer angesehen; denn er hatte die Unklugheit, unter andern auch folgende Sätze zu behaupten: „Die Geistlichen schänden die einfache christliche Religion mit Aberglauben, oder verwirren sie mit eitlen und unnützen Spekulazionen. — Es würde für das Volk gut seyn, wenn man, statt der scholastischen Streitfragen, dem Volke eine gesunde Moral und die Gesetze des Staats öffentlich vortrüge und erklärte. — Und nun durfte er sich freilich nicht einbilden, für Orthodox gehalten zu werden.

Indessen wurde er, da er in England lebte, weder durch die Bastille, noch durch ein Inquisitionsfängniß, noch durch ein Reichsdekret widerlegt und — bekehrt, sondern er lebte, die Federkriege abgerechnet, ziemlich ruhig, ein Alter von 92 Jahren. Ja er hatte das beneidenswürdige Glück, sein ganzes Leben privatisiren zu dürfen, unterstützt hauptsächlich von der Familie der Herzoge von Devonschire, in der er Vater und Sohn als Hofmeister unterrichtet, und auf Reisen begleitet hatte.

Er war geboren am 5ten April 1588 zu Malmsbury, und starb den 4ten Dezember 1679.

Hof. Hofmann.

Es ist nicht leicht über den Hof zu schreiben. Es ist eine Gegend, die wenigen Hofleuten selbst vollkommen bekannt ist. — Man kann sagen, daß sich dabey die Lage der Oerter nach den verschiedenen Charakteren der Fürsten, und bisweilen nach der beständigen Wankelmüthigkeit eines Fürsten selbst verändere. Ein alter Hofmann ist oft genöthigt, zu Anfange einer neuen Regierung seine Lehrjahre wieder anzufangen. Ein solcher hat vielleicht schon 40 Jahre diese Kunst getrieben, wovon er die ersten

sten Anfangsgründe wieder erlernen muß. Zu seinem Glücke hat ihm eine lange Erfahrung eine solche Biegsamkeit seines Geistes verschaft, daß er im Stande ist, alle Eindrücke anzunehmen. Er übersteigt muthig alle Schwierigkeiten, er bequemet sich nach der Mode mit vieler Nachsicht, und biegt sich gerade zu nach allen Umständen. Was vermag nicht der Stolz über das Herz des Sterblichen! —

Der Hof blendet den Pöbel durch seine Pracht und seinen Glanz. Der Weise dringet durch diese äusserlichen Blendwerke hindurch, vertreibt den Schein, und urtheilt ohne Partheylichkeit, weil er ohne Vorurtheil untersuchet. Der Hofmann, der seiner äusserlichen Größe beraubet ist, wird selten bewundert, aber sehr oft verachtet. Dies einzige muß ihn hiebey noch trösten, daß die Anzahl der Klugen gering, und der Thoren groß ist.

Das Glück ist der Mittelpunkt, nach welchem alle Zugänge des Hofes abzielen; dies ist die Gottheit, welcher alle Menschen Weihrauch streuen. Der Fürst ist ihr Erzpriester. Die Hofleute opfern selbst bald als Unterpriester, und bald werden sie auch aufgeopfert.

Die Aufführung der Hofleute macht in der Vergleichung mit ihrem Charakter einen sonderbaren Kontrast. — Sie rühmeu sich der

Rechtschaffenheit, und argwohnen doch von einander das Schlimmste; sie loben die Tugend, und bedienen sich derselben nur zur Verbergung ihrer Laster. Sie geben denen die stärkste Versicherungen der Freundschaft, deren Verderben sie beschließen, und deren Ungnade sie befördern wollen *).

Sie sind freigebig gegen diejenigen, die nichts brauchen, und lassen diese, welche an allen Mangel haben, darben. Sie lieben niemanden, und stellen sich, als ob sie jedermann verehrten. — Sie bezeugen ihre Hochachtung nur aus Zeremonie, und ärgern sich, daß man sie nicht hochschätzet. Sie beklagen sich, wenn man sie lobet, und gerathen in Verzweiflung, wenn man sie nicht lobet. Sie reden aufs heftigste wider die Schmeicheley, und lieben doch die Schmeichler. Sie machen bisweilen die schönsten Betrachtungen über den eitlen Ruhm, und wenden sie nicht selbst an. Sie sind großmüthig aus Interesse, frölich aus Noth, demüthig gegen ihres Gleichen aus Gewohnheit, stolz gegen ihre Untergebenen; ihre Tugenden kom-

*) Hier ist freilich nur von dem gewöhnlichen Schlage der Hofleute die Rede. Wer zweifelt daran, daß es nicht auch rechtschaffene Diener der Fürsten an Höfen giebt — und zwar zur Ehre unsrer Zeit jetzt mehr als man glaubt.

kommen selten aus den reinen Quellen; und sogar ihre Laster sind nur oft erborgt. Sie sind fast niemals Herren über sich selbst; sie haben sich frühzeitig dem Glücke überlassen, welches eine solche Gewalt über sie gewinnt, die sie zum Nachtheile ihrer tugendhaften Neigungen selbst tyrannisirt.

Der Hof wirkt die seltsamsten Veränderungen. Ein Herr, der aufrichtig, uneigennützig und mitleidig geboren ist, wird daselbst der verstellteste, eigennützigste und härteste Mensch. Hingegen giebt es auch von Natur ungestüme, grobe und hartnäckige Köpfe, die in dieser Schule sanft, artig, einschmeichelnd und nachgebend werden. Ueberhaupt aber scheint die Luft, die man in dieser Gegend einathmet, für alle tugendhafte Gemüther höchst ungesund und schädlich zu seyn.

Der Hofmann kann sich als ein abgerichtetes Wesen beschreiben. Man betrachte es nur Stückweise, so wird man das ganze Verdienst finden. Seine Seele zur Verstellung bilden, sich aus der Berückung und Hinterlist ein Gesetz machen, seine Feinde schmeicheln, wenn sie in hohen Ehrenstellen stehn, und sie stürzen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, sich auf eine gute Art unnützer Freunde entschlagen, sich mit mächtigen Beschützern verbinden, sich nach dem Eigensinne eines andern richten, seine

Falschheit und listigen Ränke unter dem Schatten der Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit verbergen, einen Nebenbuhler heimlich aus dem Wege räumen, einen Werth auf die geringsten Höflichkeitsbezeigungen setzen. Seinen Verdruß verbergen, der unter der heitern Stirne kocht, und ein gelehriges Gesicht annehmen, welches mehr vom Interesse, als von der Neigung des Herzens herrühret; dies ist das gewöhnliche Bild eines Hofmanns. Jedoch fehlt es auch nicht an Männern bey Hofe, die wegen ihrer wirklichen Verdienste eine Ausnahme von dieser Regel machen. Aber wie soll man sie unterscheiden lernen? Sie werden sich selbst am besten zu erkennen geben. —

Der Hofmann ist ein Schauspieler. Er hat keine von seinen eigenen Leidenschaften; er stellt nur die Leidenschaften des Hofes vor. Seine Rolle ist schon längst auswendig gelernt, so daß er sie nur wiederholet. Es ist ihm nicht erlaubt, dasjenige zu lieben, was ihm gefällt, zu thun, was er soll, oder zu sagen, was er denket. Er hat seinem Geschmacke, seinem Vergnügen und seiner Freyheit entsagt; und höchstens kann er wünschen, was er will; allein sein Herz, welches von einem Vergnügen zum andern forteilet, ist niemals frey, und niemals zufrieden. Lebte der Hofmann nicht in einer beständigen Zerstreuung, so wäre er der unglück-

glücklichste Mensch. Sein Leben ist ein steter Traum, worinn er selbst das Spiel von tausend verschiedenen Täuschereyen ist, bald wird er durch Furcht niedergeschlagen, und allezeit ist er das Opfer seines Stolzes.

Man braucht mehr Genie, als man denkt, um ein geschickter Hofmann zu seyn, um die Beleidigungen zu rächen, und sie zu verstellen, um die Wahrheit zu verhehlen, und die Miene der Aufrichtigkeit anzunehmen, um auf eine feine Weise zu verläumden, und sich aus der offenbarsten Verläumdung mit guter Manier herauszuziehen, um die Wohlthaten mit Worten, die erwiesenen Dienste mit Versprechungen, und die Schulden mit Drohungen zu bezahlen. Man macht Minen und Gegenminen; man beobachtet sich einander und sucht sich auf den Trümmern eines andern zu erheben. Man erblickt in jedem Hofmanne bisweilen einen Feind, oft einen Nebenbuhler, und allezeit einen Neider. — Wer ein eigentlicher Hofmann seyn, und bey dieser Lebensart fortkommen will, der muß mehr als ein Weltweiser, und ein Meister in der Politik seyn. Er muß lustig und traurig seyn, sich verstellen und beherrschen können. — —

Hofkabalen.

Erregen nie fürchterlichere und dem Staate schädlichere Wirkungen, als bey einem Könige, der schwach genug ist, sich von einem Favoritminister regieren zu lassen. Hier ist ein lebendiges Exempel aus unsern Tagen:

Als einige Jahre vor dem siebenjährigen preußischen Kriege, bey der verschwenderischen B. Haushaltung, das Finanzwesen in S. in dem allerelendesten Zustande war, so hatten die Offiziers bey der Armee in 28 Monathen keinen Heller Traktament erhalten.

Da nicht alle Offiziers eignes Vermögen haben; so wurden dadurch viele in die größte Noth, und einen beweinenswürdigen Zustand versetzt. Unter andern traf es sich, daß der Obriste von — — bey seinem Regimente über die Hälfte unbemittelte Offiziers hatte, deren elender Zustand und unaufhörliches Wehklagen ihm sehr zu Herzen gieng.

Nachdem er vielen seiner Offiziers mit seinem eigenen Vermögen gedient hatte, so lange es zureichen wollte, und dennoch der Zeitpunkt der Auszahlung der Offiziersgehalte noch nicht erscheinen wollte, so faßt endlich der Obriste den Muth, sich selbst an den König zu wenden; die unbeschreibliche Noth seiner Offiziers vorzustellen, und um Auszahlung einiger tausend

Tha-

Thaler auf Abschlag zu bitten. — Ein Unternehmen, das unter der Regierung eines Ministers nach B. Art mehr Muth und Herzhaftigkeit erfoderte, als wenn es darauf angekommen wäre, zehn Batterien mit dem Degen in der Faust anzufallen.

Dieser Obriste entschloß sich jedoch zu dieser Herzhaftigkeit. Er verfaßte den erbarmenswürdigen Zustand seiner Offiziers in ein kurzes und nachdrückliches Supplicat, und er war in der That so glücklich, ohngeachtet aller Br. Aufseher um des Königs Person, dieses Supplikat den eignen Händen des Monarchen zu überreichen.

Der König, welcher nicht anders glaubte, als daß sein Kriegsheer und alle Militär- und Civilbedienten pünktlich bezahlt würden, und alle Kassen in gutem Zustande wären, las dieses Supplikat mit äuserster Befremdung. Er ließ so fort den Grafen v. B. rufen, gab ihm diese Supplik zum Lesen, und frug ihn, was er hierauf zu sagen hätte?

Der Graf, der es vor die größte Geschicklichkeit und Fähigkeit eines großen Geistes hielt, ein guter Komödiant zu seyn, und dessen gewöhnliches Bonmot es war, auf französisch zu seinen Vertrauten zu sagen: „Wir sind alle Komödianten; es kommt nur darauf an, seine Rolle gut zu spielen," spielte bey dieser Gelegenheit seine Rolle vortreflich. — Hier sah man nichts

von

von Erröthen, Bestürzung, Unentschlossenheit, deren kleine Seelen bey einem so kützlichen Vorfalle sich nicht würden haben erwehren können. Se. Exzellenz lasen das Supplikat des Obristen mit gesetzten und ruhigen Geiste und einer lächelnden Miene durch. Sie sagten hierauf zum Könige: daß dieser Anschlag seiner Feinde, ihn bey Sr. Majestät in Mißkredit zu bringen, sehr übel ausgesonnen wäre, denn es könnte sogleich sonnenklar bewiesen werden, daß die ganze Armee und alle Offiziers bis auf den jezt laufenden Monat richtig bezahlt wären. Er wolle Sr. Majestät davon morgen die gültigsten Beweise vorlegen.

Der Minister versprach hier nichts, was er nicht in der That erfüllte, denn einem so verschmitzten Geiste war nichts unmöglich. Er ließ sofort allen Regimentern zur Bezahlung der Offiziers Steuerscheine *) ausfertigen, den letzten Monat aber ließ er in baarem Gelde auszahlen.

Hierauf legte er den folgenden Morgen ein eidliches Attestat des Generalkriegszahlmeisters, und die Quittungen der in *** stehenden Obristen dem Könige vor, daß alle Offiziers der Armee

*) Diese hatten damals fast gar keinen Werth mehr, und die Offiziers wurden folglich dadurch in ihrer Noth gar wenig erleichtert.

Armee auch sogar von dem verfloßnen Monate bezahlt wären; der Obriste müsse nicht richtig im Kopfe seyn, daß er sich unterstünde, Sr. Majestät so offenbare und leicht zu widerlegende Unwahrheiten vorzutragen; und in der That war dieses der Anschlag, wodurch er vollends allen Verdacht aus dem Gemüthe des Königs auszurotten verhoffte, nemlich den Obristen von — als unsinnig auszugeben.

Es wurden demnach sofort verschiedene Vertraute des Grafen v. B. an diesen Obristen geschickt, und ihm die Wahl gelassen, ob er sofort arretirt, in einem unterirrdischen Gewölbe zum ewigen Gefängniß verdammt werden, und alle seine Güther konfiszirt sehen wollte, oder ob er lieber in einem neuen Supplikat an den König gestehen wollte, daß er zuweilen in eine Melancholie verfiele, in welcher er nicht wisse, was er thäte? —

So hart dem Obristen diese Erklärung eingieng, so mußte er sich doch auf Zureden seiner Freunde und Verwandten dazu entschließen.

Der Obriste stellte demnach in einem abermaligen Memorial dem Könige vor: daß er so unglücklich sey, zu gewissen Zeiten in eine Melancholie und stillen Unsinn zu verfallen, die niemand an ihm bemerken könnte, als diejenigen, so stündlich um ihn wären. In diesen Zeiten der Krankheit verfiele er auf die allerabentheuerlichsten und unwahrscheinlichsten Dinge, und in

diesen

diesen unglücklichen Stunden sey es geschehen, daß er das letzt an Se. Majestät überreichte Memorial verfertiget habe. Es sey kein Wort davon wahr, die Armee und alle Offiziers wären bis mit Ablauf des letztern Monats richtig bezahlt. — Damit aber sein unglücklicher Zustand nicht endlich dem Dienste des Königs nachtheilig werden möchte, so bäte er um seinen Abschied, nebst einem Gnadengehalt. — —

Der König bedauerte zwar den unglücklichen Obristen, und ertheilte ihm seinen Abschied mit einem Gnadengehalt, war aber schwach genug, sich noch mehr von der Vortreflichkeit der Staatsverwaltung und guten Wirthschaft seines Ministers zu überzeugen, obschon S. seinem völligen Ruine so nahe war.

Hoffarth muß Zwang leiden.

Sagt das gemeine Sprichwort, das an unsern modischen Frauenzimmern sehr oft erfüllet wird. — Denn was duldet nicht oft eine Dame einer schönen Frisur wegen! gelassen trocknet sie eine Thräne ab, die beym unsanften Kammstrich ins schöne Auge tritt. Willig trägt sie den ganzen Tag über die Last einiger hundert Bratspiese, und opfert selbst des Nachts die Bequemlichkeit der Lage der Erhaltung ihres Puder-, Pomade-,

Eisen-,

Eisen-, und Armensünderhaars-Magazin auf. — —

Holland.

Will man den Einwohnern dieses Landes Glauben beymessen, so haben sie alles angenommen, was die alten und neuern Republiken karakterisirt. Die Eintracht der Schweizer in Schüzzung der Rechte eines jeden Kantons; die Geschicklichkeit der Genueser in Seeschlachten; die Aufmerksamkeit der Venezianer in Handhabung des Ruhms ihrer Regierungsform; das Geheimniß des römischen Senats; den Geschmack der Karthaginenser an der Handlung; die Vaterlandsliebe der Griechen. —

Was für Bewegungsgründe, das Land zu vergöttern, welches sie bewohnen! — Sie haben es so zu sagen aus Nichts hervorgezogen, fruchtbar gemacht, verschönert. — Das Meer, welches ihren Feldern drohte, zerstößt sich an Dämmen, welche sie seiner Wuth entgegen gesetzt haben. Sie haben diese Luft gereinigt, welche faulende Wässer mit tödtenden Dünsten erfüllten; sie haben prächtige Städte auf Schlamm gebauet, den der Ozean bedeckte; die Häfen, welche sie angelegt, die Kanäle, welche sie gegraben, nehmen alles auf, was die Welt hervorbringt. —

Die

Die Erbschaften, welche sie ihren Kindern hinterlassen, haben sie den gegen sie verschwornen Elementen entrissen, sind Herren davon geblieben, und ihre Asche wird an den nemlichen Platze ruhig liegen, wo ihre Väter Ungewitter und Stürme entstehen sahen. Wer immer sich in Holland niederlassen und arbeiten will, findet allda einen Zufluchtsort und Mittel, sich zu nähren; und diese Republik hört nicht auf, die Zahl ihrer Unterthanen auf Kosten von ganz Europa zu vermehren.

Sie unterhält in ihrem Schoos eine Menge Bürger, verschickt nur wenige davon in ihre entfernten Besitzungen, und erhält durch eine gerechte Verwaltung leichten Unterhalt, nützliche Arbeit, und bewundernswürdige Handlungsgesetze die Eintracht unter ihnen.

Endlich hat kein Volk seine Lage, seine Macht, seine Bevölkerungen und Aufnahmsmittel so gut miteinander zu verbinden gewußt. — Wenn ihm die Natur den durchdringenden Geist der Engländer, die Lebhaftigkeit der Italiäner, die gesittete Höflichkeit der Franzosen versagt hat, so sind diese durch einen richtigen und vorsichtigen Verstand ersetzt worden, der dieses Volk leitet und in seinen Handlungen beherrschet. Das nemliche Genie folgt ihnen in die entferntesten Gegenden nach, und die wilden barbarischen Völker, bey denen sie Pflanzstädte angelegt haben, spüren den Fleiß, die Ge-

lin-

kindigkeit, die Menschlichkeit dieser klugen und arbeitsamen Nazion. —

Was noch zur Vermehrung der Bevölkerung in Holland beyträgt, ist die gränzenlose Duldung, welche dort herrschet, und die ihnen unzählbare Familien zugezogen hat.

Aller dieser vortreflichen Einrichtungen und Vortheile ungeachtet, die sich diese Republik eigen zu machen gewußt hat, fehlet es doch, trotz ihres Symbols Concordia res paruae crescunt etc. nicht an innerlichen Zwistigkeiten zwischen dem Volk und ihren Magistraten — den Hochmögenden Herren Generalstaaten und dem Statthalter, die einst der Grund des Umsturzes dieser mit so vielem Blut errungenen Republik seyn dürften. Das Beyspiel der Republik Pohlen sollte sie stets als gegenwärtig lehren, was für bittere Früchte die innerlichen Zwistigkeiten hervor bringen können.

Hudson (Seffery.)

War einer der merkwürdigsten Zwerge, die je existirt haben. Er wurde 1619 in England in der Grafschaft Rutland geboren. Im 18ten Jahre war er nur 18 Zoll lang. Der Herzog von Bukingham nahm ihn zu sich, und wie ihn Karl I. und die Königinn Henriette, bald nach ihrer Vermählung in Burleigh be-

suchten, ward Hudson in einer kalten Pastete servirt. Die Königinn führte ihn mit sich fort.

Im 30sten Jahre ward er auf einmal 3 Schuh 9 Zoll lang, und wuchs nachher nicht weiter. Davenant machte ein Gedicht auf ihn: Seffreide genannt, worinn er den Kampf dieses kleinen Helden und eines welschen Hahns schilderte.

Hudson war ausserordentlich zornmüthig. Einen jungen Edelmann, Namens Crosts, der ihn mehrere malen aufzog, forderte er heraus; Crosts stellte sich ihm bewafnet mit einer Spritze; Hudson ward nun noch wüthender; um die Parthey gleicher zu machen, setzten sich beyde zu Pferde, und Hudson erschoß seinen Gegner. Dieses ereignete sich in Frankreich, wohin Hudson der Königinn während der Unruhen gefolgt war.

Auf einer nachmaligen Reise ward er von einem türkischen Korsaren aufgebracht, in die Barbarey verkauft, kam aber bald wieder los, und hatte 1682 eine Bedienung in der englischen Armee. Er machte sich aber bey der Regierung verdächtig, ward in Westmünster eingesteckt, und starb hier in seinem 63sten Jahre.

Hume.

Alle Nazionen des gesitteten Welttheils schäzzen diesen berühmten Schriftsteller wie billig nach

seinen

seinen wahren Verdiensten, nur den Franzosen, die ihn persönlich kennen lernten, wollte sein Betragen nicht recht einleuchten. — Zwar, als er in Paris erwartet wurde, gieng ihm sein Name voraus; alle gute Köpfe harrten ungeduldig, parce que, hieß es, c'est un homme d'un esprit infini. — Kaum war er auf dem festen Lande, so kabalirte man schon in den ersten Kotterien, um ihn früher, gewisser an sich zu ziehen. Es gelang einer eleganten Prinzessinn, daß sie ihn haschte, den Wundermann, da sie es war, die ihn in den Zirkel der Welt einführen sollte. Man veranstaltete ein Abendessen. Karten flogen nach allen bekannten Cailletten, pour les inviter à un souper delicieux où se trouveroit Monsieur Ume.

Nun erschien der trockne, launige Mann, der den Mund nicht aufthut, wenn ihn nichts interessirt, und freute sich wohl in seinem Herzen über diese Cerealien, wo alle Weiber über ihn herfielen, um auszumachen, ob er ein Weib sey? — Nichts blieb unversucht, um ihn zu elektrisiren; man sprach de ses charmans ouvrages, die niemand von ihnen lesen konnte, du génie profond de Messieurs les Anglois; umsonst, der Undankbare blieb einsylbig und kalt, und gab nicht einen Funken von sich. Endlich zuckten sie betroffen die Schultern, blickten sich einander mitleidig an; — den andern Tag flüsterte man sich ins Ohr: que Monsieur Ume

n'etoit qu'une Bête. Ein Erzspaßvogel setzte hinzu: cet homme a fourré tout son esprit dans son livre. —

Dieser frostige Gelehrte war um so mehr in Paris das Mährchen der Gesellschaft, als man daselbst von den Gelehrten auch Lebensart verlangt, und die französischen Gelehrten bilden sich deshalb um so emsiger in ihren Sitten, als sie dadurch die Manieren der Welt lernen. Denn dort verträgt sich leichter einnehmender Anstand mit tiefer, ernsthafter Wissenschaft, und man kann Arabisch verstehen, wie Reiske, und dennoch unter den Hofleuten glänzen. —

Hupazoli.

Dieser sonderbare Mann, den wenig Leser kennen werden, hat in drey Jahrhunderten gelebt, welches man wohl seit Jahrtausenden von wenig Menschen sagen kann; denn er wurde gegen Ende des 16ten, nemlich 1587 den 15ten März zu Casale im Mantuanischen geboren, und starb den 27ten Jenner 1702. —

Er war Anfangs Geistlicher, begab sich aber hierauf nach der Insel Scio, und von da in seinem 82sten Jahre als venezianischer Konsul nach Smyrna. — Man kann nicht grade sagen, daß er sein hohes Lebensalter einer Enthalt-

haltsamkeit von allen sinnlichen Vergnügungen zu danken hatte, denn er heyrathete fünf Frauen, mit denen er vier und zwanzig Kinder zeugte, und auser diesen rechtmäsigen Zweigen zählte er noch fünf und zwanzig Bastarte. Doch wir müssen seine Lebensart noch etwas umständlicher angeben.

Er trank nie etwas anders, als Wasser, und nahm keinen Tabak, speiste wenig, aber gut, besonders Wildpret und Früchte. Weil er glaubte, diese versorgten ihn mit hinreichenden Feuchtigkeiten, trank er oft ganze Monate nichts, außer Saft von Skorzener.

Er wohnte nie einem Schmause bey, um allezeit früh zu Nacht speisen, eine halbe Stunde hernach zu Bette gehen, und Morgens früh aufstehen zu können. Er hörte alle Tage seine Messe, gieng dann ein wenig spazieren, besorgte seine Geschäfte, und hinterließ 22 Bände, worinnen er alles aufschrieb, was er verrichtet hatte.

Nie hatte er Anfälle von Fiebern, ließ aber auch nie zur Ader, und brauchte keine Arzney, als seine Diät. — Gedächtniß und Sinnen blieben allezeit ohne Anstoß, und er redete von hundertjährigen Dingen, wie von solchen, die erst kürzlich geschehen waren.

Im hundertsten Jahre wurden die seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später machte er des Tags seine vier Meilen zu Fuße. Im 109ten Jahre verlor er die Zähne, daß er sich von bloßen Brühen nähren mußte, bekam aber vier Jahre hernach zwey neue große Zähne, daß er wieder Fleisch essen konnte.

Gegen das Ende seines Lebens hörte die Ausleerung des Geblüts auf, die er seit dreyssig Jahren ordentlicherweise alle Monate gehabt hatte. Er bekam daher den Gries, und der Schnupfen kam dazu, der seinem Leben ein Ende machte.

Uebrigens war er ein Mann von sanftem Charakter, der nie jemand beleidigte, und auch reich, sich mit den ersten Bedürfnissen des Lebens begnügte, wozu er, wie es scheint, besonders den Umgang mit dem Frauenzimmer rechnete. Dies war seine einzige Schwachheit — sagen die Nachrichten von ihm — man muß aber bekennen, daß sie ein wenig stark war.

Hurerey.

Hurerey, oder wie Milton es eigentlich nennt, zufälliger ungenossener Genuß, heißt nichts anders, als den Krieg gegen die Tugend des

ganzen

ganzen unverheyratheten weiblichen Geschlechts erklären, und es ist nicht unmöglich, daß ihr hier vielleicht bisweilen der erste Verführer seyd, folglich alle üble Folgen zu verantworten habt. —

Seyd ihr der Erste, der ein Mädchen mißbraucht, so habt ihr in der Kette der Vorsehung ein Glied zerbrochen, das nicht mehr kann ganz gemacht werden. — Ihr habt einen redlichen Liebhaber einer keuschen Geliebten, vielleicht einer Ehefrauen beraubt; ihr habt sie ihrer Ehre beraubt, des kostbarsten Kleinods eines Frauenzimmers; ihr habt sie ihres Ranges in der Welt beraubt, denn kein tugendhaftes Frauenzimmer wird sie nachdem jemals sich gleich stellen; ihr habt sie des Friedens ihres Gewissens beraubt, der ewig vor ihr fliehen wird; ihr habt ein Unglück auf ihren Vater, Mutter, Brüder, Schwestern und ihre ganze Verwandschaft gebracht, die eben einen so grossen Werth vielleicht auf die Ehre ihrer Familie setzen, als ihr auf die Ehre der Eurigen nur immer setzen möget; und es ist sehr zu befürchten, daß sie durch die schönen Versprechungen einer unveränderlichen Liebe, die ihr thatet, und nie im Sinn hattet, zu halten, vermocht worden, sich allen diesen mannichfaltigen Uebeln zu unterwerfen. —

Die Vorsehung hat es so geordnet, daß, wenn ihr diesen Weg erwählet, Eure Leidenschaften zu befriedigen, eure Gesundheit sicherlich über kurz oder lang sehr hart darunter leiden wird. Wie viele alte edle, reiche Familien, die Fieber, Kinderpocken, Kriege und tausend andere Gefahren überlebt haben, sind auf diese Art ausgegangen.

Noch ein größeres Uebel ist es, anderer Männer Ehefrauen nachzutrachten. — Das größte Unrecht, das ein Mensch dem andern zufügen kann, besteht darinn, daß er ihm sein Leben, seinen guten Namen, seine Güter raubt: man will nicht sagen, daß jeder Ehemann lieber diese verlieren, als sein Bette entehrt wissen würde, aber das ist gewiß, daß Millionen Männer alle drey Stücke in Gefahr setzen möchten, um eine Beleidigung dieser Art zu rächen. —

Was für Glückseligkeiten hat auch ein so beleidigter Mann von einer Ehegattinn zu erwarten, deren Zuneigungen von ihm abgewand sind, von einer treulosen Frau, einer schändlichen Ehebrecherinn? Was für gewaltsame Leidenschaften der Rache erweckt ihr in ihm gegen euch und sie? Ewige Feindschaften, Vergiftungen und blutige Ermordungen sind oft seit undenklichen Zeiten die grausamen Wirkungen

dieses

dieses Uebels gewesen. Setzt dazu die kleinen Kunstgriffe und betrügerischen Maßregeln, die ihr nehmen müsset, diese üblen Absichten zu befördern; ihr werdet suchen, eine verrätherische Bekanntschaft, wo nicht Freundschaft, mit dem Manne zu unterhalten, und zu eben der Zeit, da er euch unter seinem gastfreyen Dache verbirgt, und ihr ihm die höchsten Betheurungen der Freundschaft machet, werdet ihr damit umgehen, wie ihr ihm das höchste Unrecht zufügen möget. — Kann irgend etwas in den Augen jedes denkenden vernünftigen Mannes euch niederträchtiger, undankbarer und verächtlicher darstellen? —

Könnt ihr kein schönes Weib ansehen, ohne sie mit euren Augen zu verschlingen, ohne böse Lust zu ihr zu empfinden? Thut ihr eben das bey jedem schönen Guth, Pferd oder Haus, das ihr sehet? Gelüstet euch alles des, das ihr sehet? und entschließt ihr euch von demselben Augenblicke an, euch aller ungerechten und heimlichen Mittel zu bedienen, um den rechtmäsigen Besitzer seines Eigenthums zu berauben? würdet ihr nicht denjenigen verabscheuen, der dergleichen thäte? —

Hütet euch vor dergleichen Versuchungen, und widerstehet ihren ersten Anfällen; lasset ihr

sie im geringsten Fuß fassen, so werden sie große Vortheile über euch gewinnen; von dem Augen zum Herzen ist ein leichter Weg; bey andern Versuchungen könnt ihr eure Vernunft zu Hülfe nehmen, und ihnen ins Gesicht sehen; aber diese zu besiegen, ist das sicherste Mittel die Flucht; und daher läßt der weise Fenelon seinen Mentor den Telemach von einem jähen Felsen in die See hineinstürzen, als das sicherste Mittel, davon zu kommen, als er ihn in Gefahr fand, den Versuchen, die auf seine Keuschheit geschehen waren, zu unterliegen.

Aber auch die Frauenzimmer haben ein Mittel in Händen, dieses Uebel zu heben. — Ihr Damen seyd es, die ihr es in eurer Macht habt, die Welt in diesem Stücke mit Erfolg zu bessern, denn wenn ihr unsern entehrenden Versuchen keine Aufmunterung gäbet, so würden auch keine unzüchtigen Männer seyn; und dabey würdet ihr sicherlich eure Rechnung finden, indem ihr eine größere Wahl unter Ehemännern hättet.

Wie viele alte Jungfern sind es geworden wegen der übeln Aufführung eines liederlichen ruchlosen Weibsbildes. Einige wenige geile Frauen zu sehen, die sich schmücken, um junge Leute zu verführen, und eine halbe Stadt in

Beschlag zu nehmen, das muß den Unwillen jedes tugendhaften Frauenzimmers erregen; allein, da der Narr vom Manne sich leidend verhält, da solche Frauen nicht auf der That selbst sind betroffen worden; so bleiben sie gewissermaßen in Ehren, werden besucht, und man hat öffentlich und insbesondere Umgang mit ihnen.

Es ist gewißlich eine sehr edle Einrichtung der Vorsehung, daß euer Geschlecht von Natur behutsamer, zurückhaltender, mißtrauischer und bescheidener ist, als das unsrige; ohne Zweifel, damit ihr gegen unsre Versuchungen auf eure Tugend desto besser bewahret wäret; und das ist gewißlich für euch desto nöthiger, da die Gefahr für euch größer ist, wenn ihr von dem Wege der Tugend abweichet.

Wenn demnach ein Frauenzimmer alles Gefühl von Schamhaftigkeit scheint verloren zu haben, jedem hübschen jungen Menschen zuvorkommt, auf jede Zweideutigkeit horcht, oder selbst so spricht, und solche Ausdrücke fallen läßt, die nur dienen, unsere unrechtmäßige Begierden anzufeuren, so ist das gerade wider die angeborne Bescheidenheit, die fast ein unterscheidendes Merkzeichen der Geschlechter ist, und wird eine ganz unnatürliche Handlung.

Selbst die barbarischsten Völker haben von jeher die Unkeuschheit als ein großes Laster angesehen. — Horaz, wenn er die Sitten der Scyren und Gethen beschreibt, sagt in seinem 3ten Buche, Ode 24: „Die begütherte Frau beherrscht hier nicht den Mann, trauet auch nicht dem prächtigen Ehebrecher. — Die erhabenste Mitgabe der Aeltern ist Tugend, und eine durch das Eheband feste Keuschheit, die den fremden Mann fürchtet; — Untreue ist daselbst eine Schandthat, und ihr Gewinnst der Tod.

Hußiten.

So nennt man die Schüler und Anhänger des berühmten Johann Huß, welcher Prediger zu Prag an der Bethlehem-Kapelle war, und um das Jahr 1414 die Meinung des Engländers Wiklef annahm, und vertheidigte; weshalb er vor die Kostnitzer Kirchenversammlung gefordert, und von derselben, weil er seine vermeinten Irrthümer nicht wiederrufen wollte, zum Scheiterhaufen verdammt wurde, welches Urtheil auch zu Kostnitz an ihm, alles gegebenen sichern Geleits ungeachtet, dennoch vollzogen wurde.

Man kann die Beschaffenheit seiner vorgegebenen Ketzereyen, sagt Brougthon, aus der Antwort erkennen, welche er nebst dem Hieronymus von Prag, der mit ihm gleiches Schicksal hatte, der Kirchenversammlung gegeben, als sie solche ermahnte, daß sie sich den Lehrsätzen der Kirche gemäß bezeigen sollten. „Wir sind, sagten sie, Liebhaber des heil. Evangelii und wahre Jünger Christi; die Kirche zu Rom ist nebst allen andern Kirchen in der Welt weit von den apostolischen Aufsätzen abgewichen; die Klerisey rennt nach Reichthümern und Ergötzlichkeiten; sie herrschet über das Volk, bemühet sich um die Oberstellen bey den Gastereyen, und unterhält Pferde und Hunde; die kirchlichen Einkünfte, welche den armen Gliedern Christi gehören, werden auf eine eitele und lüderliche Art verschwendet; und die Priester wissen die göttlichen Gebote nicht, oder wenn sie solche auch wissen, so pflegen sie doch wenig darauf zu achten.“

Wer von diesem Manne, und seinen Anhängern ausführlicher sich zu unterrichten Lust hat, der lese nur die vor wenig Jahren aus dem französischen des Herrn Lenfant übersetzte und herausgegebene Geschichte des Hußiten-Kriegs, und des Konziliums zu Basel, in vier Theilen, in welcher alles, was so wohl auf diesen Mann und seine Lehre, seine Anhänger,

ger, und die aus seiner Lehre entstandenen Folgen und Kriege Beziehung hat, auf das ausführlichste behandelt, und nach der genauesten Wahrheit vorgetragen wird. — Man nannte auch die Schüler des Huß: Calixtiner, Taboriten, böhmische Brüder u. d. gl.

ger, und die aus seiner Lehre entstandenen Folgen und Kriege Beziehung hat, auf das ausführlichste behandelt, und nach der genauesten Wahrheit vorgetragen wird. — Man nannte auch die Schüler des Huß: Calixtiner, Taboriten, böhmische Brüder u. d. gl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg,

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen

Bd.: 3

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919600-0
VD18 80344062-001